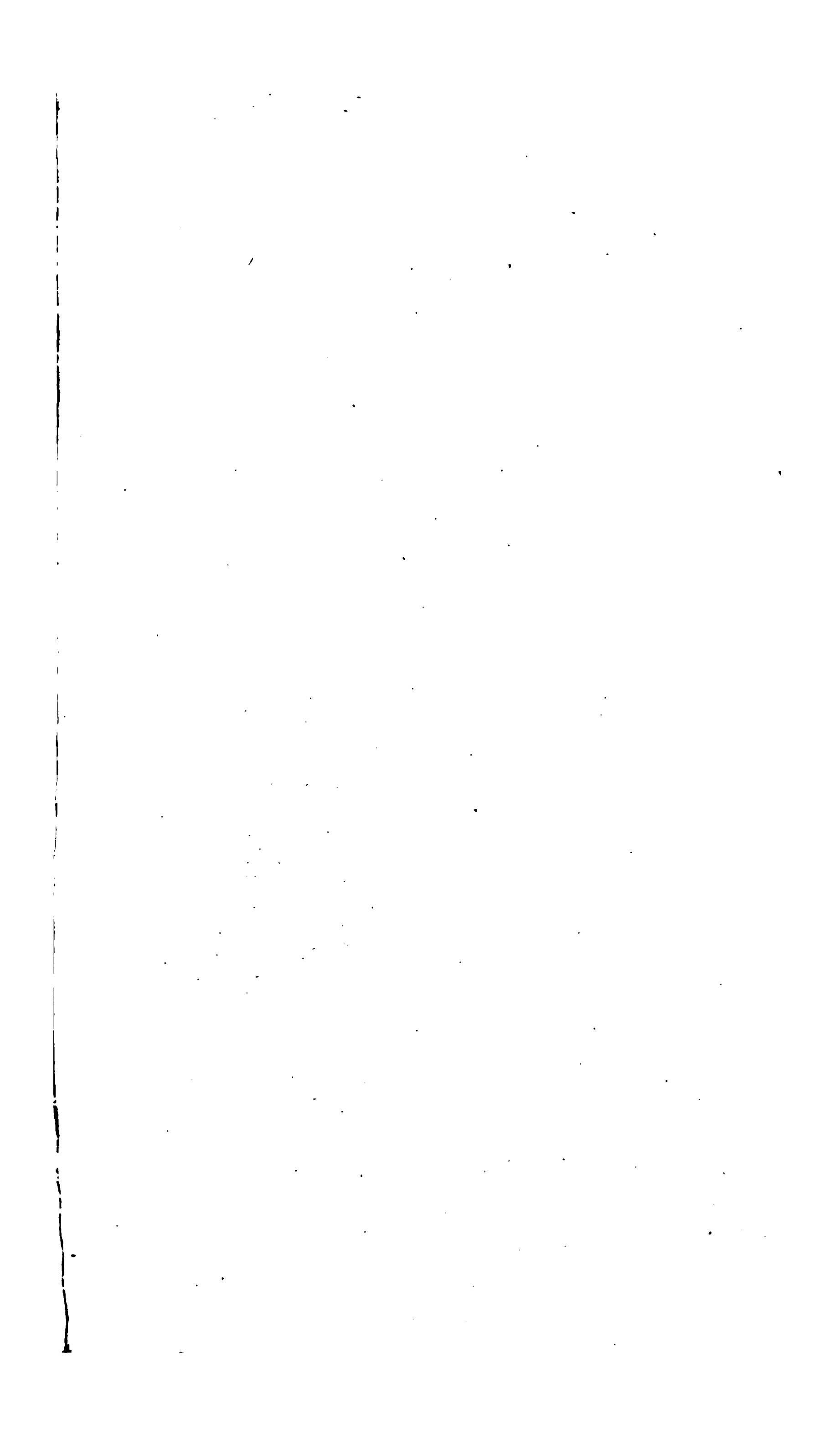



LELAND·STANFORD·JVNIOR·VNIVERSITY



[illegible]



Peint d'après nature par J. F. de Göz
et gravé par J. A. Zim̃ermann graveur de son Altesse.

Abhandlungen
der
baierischen Akademie
über
Gegenstände
der
schönen Wissenschaften.



Erster Band.

München, 1781.
Bey Johann Baptist Strobl, akademischen Buchhändler.

Vorrede.

Die Klasse der schönen Wissenschaften liefert der gelehrten Welt den ersten Band ihrer Abhandlungen, mit der Erinnerung, daß sie das Nützliche mit dem Schönen zu verbinden suchte. Nicht ein Zusammenhang von harmonischen Worten, sondern die Verbindung derselben mit wesentlichen Dingen bestimmt den Werth eines ästhetischen Werkes. Ob sie das Ziel erreichte, darüber soll der Kenner entscheiden. Ihre Meinung bleibt dem bessern Urtheile unterworfen.

Inn-

Innhalt.

Alexan-

Alexander Graf Savioli Corbelli

über die

Stärke des Menschen

im

gesellschäftlichen Stande.



O peuples! O mes freres!
Pourquoi vous dechirer?

Der Mensch, das Geschöpf, das nackend, der Selbsterhaltung, wie der Vertheidigung unfähig, aus dem Schooße der Mutter blickt, das Leben mit Thränen anfängt, und mit Seufzern endet, dieser Mensch ist schwach; aber Schwäche wird ein Leitfaden zur Stärke, sobald die Urtheilungskraft sich mit der Empfindung vereint. — Begierde nach dem Wohl ist die erste Regung des menschlichen Herzens, die Empfindung des Kindes, des Mannes, und des Greises. Sich dem Glücke nähern, das Unglück fliehen ist das Werk entwickelter Fähigkeiten des Verstandes, die den Mangel an den Kräften, die Lücke der Natur ersetzen. — a) Durch die Urtheilungskraft lebten unsere ersten Väter unter den wilden Thieren, ohne daß sie ih-

a) Nos te, nos facimus, fortuna Deam, cœloque locamus. Juv.

rer Gewalt unterlagen; durch die Urtheilungskraft schlossen sie das gesellschäftliche Band, das sie von den Thieren trennte, und durch Tugend, und Weisheit der schaffenden Gottheit näherte. — Ein Blick auf jeden dieser Stände soll von der Stärke des in Gesellschaft lebenden Menschen entscheiden.

Nicht so unglücklich, als es durch Bequemlichkeit verwöhnte Philosophen schildern, war im Naturstande der Mensch. Was ist das Unglück, als eine Zahl von Bedürfnissen, die man nicht befriedigen kann? — Die Grösse der einen bestimmet die Grösse des andern, und im Stande der Natur waren nur Erhaltung, Vertheidigung, und Fortpflanzung Bedürfnisse. — In den Wäldern gebohren, an dieselben gewöhnt, war die Frucht eines Eichbaums seine Nahrung, *b*) das Wasser sein Trank, die Erde seine Ruhestatt, und Speise, Trank, Ruhestatt waren ihm gesegnet, weil er sie für die beste hielt, weil er keine andere kannte. — Von unzähligen Thieren umgeben bemerket er ihren Fleiß, die Früchte des Fleisses, und erhebt sich selbst durch Nachahmung über den Thierstand, weil

b) Glandis appellatione fructus omnes percipiuntur. *Trebonian.*

weil jedes Thier nur dem eignen Triebe folget, und Vernunft ihn die verschiedenen Triebe, und in denselben das benützen lehret, was ihn umgiebt, was er erblicket. — Was würden dem jenigen Palläste, Kleider, und Schätze seyn, der sich Herr über Wälder, Berge, und Flüsse däucht? — Lasset mich, — würde er rufen: — Euere Palläste sind Gefängnisse, euere Kleider Fesseln, und euere Schätze glänzende Tändeleyen, die den Körper durch den Genuß entnerven, den Menschen unter den Menschen setzen. Ein Sohn des Jasse konnte Schaaren von Wilden zum Christenthume bereden, aber Schaaren von Jassen würden kaum einen Wilden von den Vorzügen des gesellschäftlichen Standes überzeugen. c)

c) C'est une chose extremement remarquable, que depuis tant d'années, que les Européens se tourmentent pour amener les sauvages de diverses contrées du monde a leur maniere de vivre, ils n'aient pas pû encore en gagner un seul, non pas meme a la faveur du christianisme. — Je me souviens de l'histoire d'un chef de quelques Américains septentrionaux, qu'on menna a la cour d'Angleterre il y a une trentaine d'années. On lui fit passer mille choses devant les yeux pour chercher a lui faire quelque présent, qui pût lui plaire, sans q'on trouvât rien, dont il parût se soucier. — Enfin

Nackend, aber der Heftigkeit der Witterung, dem Wechsel der Jahreszeiten ausgesetzet, wurde sein Körper gehärtet, und der Vertheidigung fähig. Seine Kräfte mit den Kräften der Thiere gemessen, setzten Gewalt der Gewalt entgegen; Behendigkeit kam zu Hülfe; Aeste, und Steine wurden Waffen, womit er tödtete; das Besteigen der Bäume, und die Flucht wurden Mittel, wodurch er der Gewalt entkam. — Wenn der Bewohner der Städte dem Ackersmanne im Ringen unterliegt, was würde er demjenigen seyn, der Bären, und Wölfe bestreitet, damit ihre Haut seinen Körper bedecke? — Nur zu sehr mindern die Bequemlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens die menschlichen Kräfte: ohne Stahl, ohne künstliche Donner würden wir uns zu den Wilden wie Lapländer zu den Patagonen verhalten, und denselben unterliegen.

Durch die Erde ohne Mühe, ohne Schweis des Angesichts genährt, durch eigne Kräfte, und Behändig-

on s'aperçut, qu'aiant pris une couverture de laine, il semblait prendre plaisir à s'en couvrir les epaules. — Vous conviendrés au moins, lui dit'on aussitot, de l'utilité de ce meuble? — oui — repondit-il, cela me parait presqu'aussi bon qu'une peau de bete. *J. J. Rousseau sur l'ineg. parmis les hommes.*

händigkeit geschützet, was konnte den Menschen an der Fortpflanzung hemmen? — Schamröthe widersprach noch nicht dem Rufe der Natur; man kannte keine Grade der Verwandschaft, die der Befreyungen bedürften; keine Gelübde, die die Nachkommenschaft vor ihrem Daseyn tödten; d) keine Vorurtheile über Geburt, und Stand, die die Menschheit entehren. Ein Blick zeugte Empfindung, ein Gegenblick Befriedigung; und daher Menge von Menschen, die wieder Menge hervorbrachten.

Gleichheit der Nahrung, Gleichheit der Lebensart befreyten den Menschen von tausend Uebeln, die die Kunst gleichsam mit Gewalt der Natur entriß. Der Magen nicht mit Geburten der Unmässigkeit beladen, die Glieder nicht durch geistige Getränke geschwächet, die Zeugungsquelle nicht durch Mißbrauch vergiftet, alles leistete den bestimmten Dienst, und nur Wunden wurden Krankheiten, die selbst von der Güte der innerlichen Säfte geheilet wurden, bis das graue Alter die ohne

 Schmerz

d) Man gebe dem Ausdrucke keine ungleiche Wendung. Wenn dergleichen Gelübde nicht zur Bevölkerung beytragen, so erkennt man doch ihren Werth, und ist ganz entfernt denselben zu bestreiten.

Schmerz gesponnenen Lebenstage fast ohne Schmerz zerriß. So brennt die Flamme ununterbrochen fort, bis sie zu Funken wird, die unbemerkt verlöschen.

Dieser war der so wenig gekannte, und so sehr verschmähte Stand der Natur. Glücklich in Ansehung der Bedürfnisse, unglücklich in Ansehung der Kenntnisse, wenn doch der Mangel an dem, was man nicht kennt, ein Unglück ist. — Tugend und Weisheit mangelten dem Menschen, weil Tugend eine Gewalt über sich selbst ist zum Vortheile der Mitmenschen; *e*) weil Weisheit aus Beobachtung, und benützter Erfahrung kömmt, welcher nur vereinigte, und geübte Kräfte des Verstandes fähig sind. — Diese Gaben waren dem gesellschäftlichen Stande vorbehalten, den nur Bedürfnisse hervorbringen konnten, weil er dem Triebe der Natur, dem Willen Schranken setzet. Der Vogel, der nach der Flöte singt, singt die verlohrne Freyheit.

Durch

e) Le mot de vertu vient de force; la force est la base de toute vertu. La vertu n'appartient qu'à un être faible par sa nature, et fort par sa volonté. *Emile par J. J. Rousseau.*

Il semble, que le nom de la vertu présuppose de la difficulté, et du contraste. *Montaigne.*

Durch die vergrösserte Zahl der Menschen wurden die Nahrungsmittel gemindert: Jagd, Fischerey, Viehzucht erkleckten nicht mehr zu ihrem Unterhalt, und daher — Gewalt, und das blos auf physischer Macht ruhende Recht des Stärkern, das nur ein Band schwächen konnte, das durch das Opfer einzelner Theile der Freyheit die zerstreuten Kräfte zum Widerstande versammelte. — Vielleicht war dieses Band nur eine Erweiterung des mit der Natur verbundenen Familienstandes, *f*) wo das Oberhaupt den Vater, das Volk die Kinder vorstellte; aber gewiß begab sich jeder nur des Theils der Freyheit, der den andern retten konnte; gewiß ist der Stand der glücklichste, der am nächsten an die Natur gränzet. — Das gesellschäftliche Band schwächte die Gewalt, doch durch den Mangel gezeugt konnte sie nur Befriedigung zernichten, und Befriedigung konnte nur das Werk des Feldbaues seyn. Der Erste, der in den Schooß der Erde drang, und den Saamen streute, der unter-

 stützte

---

f) Il semble que l'homme en ouvrant les yeux a la lumiere, a des rapports avec ce qui l'environne: il doit avoir un pere, qui le protége, une mere, qui le nourrit. Si ces êtres bienfaisants suivent la pente de leur coeur, l'enfans est lié par le pacte social, s'ils l'abandonnent, il meurt.

stützte das Socialgebäude, das schon in der Entstehung den Umsturz drohte.

In dasselbe versetzet, wider Mangel, und Gewalt geschützet, fühlte der Mensch Bedürfnisse, die er vormal nicht kannte, und nur durch Mitmenschen befriedigen konnte. g) Der gesellschäftliche Stand ist eine Kette, wovon die Glieder aus Bedürfnissen, und Hilfe bestehen: Zerreiß diese Glieder, so ist es um den Zusammenhang, um die Kette geschehen. — Das Bündniß, das dem Menschen Sicherheit, Schutz, und Gerechtigkeit versprach, foderte einen Theil des persönlichen Wohles zum allgemeinen Besten. Der Mensch ward dem Menschen das nothwendigste Geschöpf, und daher wechselseitige Hilfe, die Dörfer, Märkte, und Städte hervorbrachte; daher die Eintheilung der Einwohner in Vorgesetzte, und Untergebene, die Ordnung, und Gesetze vorschrieb; daher Eigenthum, Ueberfluß, Handlung, die durch Liebe zum Vaterlande, und Politik Dörfer in Städte, und Städte in Reiche verwandelten. Rom, das elende Rom, das sich sogar durch den Raub der Weiber fort-

g) Quand l'homme se soûmet au pacte social, il ajoûte des besoins factices, a ces besoins élémentaires, qui entraient dans sa composition.

fortpflanzen muß, wird Beherrscherinn der Welt; giebt den Königen Gesetze.

Das Kenntniß eines Vortheiles erwecket Begierde nach andern Vortheilen, die am Ende wahre, oder eingebildete Bedürfnisse werden. Der Gedanke **Bedürfniß** zeugt den Gedanken **Befriedigung**, aus dem die Mittel fliessen. Man hatte in den Wäldern wenige Begriffe, weil man wenige Bedürfnisse kannte. Durch das gesellschäftliche Band vermehrt entwickelten sich die Fähigkeiten des Verstandes; aus Begriffen entstunden Begriffe, die vereinigt, geprüft, verbunden Wissenschaften, und Künste hervorbrachten.—Der Mensch, der sich im Stande der Natur nur mit den Thieren beschäftigte, schwingt sich im gesellschäftlichen Stande bis zu ihrem Schöpfer; schließt von den eigenen Fähigkeiten auf seine Vollkommenheit; bestimmt den Lauf der Planeten, die Grösse unzähliger Körper, die kaum das Aug erblicket; verwandelt Höhlen in Palläste, Wüsteneyen in Gärten, und Steine in Bildsäulen. Alles erhält eine neue Gestalt, alles Regeln, und Ordnung, und was Bedürfniß nicht vermag, das bewirket Vorwitz, der selbst am Ende ein Bedürfniß wird. *h*)

Diese

h) Les Desirs de l'homme s'irritent sans cesse par la facilité même qu'il trouve a les satisfaire.

Diese waren die Folgen des geschlossenen Bandes, die Vorzüge des in Gesellschaft lebenden Menschen. Stark durch die vereinigte Kräfte konnte er der Gewalt widerstehen; stark durch die Wissenschaften, und Künste ward die Bildung seines Verstandes eine Vervollkommung seines Herzens, die ihn im möglichsten Grade an die Gottheit anschloß. — Doch, der Mensch wollte glücklich seyn; Glück war sein Wunsch, sein Bestreben; hat er es erreicht? — Täuschender Schatten, warum entfliehst du dem menschenfreundlichen Auge! — Irrthum wäre Wonne, und Erkenntniß wird Schmerz. Der Thurm steht, aber zertrümert, unausgebauet, weil die Arbeiter einander nicht verstehen, und die Mittel dem Ziele widersprechen.

Wer die Geschichte liest, liest die Satyre der Menschheit. *i*) Für das Licht, das Egypten in seinen Tempeln verschließt, und mit Hyrogliphen umhüllet, herrschet ausser denselben undurchdringliche Finsterniß. Laster schwingen Könige auf den Thron, Laster schleudern sie hinab. Das Reich, das heute steht, fällt morgen; sein Sturz zieht den Sturz eines andern nach sich; jeder thürmt

Leichen

i) Qui lit l'histoire, lit la satyre des hommes. *Paar Epit. divers.*

Leichen auf Leichen, und unter einem steten Wechsel von Lorbern, und Cypressen schmachtet die bedrückte Menschheit. Ihre Rechte sind verkannt, vergessen, dem Eigendünkel der Beherrscher überlassen, und der dem Tode entkömmt, kriecht in Sklavenketten.

Griechenland dringt in das Innere der egyptischen Tempel, entlehnt Wissenschaften, und Geheimnisse; Isis wird in Ceres verkleidet; Freyheit herrschet unter dem Schatten der Gesetze, aber schnell wie Luftzeichen verschwindet ihr Glanz. — Zwietracht dringt in die verschiedenen Republiquen, und mit ihr Unordnung. Das Volk, das zu Maraton, Salamin, und Plate persische Heere zernichtet, die zur Entvölkerung der Welt bestimmt schienen, unterliegt den persischen Schätzen. — Eifersüchtig, undankbar gegen seine Wohlthäter straft es in Cimon seinen Beschützer, in Aristides den Gerechten, *k*) und in Sokrates den Weisen. — Eitelkeit zeichnet körperliche Vorzüge in den Jahrbüchern

---

k) Un paysan ne le connoissant point, vint le prier de mettre sur sa coquille le nom d'Aristide. L'Athénien surpris lui demande, s'il avoit a se plaindre de celui, qu'il vouloit proscrire. — Point du tout — repondit cet homme — mais je suis fatigué de l'entendre toujours appeller le juste. *Plutar. Vie d'Arist.*

büchern auf; verschwendet Schätze auf Schauspiele; *l*) belohnt gelehrte Küsse, und errichtet den besten Ringern Bildsäulen, *m*) bis Philipp der Macedonier in Epaminondsschule die Kunst lernet, ausgeartete Griechen zu unterjochen. — Sein Sohn ein durch Eroberungssucht besiegter Sieger bezwingt Persien, Indien, betrachtet den ganzen Erdkreis als eine Beute, die ihm der Tod entreißt, und sein Reich durch Ehrgeiz, Habsucht, und Mord unter seinen Feldherrn getheilt, erwartet römische Fesseln.

Rom errichtet seinen Thron auf den Trümern des kartaginensischen, und alexandrinischen Reiches, streitet unter seinen Königen aus Bedürfniß, unter den Consuln, Decemviren, und Kriegstribunen aus Habsucht, und unter den Despoten für die Erhaltung. Armuth bereitet seine Grösse, Reichthum seinen Verfall, und die besiegte Welt seinen Untergang. — Patriotismus zeugt ein Volk von Helden, aber Helden werden Wütheriche, die nach Zer-

l) Einige behaupten, daß die Aufführung dreyer Tragödien des Sophokles mehr kostete, als der ganze peloponesische Krieg.

m) Pythagoras, Plato, und Chrisipp musten vorher in die Wette ringen, ehe ihre Landesleute auf ihre Weisheit aufmerksam wurden. Schlözer

Zernichtung dürsten. *n)* — Der Cato, dessen Tugend die Nachwelt knechtisch anstaunt, unterzeichnet kaltblütig Karthagos Untergang; den Tod der entwaffneten Bürger, die ausser ihrem Daseyn keine Schuld tragen; und wenn ein Alexander des Porus edle Kühnheit bewundert, demselben Reich, und Freundschaft schenkt, so schleppt Rom besiegte Könige an den Triumphwägen; tritt ihre Kronen mit Füssen, und straft selbst den Muth, der ihre Freyheit vertheidigte. *o)* — Griechenland giebt den Römern Gesetze, Wissenschaften, Künste, aber auch Laster. Rom wird ein zweytes Athen, das stolz auf seine Fabricius, Regulus, und Cincinnatus von denselben abartet, und in der äusserlichen Stärke innerliche Schwäche fühlet. — Zwietracht herrschet zwischen dem Volke, und dem Senat.

n) Cet amour de la patrie consista pendant quatre siecles a rapporter a la masse commune, ce qu'on avoit pillé chés les autres nations. C'est la vertu des voleurs. Aimer la patrie c'étoit tuer, et depouiller les autres hommes.

o) C'est ordinairement dans les plaisirs d'un peuple, qu'il faut chercher à le connoitre. On sait, a quel point ils furent passionés pour les combats des gladiateurs, et c'est aux Romains, qu'on peut attribuer l'invention de ce plaisir barbare, et cruel jusqu'au dernier point. *Lozembrune. Abus du bien moral.*

nate. Jenes fodert die Theilung der eroberten Felder; dieser widersetzet sich, handelt despotisch, und daher innerliche Unruhen, die durch den Verfall der Sitten Bürgerblut vergiessen, und aus dem Gedanken **Befreyung** den Gedanken **Eroberung** hervorbringen. — Rom unterliegt dem Ersten, der es zu bezwingen wagt. Durch Sulla entvölkert, p) durch Cäsar besiegt, rächet ein Funken von römischer Grösse die verlohrne Freyheit; aber der Funken verlischt, und schon der Ketten fähig küsset der Römer knechtisch die Hand, die ihn auf ewig fesselt. — August löscht durch Wohlthaten die Laster des Octavius aus; schenket der Welt Ruhetage, wo Wissenschaften, und Künste blühen, Talente Belohnung erhalten, aber nur Tage. Seine Nachfolger sind Wütheriche ihrer Völker, Sklaven ihrer Heere, die selbst in der Tugend den stillen Vorwurf ihrer Laster strafen; und wenn sich solche unter den Aurelien, und Antoninen auf den Thron schwingt, so sind es die letzten Bemühungen eines Sterbenden. Die bedrückte Menschheit fühlet unter weichen Knechten ihrer Günstlinge, unter

p) Le Massacre fut si grand, que Considius lui representa, que s'il vouloit être le maitre des Romains, il ne devait pas les detruire tous. *Echard. Hist. rom.*

unter Fanatikern, die den Schöpfer wegen der den Reichsgeschäften geopferten Stunden um Nachsicht bitten, daß sich der Augenblick ihres Verfalles nähert. — Rom durch Konstantin verlassen, durch Theodosius getheilt, durch innerliche Unruhen, und Religionsirrungen gequält, durch äusserliche Feinde zertrümmert, stürzt schnell in Westen, langsam in Osten, und sein Sturz gleich dem Sturze eines Berges streuet Verwüstung um sich.

Sicherheit unter dem Schutze der Gesetze, Stärke durch vereinigte Kräfte, Weisheit durch entwickelte Fähigkeiten des Verstandes, alles ist im westlichen Theile dahin. Die Menschen sind den Menschen Wölfe, entweder Raub, oder Räuber. q) — Gewalt herrschet über das Geschick der Staaten, Aberglaube über Ehre, Gut, und Leben. Zweykampf, Wasser- und Feuerproben entscheiden über Unschuld und Laster, geheiligte Gegenstände über zweifelhafte Rechtsfragen. Unerwartete Zufälle sind nach dem Verhältnisse der Umstände Wunderwerke, oder Verfolgungen des Satans, dem magische Kraft eine unumschränkte

q) Ferarum iste conventus est, nisi quod illae placidae inter se sunt, morsuque similium abstinent; hi mutua laceratione satiantur. *Seneca.*

Gewalt über den Erdkreis schenkt. Theologische Streite erwecken Unruhen, fürchterlich wie die Ungewitter, wo Donnerschläge auf Donnerschläge folgen; Ströme vom Blut fliessen, und Urtheilungskraft durch Mord, Verwüstung und Elend geschwächt, durch Furcht betäubt, scheint nur mehr ein Trieb nach Unthaten. Selbst Theodorich, an dem die Geschichte wahre Größe rühmt, tödtet im Symachus seinen Wohlthäter, und im Odoacer einen besiegten König, dem feyerliche Versicherungen das Leben versprachen. — Karl der Grosse reißt das westliche Reich aus seinen Trümmern, aber nicht Sitten, nicht Wissenschaften, nicht Künste. Seine menschenfreundlichen Verordnungen sind Heilungsmittel, doch ist die Heilungskraft dem Untergange des östlichen Reiches vorbehalten, den Kreuzzüge durch Entvölkerung der Länder befördern.

Kreuzzüge entvölkern Länder, aber sie bereiten ihre Aufheiterung. Freyheit durch Geld erkauft, das zu den Wanderungen von einem Welttheile zum anderen beyträgt, belebt Italien, Frankreich, Deutschland, Engelland, und wird die Mutter der Kenntnisse. — r) Italien hatte schon Dichter, bevor

r) Les Rois furent interessés à etendre la liberté, pour

bevor Muhameds Schwerd die Musen aus Konstantinopel verdrang. f) Diese gleich dem Baume, der im Anfange Blätter, dann Blüthe, dann Früchte hervorbringt, beschäftigen sich mit dem Angenehmen, bis sie zum Nüzlichen dringen. Man bewundert das Gedachte, bis man selbst denkt; man zweifelt, irrt, bis man entdeckt. Den Träumen eines Deskarts folgen Locks Wahrheiten, und dann nüzet die Philosophie einer jeden Wissenschaft, und jede Wissenschaft der Philosophie. Der gemeinschaftliche Nuzen läßt in der Aufheiterung des Verstandes die Besserung des Herzens fühlen, aber nicht im möglichsten Grade. Die Menschheit hat dem Lichte einen Schritt näher gethan, aber ganz ist die Finsterniß nicht verschwunden.

Welttheile schmachten noch unter einem eisernen Despotismus, wo Sultane sich in Seraile verschliessen, nur vom ferne sich zeigen, nur durch

abaisser le pouvoir des Nobles. Ils rendirent, par intérêt, des edicts, que l'intérêt fit executer. Les Nobles se depouillerent de la tyranie par avarice, et employerent même la violence pour vendre la liberté a des serfs, qui trop obrutis pour en connoitre le prix, refuserent de l'acheter. *Levesque L'homme pensant.*

f) Dante, Petrarcha.

Veziere sprechen, wovon die Worte Donnerschläge sind, die Sklavenvölker zerschmettern. — Europa preist den Werth der Freyheit, und kauft Sklaven für Kolonien. Die Rechte der Staaten sind geschrieben, aber das Schwerd entscheidet, und Menschen werden durch Menschen zernichtet. Wohlthätige Beherrscher streben nach dem Glücke der Völker, doch giebt es Artoxares, t) die die vertraute Gewalt mißbrauchen, Wahrheit und Verdienste von dem Throne entfernen, und freye Menschen durch kriechende Knechte unterdrücken. Gesetze sorgen für Ehre, Gut, und Leben, aber meistens entlehnt, nicht den Gegenden, nicht den Völkern angemessen, die sie beglücken sollten, bleiben ihre Strafen ohne Besserung, Tugenden ohne Belohnung, und der Asmode, u) der Menschen in das Innere der Wohnungen blicken läßt, findet in der Liebe, im Ehrgeize, und in der Habsucht Quellen von Unruhen, die Stuffenweise Jünglinge, Männer, und Greise kränken, und sich wie der Saame bis in das Unendliche vervielfältigen.

Doch, wenn Begierde nach dem Glücke das gesellschäftliche Band schloß, wenn Gesetze die geopfer=

t) Minister des Darius Ochus, der durch Bedrückungen zum Verfalle des persischen Reiches vieles beytrug.

u) Le diable boiteux.

opferten Theile der Freyheit in sich fassen, wenn vereinigte Kräfte und Kenntnisse die Stärke des Menschen im gebundenen Stande bestimmen; woher diese fortgesetzten Unruhen? Der Abstand vom Wunsche zur Erfüllung? — Weil Eigenliebe blendet, und Menschen Kinder sind, die sich an dem Stahle verwunden, der sie vertheidigen sollte.

Derjenige, der sich den Menschen bösartig vorstellte, träumte einen häßlichen Traum, der die Natur beleidigte. Das Kind, das zum ersten male den Tag erblickt, ist nur der Thränen fähig, wodurch es Bedürfnisse anzeigt, die es nicht befriedigen kann. Unwissenheit ist sein Loos. — Erst bey Entwicklung der Fähigkeiten des Verstandes folgt der Mensch dem innerlichen Triebe nach dem Wohl, mehr durch fremde, als durch eigne Begriffe. Nicht jedem ist Selbstdenken gegönnt, und wäre es, so hinderten ihn Erziehung, Beyspiele, und Trägheit. *w*) Brutus würde in einem despotischen Staate kein Brutus gewesen seyn; die Furcht hätte ihn zum Sklaven erzogen. — Sind

 die

w) Soyons de bonne foi. Nous ne refléchissons gueres plus, que des sauvages. - - - Si notre tête est remplie de principes réflechis, tant bons, que mauvais, c'est que nous sommes venus dans un pays, et dans des tems, ou nous avons trouvé un énorme assem-

die Begriffe gut, so wird der Mensch tugendhaft; sind sie es nicht, so wird er ein Böswicht, nicht weil seine Natur zum Bösen zielet, sondern weil er in dem Bösen das Glück zu finden glaubt. Katilina liebte nicht den Verrath des Vaterlandes, aber die höchste Gewalt, so von demselben abhieng. — Selbst die Tugend kann schädlich werden, wenn sie aus widrigen Begriffen entspringt. Kurtius, der sich in den Abgrund stürzt, weil er das Vaterland zu retten glaubt, beraubt dasselbe eines guten Bürgers, weil der Abgrund auch ohne seinen Tod sich geschlossen hätte, und daher ist jeder Misbrauch ein Irrthum, jedes Laster ein falscher Schluß. Der ruhmsüchtige Krieger würde die Menschen nicht auf die Schlachtbank liefern, wenn er wüßte, daß der Ruhm von der Erhaltung derselben abhängt, und der Strassenräuber würde nicht die allgemeine Ruhe stören, wenn er ausser dem Müssiggange ein Glück kannte.

Die Menschen sind nicht glücklich, weil sie ihre Vortheile verkennen, und sie verkennen dieselben, weil

blage de réflexions faites peu a peu, recueillies de siecle en siecle, et dont s'est formé un ridicule amas, ou l'on trouve jettés confusement des verités précieuses, et des prejugés aussi absurdes par eux-mêmes, qui se rendent respectables par leur antiquité *Levesque L'homme pensant*.

weil sie sich von der Natur zu sehr entfernten. Man nähere sie derselben, man unterrichte sie, und das Uebel wird, wo nicht ganz, doch nach Möglichkeit verschwinden. x) — So lange der Mensch durch Eigenliebe angeführt nur sich allein auf dem Erdkreise betrachtet, so lange wird das Maaß seiner Bedürfnisse die Mittel zur Befriedigung übersteigen, und daher widrige Zufälle, und Laster, die dem Glücke widerstreben. Erforschet er seine Schwäche, die Nothwendigkeit einer gemeinschäftlichen Hilfe, und Abhängigkeit, den Einfluß des Einzelnen auf das Ganze, und des Ganzen auf das Einzelne, so wird sich das Maaß der Bedürfnisse mindern; er wird des Vortheiles überzeugt sich selbst in einer Gattinn lieben, die sein Herz wählte; in seinen Kindern, die seine Zärtlichkeit hervorbrachte; in den Mitmenschen, die ihn unterstützen; und Eigenliebe zur Tugend geschwungen, wird ihn dem möglichsten Grade des Glückes nähern, ohne welchen seine Stärke im gesellschäftlichen Stande nur eine gekünstelte und wankende Stärke wäre.

x) Le bien, et le mal semblent les deux limites de notre existence; si nous nous plaignons d'avoir inutilement parcourû la carriére, qui les sépare, c'est, que nous sommes partis du bien pour aller a sa rencontre.

Vielleicht ist diese Veränderung nahe, vielleicht entfernt sie das Vorurtheil. Auch die erneuerte Lehre des Philolaus ertrug lange Widersprüche, doch sprach am Ende Erfahrung für die Bewegung des Erdballes. Sollten die Schritte der Moral langsamer, als die Schritte der Physik seyn? — Wenn Memphis und Eleusis durch ihre Geheimnisse der Vorwelt gesellschäftliche Tugenden gaben; wenn in den neuern Zeiten geistliche, und auch weltliche Verbindungen Gleichheit der Begriffe, Gleichheit der Handlungen zeugten, so scheint der Erziehung, die Menschen aus Wilden, Weise aus Menschen bildet, und gleich dem Feuer des Prometheus nach dem Verhältnisse der Regierungsform Liebe zum Vaterlande, Ehre und Furcht belebt, eine noch höhere Macht gegönnet zu seyn; der Grundriß bedarf nur der Ausführung. y) — Doch, sollten diese Gedanken nur ein eitler Wunsch seyn; Vernunft, Thorheit, Mittel und Ziel bis zur Auflösung des Erdballes einander widersprechen, so wünschte ich das Wohl der Menschheit, — und bin zufrieden.

y) Comme il faut de la vertu dans une république, et dans une monarchie de l'honneur, il faut de la crainte dans un goubernement déspotique. - - - - La vertu dans une république est l'amour de la république. *Montesquieu.*

J. G. Herder,

fürstl. sächs. Oberkirchenraths- und Generalsuper-
intendenten des Herzogthums Weimar,

über die

Wirkung der Dichtkunst

auf

die Sitten der Völker

in alten und neuen Zeiten.

Wie? sind alle diese Nachrichten Fabel und selbst Poesie? oder, wenn sie Wahrheit enthalten, wie konnte Plato und andere Wächter der Sitten ihr den Eingang in ihre idealische Republik versagen?

Oder hatte sie die Wirkung; hat sie sie noch? was hat sich geändert? sie selbst, oder die Welt um sie? Zeit, Sitten, Völker?

Und hätte sie sie nicht mehr; was ist an ihrer Stelle? was besseres? schlechteres? nichts? und wie könnte man ihr in den beyden letztern Fällen etwas von ihrer alten Würde und Hoheit wiedergeben? ihr zurückhelfen auf den Thron ihrer Väter?

Oder wäre sie so tief verfallen, daß sie übeln Einfluß auf den Charakter und das Glück der Menschen hätte; wie könnte man diesem Uebel steuern? ihr ihr Gift nehmen? oder die Seelen der Menschen wieder aufschliessen zur reinern Sprache des Olympus? —

Mich dünkt, diese und andere Fragen liegen vor mir. Ein weites Gebiet! groß, wie die Geschichte gebildeter und ungebildeter Nationen, und zugleich tief, wie die menschliche Seele, ihre edel-

sten

sten Kräfte in Wirkung und im Empfange fremder Wirkung, zugleich in dem, was wir Sitten, Charakter, Gutes und Böses im Einzelnen und Ganzen, Menschen- und Völkerglückseligkeit nennen.

Nichts ist angenehmer und lehrreicher als ein solches Feld und solche Ausbeute der innersten Menschengeschichte; nichts ist aber auch schwerer. Soll ich also, da ich von der Poesie schreibe, eine poetische Muse, oder da ich von ihrem Einflusse auf die Sitten schreibe, **Wahrheit und Geschichte** zum Beystande rufen? Mich dünkt, das letzte. Von Poesie als ein Poet zu schreiben, bringt nicht weit: bist du der, so schreibe nicht davon, sondern dichte. Auch über Wirkungen und empfangene Einflüsse der menschlichen Seele allgemein zureden, ohne besondere Zeugnisse, Proben und Gewährleistung dessen, was man behauptet, kann nie weit bringen; und am mindesten weit, bey einer so grossen und verflochtenen Sache, als hier die Wörter „Poesie, **Einfluß, Sitten, alte und neue Zeiten**„ in sich schliessen müssen. Allgemeine Abhandlungen *b*) über ein

b) Ausser dem, was in allen Poetiken zum Besten der Poesie steht und stehen muß, haben Fraquier (T. I. II. der memoir. de l'acad. des belles-lettres) Mas-

ein solches Thema liest man mit Widerwillen und Eckel: man weiß nie, wo man ist, noch wovon man, bestimmt gesagt, redet. Die Akademie hat also durch die ausdrückliche Bestimmung „ alte und neue Zeiten „ Winkes genug gegeben, daß die Frage nach der Geschichte, aus den Sitten der Zeiten und Völker, beantwortet werde; und das sey nach einem kurzen Kapitel ins Allgemeine der Zweck dieser Abhandlung, einzelne Früchte und Blumen einer langen und mühesamen Ernte.

I. Was ist Poesie, wirkende Dichtkunst? und wie wirkt sie auf die Sitten der Menschen? gut oder böse?

II. Wie wirkte sie bey den vornehmsten Nationen der Alten, die wir näher kennen? bey Ebrä-

sieu (T. II. derselben memoir.) Racine (T. VIII.) und andere genug darüber geschrieben, deren Verzeichniß man in Schmids Literatur der Poesie (Leipz. 1775.) S. 154—57. finden und sich selbst vermehren kann. Das gröbste, was wohl meines Wissens gegen die Poesie gesagt ist, und zwar nicht unter dem Scheine der Andacht, sondern des gesunden Verstandes und der Wahrheit, steht in den Parrhasianis p. 1—130. deren Verfasser aber durch Proben in Erklärung biblischer Poesien genugsam gezeigt hat, daß ihm für Dichtkunst der Sinn völlig fehle.

Ebräern, Griechen, Römern und nordischen Nationen?

III. Welche Veränderung geschah mit ihr in den mittlern und neuen Zeiten? und wie und was wirkt sie etwa jetzt? c)

Nothwendig fodert ein Umfang solcher Fragen, daß ich mich, so viel ich kann, in jede Zeit, unter jedes Volk ganz hinstelle und nicht, wie die Schnecke ihr Haus, überall meine enge viereckte Stu-

c) Die Preisschrift der Akademie zu Mantua „über den Einfluß der Dichtkunst in die Politik„ vom Jahr 1770. habe ich nicht gelesen. Die Schrift, die am meisten Aehnlichkeit mit unsrer Aufgabe hätte, wären Dr. Browes Betrachtungen über Poesie und Musik (übers. Leipz. 1769.) deren Verfasser bekanntermassen die scharfe Schätzung der Sitten seiner Zeit geschrieben hatte. Da er aber mehr einer Kunsthypothese nachgeht, der bey allem Falschen und Uebertriebenen, worinn sie sich verirret, doch noch nicht ganz Gerechtigkeit geschehen ist: so hat er freylich die besten Sachen nur berühren und oft sehr schief berühren müssen. Ueberdieß scheint sein Kenntniß der Poesie und des Alterthums fundus mendax und er blos anderswo allegirte Stellen gebraucht zu haben. Ich geschweige, was sonst über die Sittlichkeit der Schaubühne, anakreontischer Dichter u.s.w. häufig für und gegen geschrieben worden. Praschii Werk de variis modis moralia tradendi ist eine elende Kompilation.

Stube umhertrage. Die schönsten und schlechtesten Einflüsse der Dichtkunst sind doch fein und vorübergehend genug, um von entlegenen Völkern und Zeiten auch nur einen Schatten hinwerfen zu können, der Wahrheit gewähre.

Erster Abschnitt.

Was ist Poesie? wirkende Dichtkunst? und wie wirkt sie auf die Sitten und Völker der Menschen? gut oder böse?

Nur ein Kapitel fürs Allgemeine.

Ist Poesie das, was sie seyn soll, so ist sie ihrem Wesen nach wirkend. Sie, die Sprache der Sinne und erster mächtiger Eindrücke, die Sprache der Leidenschaft und des allen, was diese hervorbringt, der Einbildung, Handlung, des Gedächtnisses, der Freude oder des Schmerzes, gelebt, gesehen, genossen, gewirkt, empfangen zu haben, und der Hoffnung oder Furcht, es künftig thun zu werden — wie sollte diese nicht wirken? Natur, Empfindung, ganze Menschenseele floß in die Sprache, und drückte sich in sie, ihren

Kör=

Körper, ab; wirkt also auch durch ihn in alles, was Natur ist, in alle gleichgestimmte, mitempfindende Seelen. Wie der Magnet das Eisen ziehet, wie der Ton einer Saite die andre regt, wie jede Bewegung, Leidenschaft, Empfindung sich fortpflanzet und mittheilt, wo sie nicht Widerstand finden; so ist auch die Wirkung der Sprache der Sinne allgemein und im höchsten Grade natürlich. Sie macht Abdruck in der Seele, wie sich dies Bild und Siegel in Wachs oder Leim formet. *d*)

Je wahrer also, kenntlicher und stärker der Abdruck unsrer Empfindungen ist, d. i. je mehr es wahre Poesie ist; desto stärker und wahrer ist ihr Eindruck, desto mehr und länger muß sie wirken. Nicht sie, sondern die Natur, die ganze Welt der Leidenschaft und Handlung, die im Dichter lag, und die er durch die Sprache aus sich zu bringen strebet — diese wirket. Die Sprache ist nur Kanal, der wahre Dichter nur Dollmetscher oder noch eigentlicher der Ueberbringer der

d) Es sind dies meistens Gleichnisse und Bilder, die Plato, Cicero und noch mehr die Dichter selbst von der Art ihrer Wirkung gebraucht haben; es wäre aber zu weitläuftig, die Stellen als blosse Blumen zu citiren.

Natur in die Seele und in das Herz seiner Brüder. Was auf ihn wirkte und wie es auf ihn wirkte, das wirkt fort, nicht durch seine, nicht durch willkührliche, hinangeflickte, konventionelle, sondern durch Naturkräfte. Und je offner die Menschen sind, diese zu fühlen oder zu ahnden; je mehr sie Augen haben, zu sehen, was in der Natur geschieht, und Ohren zu hören, wie es ihnen der Bote der Schöpfung mittheilt; desto stärker wirkt nothwendig die Dichtkunst in ihnen. Und sofort wirkt sie aus ihnen weiter. Je mehr sie auf Menschen in Menge wirkt, die ihre Eindrücke gemeinschäftlich empfangen, und einander, wie zurückgeworfene Stralen der Sonne, mittheilen: desto mehr nimmt Wärme und Erleuchtnng, die aus ihr quillet, zu; der dichterische Glaube kann Glaube des Volkes, Handlung, Sitten, Charakter, Theil ihres Schadens oder ihrer Glückseligkeit werden. — —

Nun haben es schon trefliche Männer untersucht, in welchem Zustande und Zeitalter das menschliche Geschlecht uud seine Gesellschaft dieser Sprache der Natur, ihrer Sinne und Leidenschaften am offensten und fähigsten sey? und alle e) haben

e) Ich will besonders und vor allen nur Blackwells Un-

haben es für die Kindheit und Jugend unsers Geschlechts, für die ersten Zustände einer sich bildenden Gesellschaft entschieden. So lange ein Mensch noch unter Gegenständen der Natur lebt und diese ihn ganz berühren, je mehr er Kind f) dieser lebendigen, kräftigen, vielförmigen Mutter ist, an ihren Brüsten liegt, oder sich im ersten Spiele mit seinen Mitbrüdern, ihren Abdrücken und seinen Nebenzweigen auf einem Baume des Lebens freuet; je mehr er ganz auf diese wirkt und sie ganz auf sich wirken läßt, nicht halbiret, meistert, schnitzelt, abstrahiret; je freyer und göttli-

 cher

tersuchung über Homers Leben und Schriften, (übersetzt Leipz. 1776.) Wods Versuch über das Originalgenie Homers übers. Frankf. 1773.) Blairs Abhandlung über Ossian (vor der denischen Uebersetzung desselben) nennen; denn die meisten Neuern haben aus diesen geschöpfet, so wie sie wiederum die Samenkörner ihrer besten Betrachtungen in den Alten selbst fanden. Wenn viele den Satz so mißverstanden haben, als ob in gebildeten Staaten kein Dichter leben und werden könne: so muß man den Mißverstand bessern, nicht aber die Wahrheit der Geschichte aufgeben oder verändern.

f) ιδιωτης πασ κ. απαιδευτος τροπον τινα παις εςι. Στραβ.

Det primos versibus annos
Moeoniumque bibat felici pectore fontem.
Petron.

cher er, was er empfangen hat, in Sprache bringen kann und darf, sein Bild von Handlungen ganz darstellt und durch die ihm eingebohrne, nicht aufgeklebte Kraft wirken läßt; endlich je treuer und wahrer die Menschen um ihn dies alles empfangen, aufnehmen, wie ers gab, in seinen Ton gestimmt sind und Dichtkunst auf seine, des Dichters, nicht auf ihre, der respektiven Zuhörer, Weise wirken lassen; da lebt, da wirkt die Dichtkunst: und gerade ist dies in den Zeiten der ganzen wilden Natur, oder auf den ersten Stuffen der politischen Bildung. Weiterhin, je mehr Kunst an die Stelle der Natur tritt und gemachtes Gesetz an die Stelle der lautern Empfindung: Zustände, in denen die Menschen nichts mehr sind, oder was sie sind, ewig verhelen: wo man sich Sinne und Gliedmassen stümmelt, um die Natur nicht zu fühlen oder nicht von sich weiter wirken zu lassen; wie ist da ferner Poesie, wahre, wirkende Sprache der Natur möglich? Lüge rührt nicht; Kunst, Zwang und Heucheley kann nicht entzücken, so wenig als Nacht und Finsterniß erleuchten. Dichtet (im wörtlichen Verstande) dichtet immer; g) erdichtet euch eine Natur,

Em-

g) ου τεχνη ποιουσι αλλα θεια δυναμει — ουχ ουτοι εισιν, οι ταυτα λεγοντες, αλλ

Empfindung, Handlung, Sitten, Sprache; die grosse Mutter der Wahrheit und Liebe sieht euerm Spiele zu, sie lacht oder jammert. Die wahre Poesie ist todt, die Flamme des Himmels erloschen und von ihren Wirkungen nur ein Häufchen Asche übrig.

Das ist also Dichtkunst und so wirkt sie; aber was wirkt sie? wie bringt sie Sitten hervor? und sind diese gut oder böse?

Mich dünkt, diese Fragen allgemein zu beantworten, ist gar nicht möglich. Alle Gabe Gottes in der Natur ist gut, und so auch die grosse Gabe über sie alle, ihre lebendige Sprache. Sinne, Einbildung, Handlung, Leidenschaft, alles was die Poesie ausdrückt und darstellt, ist gut; mithin kann auch ihr Eindruck auf andere, durch Harmonie und Einstimmung, nicht böse genannt werden. h)

 So

h) S. Basil. de legend. graecor. libr.

ο θεος αυτος εςιν ο λεγων. Πλατ. Σοφος ο πολλα ειδως φυα,

μαθοντες δε, λαβροι
παγγλωσια, κορακες ως,
ακραντα γαρυετον
Διος προς ορνιχα θειον. Πινδαρ.

So wie aber alles in der Schöpfung und gerade das edelste am meisten mißbraucht wird; so kann auch die Poesie, der edle, entzückende Balsam aus den geheimsten Kräften der Schöpfung Gottes, süsses Gift, berauschende, tödtende Wollust werden. Saecli incommoda, pessimi poetae —— Das liegt alsdenn nicht an der Sache, sondern am Mißbrauche; und eben weil es nur an diesem, und also ganz in den Händen der Menschen liegt, müssen die Gränzen um so sorgfältiger geschieden, die Gegend des Mißbrauches um so genauer verzäunt und verwarnet werden.

Wir öffnen also ohne alle weitere metaphysische Umschweife von dem, was Poesie, Einfluß, Zeitalter, gut und böses heisse, das Buch der Geschichte: sie soll beweisen, lehren, warnen und entscheiden.



Zwey-

Zweyter Abschnitt.

Wie wirkte Poesie bey den vornehmsten Nationen der alten Welt, die wir näher kennen, bey Ebräern, Griechen, Römern und nordischen Völkern?

Erstes Kapitel.

Wirkung der Dichtkunst bey den Ebräern.

Daß dieses Volk herrliche wirkende Poesie gehabt habe, können auch seine Feinde nicht läugnen; und was insonderheit den Geist ihrer Dichtkunst, die Art und Absicht ihrer Wirkung betrift, darinn, dünkt mich, sind sie das sonderbarste und einzige Muster der Erde. Auch blos in Wirkung ist ihre Poesie göttlich. Gott ists, der da spricht: vom Geiste Gottes sind ihre Gedichte voll: auf Gott fliessen sie zurücke. Ihn darzustellen, zu preisen und zu offenbaren, das erwählte Volk zu seinem Volke, zu einem Volke Gottes zu bilden; das allein ist ihre grosse reine Absicht.

Ich übergehe die ersten Denkmaale von der Schöpfung und den ersten Schicksalen des Men-

Menschengeschlechts bis auf die Trennung der Völker. Sie sind, obwohl sie dichterische Stellen haben, nicht eigentlich Poesie; jene aber müssen sie haben, weil sie gerade den Innhalt „ Himmel und „ Erde, Schöpfung des Menschen und seinen ersten Zustand, die Umarmung der ersten Braut, „ die erste Sünde, Gefühl und Fluch des ersten „ Mörders, das grosse Gericht der Ueberschwemmung, nebst dem Wiedergefühle der erneuerten „ Erde beym ersten lachenden Regenbogen „ — diese und dergleichen grosse Dinge enthalten. Die einfachste Erzählung des Allen, jedesmal nach dem ersten ursprünglichen Eindruck muß natürlich die wundersamste Wirkung machen: sie macht sie noch auf alle Kinder und unbefangene Gemüther: ja sie hat sie auf der ganzen Erde gemacht, unter allen Völkern, wo je diese Ursagen der Welt hindrangen. Ueberall finden wir sie in der ältesten Geschichte, Einrichtung und Religion selbst der entlegensten und wildesten Völker; nur meistens verstellt, verändert und oft tief verkleidet wieder, finden sie immer deutlicher wieder, je älter das Volk ist und je mehr es seine ersten Denkmaale erhalten, sehen sodenn immer deutlicher, wie die ersten Gesetzgeber, Dichter und Weise in Bildung einzelner Völker auf diese Ursprünge der Menschen-

kenntniß mehr oder minder gebauet haben; *i)* mithin hatten diese geringen poetischen Ueberbleibsel die größte Wirkung und ein ziemlich unerkanntes, oft angestrittenes, aber um so edleres Verdienst um die **Sitten der Welt und um die Bildung der ersten Völker.** — Indessen, da dieser Gegenstand zu fern liegt, er auch in einzelnen Büchern oft bis zum verwegensten Uebermaasse ausgeführt worden, und wir ihn bey Gelegenheit der Griechen, vielleicht auf seiner deutlichsten Stelle, ins Auge bekommen werden; so sey hier genug von demselben. Wir wenden uns zur eigentlichen **Nationaldichtkunst** des ebräischen Volkes.

Dies Volk war **dichterisch** selbst in seinem Ursprunge. Ein göttlicher poetischer Segen wars, der das Geschlecht **Sems, Abrahams, Isaaks, Jakobs** und seiner zwölf Söhne unterschied

C 5 *k)* und

i) Cythara crinitus Jopas
Personat aurata, docuit quem maximus atlas
Hic canit errantem lunam, solisque labores
Vnde hominum genus etc.
—Silenus—canebat vti magnum per inane coacta
Semina, terrarumque etc.

Von den Griechen s. das ganze erste Buch von Fabric. Bibl. Gr. und von allen Völkern ihre alte Mythologie, Kosmogonie u. dgl.

k) und vom sterbenden Vater ihnen als Krone auf ihr Haupt gesetzt, als Balsam auf ihre Scheitel gegossen wurde. Esaus Thränen und seine lange Rache beweisen es, wie hoch dieses Erbe göttlicher Worte geschätzt wurde. Es gieng bis auf Kinder und Kindskinder hinab: das Geschlecht Chams blieb verflucht und ist es noch bey den morgenländischen Nationen: das Geschlecht Ismaels hat noch die Sitten des poetischen Spruches, l) der auf ihren Urvater fiel, erhält sich darinn, und „ rühmet sich dessen. „ Ihre Hand gegen jedermann, jedermanns Hand wider sie — die Wüste, das freye Feld ist ihnen gegeben. „ Mit eben dem Glauben und mit noch grösserer Entzückung und stolzer Freude konnte Isaaks und Jakobs Geschlecht an seinem Geschlechtsliede hangen. Sitten und Schicksale waren ihm darinn vorgeprägt: das Gesicht Jakobs über seine Söhne enthält auf eine bewundernswürdige Weise ihr Bild,

k) 1. Mos. 9, 24—27 1. Mos. 15, 12—17. 1. Mos. 27, 27—46. 1. Mos. 49, 1—27.

l) S. Sale Einleitung zum Koran, und eine eigne Abhandlung davon in *Delany's* revelat. examin'd with candour T. II. Was Genealogien, Geschlechtssegen und Ruhm der Väter auf alle Stämme und Völker der Morgenländer für Wirkung haben, ist aus Nachrichten und Reisebeschreibungen bekannt genug.

Bild, ihre Sitten, ihre Geschichte im ersten Abdrucke und bis in die spätesten Zeiten. Die Wirkung dieser Lieder aufs ganze Geschlecht war mehr als ein Golderbe, als todte Wappenbilder und erstrittene Fahnen. Als nach Jahrhunderten ihr Befreyer und Gesetzgeber dem muthlosen, und unterdrückten Volke erschien, sollte er ihnen keinen andern Namen nennen, der ihnen Muth und Gefühl von der Würde ihres Ursprungs gebe, als den Gott ihrer Väter, den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs.

Er thats, er errettete sie durch Wunder, und Zeichen, und als er sie, nun sein Volk, ein Volk Gottes, in seinen Händen hatte; wie umfieng er sie? womit gab er ihnen den ersten Eindruck? Durch Poesie! durch das herrliche Lied ihres Ausgangs, *m*) das in der Ursprache, auch dem Schalle nach ganz lebendige Dichtkunst, als Mauer dasteht am Schilfmeere, so wie sein letztes Lied *n*) als die andere Mauer am Berge Pisga. Dort ist man unter Pauken und Tänzen der erretteten Männer und Weiber; hier — wer hat dies Lied gelesen und hat nicht gefühlt: so hat kein Gesetzgeber geendet! „Die ganze Seele und das

Herz

m) 2. Mos. 15, 1—21. *n*) 5. Mos. 32, 1—44.

Herz Moses, sein Gesetz, sein Leben, das Herz, die Sitten des Volks, seine Bestimmung, Glück und Unglück, seine ganze Geschichte ist in dem herrlichen Liede. Es sollte ein Denkmaal des Gesetzgebers, ein Lied seyn, daß auf die Sitten und das Herz des Volkes ewiglich wirkte. Die rührende Wiederholung des Gesetzes im fünften Buche voll Geschichte, Fluches und Segens war dazu Vorbereitung, lebende Grundlage zu einer lebendigen Denksäule, und der darauf folgende Segen o) (der wenig veränderte Segen ihres letzten Stammvaters) war der dichterische Kranz, der die Bildsäule krönte. Welcher Gesetzgeber wollte tiefer auf Sitten seines Volkes wirken, als Moses? Selbst Lykurg ist ihm nicht zu vergleichen; und wenn er nun die Wirkung seines Daseyns in Worte zusammennahm, wards — ein Lied.

Auch umliegende Völker mußten so auf dies Volk wirken. Die Geschichte Bileams p) zeigt, welche Kraft Moab seinen poetischen Flüchen zugetrauet habe; die sich in Segen über Segen auf Israel wandeln müssen. Noch jetzt kann man den höchstpoetischen Ausdruck dieser Gesichte und Entzückun-

o) 5. Mos. 33, 1—29. p) 4. Mos. 22. bis 24.

zückungen q) nicht ohne Ehrfurcht und heiligen Schauer, zugleich aber auch mit wie hochaufwallender Brust lesen; wie mag sie Israel gehört, gelernt, gesungen, empfunden haben! den Fluch seiner Feinde wand es sich als Siegeskranz des Lobgesanges um seine Schläfe.

So zogs in sein Land: seine Siege wurden in Gesängen, die wir nicht mehr haben, dem Volke preisgegeben. r) Einen derselben haben wir und er ist national, voll Wirkung aufs Volk, auf Freunde und Feinde, auf sieghafte und müssige Stämme, selbst auf die verschiednen Stände und Klassen des Volkes, als ich sonst keinen kenne— **Das Lied der Heldinn und Dichterinn Deborah.** ſ) Lob und Tadel, Spott und Ruhm fliegen aus der Hand der Siegerinn in mehr als pindarischen Pfeilen: an seinem lebendigen Feste muß er grosse Wirkung gehabt haben! Wie sie unter Palmen, so wohnte Israel damals unter Weinstöcken und Feigenbäumen, genoß die Natur und Verstand ihre Sprache. Als der unterdrückte, verfolgte, kaum entkommene Flüchtling, Jotham, seine Landsleute zur Barmherzigkeit gegen sich und zur

q) 4. Mos. 23. und 24. r) Josua, 10, 13. ſ) Richt. 5, 1—31.

zur Einsicht über ihren blutigen Unterdrücker bringen wollte, that ers — durch eine Fabel. t) Vielleicht die episch- politisch- und historischglücklichste Fabel, die je gesagt ward: sie enthält den Ursprung und die Sitten des ganzen Tyrannengeschlechts auf Erden.

Der zweyte König in Israel, er, der unter allen Königen die größte Wirkung auf sein Volk gethan, daß Name und Regierung ihnen das Sprüchwort der Macht und Herrlichkeit eines Königs wurde, war Hirt und Sänger, der lieblichste Psalmensänger, u) den Israel gehabt hat und der eben durch Psalmen königlich wirkte. Die mächtige, Angst und Wut zähmende Harfe wars, w) die ihn an Sauls Hof brachte, ein Siegesreigen der Weiber seiner Nation, x) der ihm Sauls Haß und Neid zuzog. Die Harfe wars endlich, die ihn in die Wüste und auf den Thron, in Leid und Freude, in die Schlacht und zum Altare begleitete und allenthalben den Gott seines Volkes pries. Alle Zustände seines Herzens, die größten und gefahrvollesten Begebenheiten seines Lebens flossen in Lieder, in Lieder von so ausserordenlicher Wahr-

t) Richt. 9, 7—20. u) Sirach 47, 1—13. w) 1. Sam. 14, 14—23. x) 1. Sam. 18, 7. 8.

Wahrheit und Wirkung aufs Herz, daß sie Jahrtausende die Probe gehalten und unter den verschiedensten Umständen und Zeitläufen von aussen, Herzen erquickt und Seelen regiert haben. In allen ist der König Israels **Knecht Gottes**, dem Gott hilft: das Volk, das ihm anvertrauet war, ist **Gottes Volk**, eine Heerde, deren Hirt der Herr ist, und das auch an Sitten unvergleichbar seyn soll unter Völkern auf Erden. Die Psalmen Davids sind eigentliche Nationalpsalmen: auch sang und tönte sie das Volk unter einer Musik, von deren Art und Wirkung wir wirklich keinen Begriff haben. Es war der Siegeskranz am Ende seines Lebens, *y*) so „ sprach der König lieblich mit Israels Psalmen, „ der Geist Gottes hat durch mich gesungen: sein Wort ist durch meine Zunge geschehen. „ Der Ruhm seiner Lieder blieb, die Wirkung derselben überdauerte die Wirkung seiner Siege. Das Volk sang ihn und die Propheten weckten den Geist seiner Gesänge, wie ihn der Geist Moses erweckt hatte. Er lebet noch. Wir hören ihn um Abner, um Jonathan Klagen *z*) und weinen mit ihm: wir hören ihn frohlocken, und frohlocken mit ihm: der Geist, der um seine Har=

y) 2. Sam. 23, 1—3. *z*) 2. Sam. 3, 33—38. 2. Sam. 1, 19—27.

Harfe schwebte, hat grosse Wirkung gethan auf der Erde und wird sie thun, wenn vielleicht die Poesie andrer Nationen ein Traum ist.

Wie die Regierung Salomos war, war auch seine Dichtkunst, ein redender Beweis, wie Sitten auf Gedichte, und Gedichte auf Sitten wirken. Fein, glänzend, berühmt, scharfsinnig, wohllüstig, wie sie; so sang und regierte er. Die Königinn eines fremden Volkes kam ihn mit Räthseln und Dichtkunst zu versuchen *aa*) und ward überwunden: er war so reich an Liedern als an Gold und Pracht und Weisheit: *bb*) seine Sprüche sind ein Köcher voll Pfeile des schärfsten Sinnes und Witzes, ihr Flug ist befiedert, und treffen das Herz: seine Lieder der Liebe sind die zärtesten geheimnißvollen Morgenrosen, die im Thale der Freuden je eine Königshand brach: sein Hof war glänzend, voll Sänger und Dichter, voll Liebhaber und Wetteifrer seiner königlichen Muse; indessen zeigt sein letztes poetisches Buch, *cc*) wie der Ausgang seiner Regierung, daß alles eitel sey, was sich nicht auf die Furcht Jehovahs gründe. Weder ihn, noch sein Volk konnte die glän-

zende

aa) 1. König. 10, 1—9. 2. Chron. 9, 1. *bb*) 1. Kön. 4, 29—34. *cc*) Der Prediger.

zende oder zarte Dichtkunst glücklich machen; Israel seufzte nach einem Könige, der kein Poet sey.

Das Reich zerfiel und nun gehen hie und da Gesandte Gottes ans Volk, Propheten, Sänger umher: aus der Königsstadt oder aus der Wüste, von Bergen schallt ihre Stimme, die Stimme Gottes an sein Land und seine verlaufenen Söhne. Wer kann noch jezt sie lesen und wird nicht warm? stolz, oder bange um seinen Gott, den Gott Israels, um seine Worte und Verheissung! Vom Geiste Gottes sind voll, die da sprachen: nicht ihre, sondern Gottes Sache, Gottes Wort wars, was sie sprachen: es ängstete oder entzückte sie, was sie sahen und hörten, und da mußten sie singen. Jesaias und Habakuk, Hosea und Micha, Amos und Jeremia. Brand zu singen fühlten sie in sich und Glut sind ihre Gesänge! Das Land um sie ist Gottes Land, Schauplatz der Thaten Gottes in die tiefste Ferne: das Volk um sie ist Gottes Volk in Fluch und Segen, in Lohn und desto härtern Strafen: da stehen sie und arbeiten, und schildern und bilden vor. Ihre Stimme will den Sturz abwenden, aber vergebens! Der Fall kömmt, und nun wird ihre Harfe voll rührender Klage, Trost und Hoffnung. Auch in der Ferne hatten sie den

Blick des zerstreuten Volkes auf ihr Land geheftet, richten ihn immer zu den Bergen, von welchen ihnen Hilfe kommen würde, empor. Das Volk blieb immer Volk Gottes auch im fremden Lande: an den Flüssen Babels sitzen sie und weinen, wenn sie an Zion dachten; *dd*) ihre Harfen hangen an den Weiden verstummt und traurig „ wie sollten wir des Herrn Lied singen in fremdem Lande? „ Unter Weissagung kamen sie zurück und unter traurigen Gesängen der Gegenwart, aber grossen Gesichten der Zukunft stiegen die Mauren Jerusalems und des Tempels wieder hervor. Die Stimme des Geistes durch ihre Sänger und Patrioten verließ sie nicht, bis sie wieder ein Volk waren, und auch später in elenden kümmerlichen Zeiten kam immer ein Ton des Trostes, ein Hall der Freude zur rechten Zeit.

Glücklich, wenn diese göttliche Dichtkunst jedesmal die Wirkung ganz gethan hätte, die sie thun sollte und dazu der Keim in ihr lag! Daß sie immer ein Brand gewesen wäre, der Herzen durchglühte und ein Hammer, der Felsen zerschlug! Aber freylich wars auch ihr Schicksal „ höret und verstehets nicht! sehets und merkets nicht! *ee*)

Da

---

dd) Ps. 137. *ee*) Jes. 6.

Da es hier nicht darauf ankam, zu leben, zu bewundern oder die Ohren sich kitzeln zu lassen; sondern zu thun, zu folgen, zu gehorchen, Sitten und Neigungen zu ändern und in einem andern Geiste zu leben; so war das freylich eine zu hohe Foderung, eine zu schwere Last der Dichtkunst. Man fürchtete den Propheten oder haßte und verfolgte ihn. Da der Zweck seiner Gesänge so hoch über den Zweck der blossen Menschen Dichtkunst, als sein Geist über den Geist dieser gieng; so war auch ihr Lohn anders. Statt sie auf den Parnassus zu führen, warf man sie in die Grube: das Lied von einem Weinberge, der Heerlinge trug statt süsser Trauben, war oft die Geschichte ihrer Wirkung. ff) Dies lag aber wohl nicht an denen, die sangen, sondern an denen, die hörten; und noch fand zu jeder Zeit ihr Wort, „ der Thau, „ der vom Himmel fiel zu machen die Erde frucht„ bar und wachsend „ seine Stelle.

Groß ist die Wirkung, die die Dichtkunst der Ebräer auf dies Volk und durch sie auf so viel andre Völker gemacht hat. Zu welchem Volke that sich auch in Gesängen und Liedern, sein Gott also wie zu diesem der Seine? Die Dichtkunst der an-

ff) Jes. 5.

dern ward bald Fabel, Lüge, Mythologie, oft Greuel und Schande; diese ist und blieb Gottes! die Tochter des Himmels, die Braut seiner Ehre und Rächerinn seines Namens. Wenn unter allen Völkern eben Dichter die ersten Götzendiener, Schmeichler des Volkes und der Fürsten, Tändler und zuletzt Verschlimmerer der Sitten geworden sind, daß ihnen fast nichts mehr heilig bleiben konnte: so waren hier gerade Dichter die Eifrer gegen Abgötterey, Selbstruhm, Schmeicheley und weiche Sitten: ihre Poesie war Altar des einzigen Gottes der Wahrheit und Tugend. Welche Schilderungen! welche Beschreibungen desselben in Hiob, Moses, den Psalmen und Propheten! Man sey Jude, Christ oder Türke, man muß ihre Hoheit fühlen, und die reinen Pflichten, die immer daran geknüpft werden, im Staube ehren. Die einzelne Vorsehung Gottes, wo ist sie kräftiger gepriesen und erwiesen, als in der Geschichte dieses Volkes, und in den Liedern, Prophezeyhungen, Psalmen, die aus dieser Geschichte reden? Das Christenthum, mit seiner simpeln göttlichen Weisheit, ist aus diesem Stamme gesproßt, zog Saft aus dieser Wurzel in Bildern und Sprache. Lehre und Trost, Aufmunterung und Warnung, alles was ein Mensch Gottes bedarf, wor-

nach er dürstet in den Tiefen seiner Seele, ist hier kräftig enthället oder reizend verhället, und wenn alle Menschendichtkunst Rauch und Pfütze würde; so glänzt in dieser die Sonne, voll Licht, Leben und Wärme, hoch über Wolken, Dunst und Nebel.

Aber warum mußten so erhabne Lehren und Triebfedern zur Sittlichkeit der Menschen in eine so enge, übertriebene, dunkle Nationaldichtkunst Eines Volkes verhüllet werden? Ich glaube nicht, daß jemand so fragen könne, der den Geist dieser Gedichte an Stelle und Ort gefühlt hat. Für dies Volk waren sie ja eigentlich, und so mußten sie in der Sprache, den Sitten, der Denkart des Volkes und keines andern in keiner andern Zeit seyn. Nun lebte dies Volk noch unter Bäumen, wohnte in Hütten, in einem Lande, wo Milch und Honig floß; philosophische Grübeleyen und sogenannte reine Abstraktionen, die als aufgethaute Schälle, als unsichtbare Geister in der Luft fliegen, waren ihm und seiner Sprache fremde. Wie Gott also in der Natur zu ihm sprach und durch alle Begebenheiten seiner Geschichte: so wollte auch der Geist ihrer Dichtkunst zu ihnen sprechen, ans Herz, für Sinne und den ganzen Menschen. In Bildern konnte gesagt werden, was sich durch mut-

 ter-

ternackte Abstraktionen nimmer oder äusserst matt und elend sagen läßt. Die Sprache der Leidenschaft und der Gesichte konnte unsichtbare oder zukünftige Welten umfassen, Dinge zur Aufmunterung, zum Trost darstellen, die erst eine späte Folgezeit entwickelte, ohne daß durch eine zu lichte Vorspiegelung eben die Erfüllung des Geweissagten verhindert wurde. Es waren **Träume des Reichs Gottes**, der geistigen und vesten Zukunft, in Nebel gehüllt, aber eben in einen erquikenden, gesunden Himmelsthau = triefenden Nebel. — Gesänge dieser Art sollten den Menschen treffen mit Herz, Muth und Sinn; nicht einen leeren Kopf voll Spinnweb der Abstraktionen oder ein philosophisches Schattenantlitz. Die himmlische Leyer muste also Saiten haben für jeden in uns schlafenden Ton, für jede fühlbare Taste unsres Herzens. — Ueberdies, wer fühlt nicht, daß in diesem **Engen und Eignen des Volkes** und der Menschengattung, die beste **Wirkung** ihrer **Poesie** ruhe? gg) Daß der Geist derselben so geheim und zuthätig zu ihnen sprach, um alle ihre Gegenstände des Heiligthums, der Natur, des häuslichen Lebens liebreich und vertraulich umhergieng und eben

daraus

gg) S. davon manches in Lowth. de poesi sacr. Hebr. insonderheit Prael. VIII. IX.

daraus Seile für ihr Herz wand, Bilder in ihrem Thale schuf für Himmel und Zukunft; lag darinn eben das Andringliche und Sterliche der Wirkung dieser Gedichte? Machet sie zu einer Abstraktion, zum Hirngespinste für alle Zeiten und Völker; und sie werden für keine Zeit und kein Volk mehr seyn. Der blühende Baum ist ausgerissen und schwebt, eine traurige, dürre Abstraktions- und Faserngestalt, über den Bäumen. — Und endlich was ists für Wahn, für eine taumelnde stolze Thorheit, zu verkennen, wer wir sind, uns als reine Geister, als philosophische Atome zu spiegeln, und zu wollen, daß Gott sich uns, wie Jupiter der Semele, in dem was Er ist und wie Er sich denkt, offenbare? Wie die ganze Natur Gottes, wie alle Geschichte zu uns spricht, so spreche auch die Dollmetscherinn beyder, die göttliche Dichtkunst.

Freylich ward dem erwählten Volke selbst diese göttliche Dichtkunst zuletzt Fall. Als der Geist von ihnen gewichen und nur noch der Leichnam derselben, der unverstanden, mißgedeutete Buchstabe da war; als man Wörter zählte, Sylben fädelte und den Sinn dahingab, ihn mit eignem Tande, mit müssigen Träumen umflocht und daraus deutete, was man wollte; freylich da war Wolke ums

Volk und eine Binde um die Augen ihrer Weisen. Vor lauter Glanz der Bilder sah man die Sache nicht, erkannte nicht, den man kennen sollte, der Kreis lebendiger Wirkung dieser Gedichte aus Herz und für die Sitten des Volkes war verschwunden. Der Zauber war aus: das Land den Heiden gegeben, die es zertraten: Sprache und Denkart ward Hellenismus, ein Gemisch und Chaos von fremden Völkern und Sprachen; die jungfräuliche Blüthe ihrer Dichtkunst war weg, und wenn ist sie je einem Volke, einem Menschenleben zum zweyten male wieder geworden? Es war verlebte Jugend, ein süsser Traum verstrichener blühen der Jahre.

Zwar regte sich der Geist der Dichtkunst noch hie und da im Stillen, und je reiner, desto wirksamer. Auch noch auf dem Bettlersmantel der spätesten Rabbinen *hh*) sind Flicke grossen Sinnes, Prophetenstellen, die man bedauert, daß man sie hier und also findet. Leider! eben durch solche Flicke und Prophetenstellen zogen sie sich zu Titus Zeiten hartnäckig ihren Untergang zu, und wurde ein Ball unter den Völkern der Erde. Entfernt von ihrem Lan-

hh) Im Talmud, besonders in den Sprüchen der Väter, im Buch Zohar u. f.

Lande, entfernten sie sich immer mehr von den heiligen lebendigen Quellen ihrer Dichtkunst, so theuer sie diese auch bewahren, und eben damit das Aeussere ihrer Sitten und Gebräuche sich noch eigen erhalten. Wird einst eine Zeit seyn, da der Geist ihrer Propheten sie wieder besuche, ihnen Erfüllung zeige, und sie zum alten Volke des Herrn, ihres Gottes, mache? Jezt zeigt die Geschichte und der Charakter dieses wunderbaren Volkes selbst in seinem Falle, von welcher Wirkung die heilige Dichtkunst einst auf ihre Väter gewesen, und zum Theile noch auf sie ist.

Und welches war, mit einem Worte, diese Wirkung? Sie war göttlich, theurgisch. Was alle Dichter rühmen, oder in Lügen formeln und in Formeln lügen, das war hier Wahrheit: Eingebung der heilige Quell ihrer Dichtkunst und die Absicht ihrer Wirkung nichts Unreiners und Geringers, als Sitten, das ganze Herz des Volkes im innigsten Verstande. Es sollte ein Priesterthum Gottes, ein königliches Volk seyn; nichts anders und zu nichts anderm war die Dichtkunst. Sie ist also in allem was sie war und nicht war, was sie erreichen sollte und nicht erreicht hat, das merkwürdigste, lehrendste Muster: „ wie Dicht-

kunst auf Sitten eines Volkes wirken sollte, und was sie oft nicht wirke!

Zweytes Kapitel.

Wirkung der Dichtkunst bey den Griechen.

Auch hier war die Poesie im Anfange göttlich, die Bilderinn der Sitten der Menschen und Völker. Die ältesten Sagen und Mährchen Griechenlandes schreibens ihr zu, daß sie die Wilden gebändigt, Gesetze gegeben, sie den Menschen eingeflößet und unvermerkt in Gang gebracht habe. Die ältesten Gesetzgeber, Richter der Geheimnisse und innigsten Gottesdienste, ja endlich der Sage nach die Erfinder der schönsten Sachen und Gebräuche zur Sittlichkeit des Lebens waren Dichter. *ii*)

Ich mag die Fabeln von Orpheus, Amphion, Linus, Thales und alle den 70. Dichternamen vor Homer, die sich meistens wie Spielzeug einer in den andern und zuletzt die meisten in ein Bild, eine Allegorie stecken lassen — ich mag sie hier so we=

ii) Fabric. Bibl. Gr. L. I. Browes Betrachtungen über Poes. und Mus. Abschn. V. Voss. de poet. Gr. etc.

wenig wiederholen, als einzeln deuten. Genug, Hymnen der Götter, Geheimnisse, Kosmogonie, die alten Geschichten der Urwelt, Gesetze, Sitten, meistens auch in Bildern, in Sagen war ihr Gesang, ihre Lehre und Weisheit. Bey den meisten sieht man offenbar, woher sie gekommen, von welchen Geschichten sie der gebrochene Nachhall sind, und **Bako** nennt die älteste griechische Dichtkunst mit Recht einen Jüngling, der mit morgenländischem Winde zum Zeitvertreibe auf einer griechischen Flöte pfeift. Hier ists nur unsre Sache, den **Eindruck** zu bemerken, den nach den eignen Mährchen der Griechen selbst, dies alles auf sie gemacht hat. Von diesen alten Kosmogonien, Hymnen, Geheimnissen, Fabeln rechnen sie selbst ihre **politische** und **moralische** Sittlichkeit her: noch nach Jahrhunderten waren die Namen **Linus**, **Orpheus**, **Musäus**, **Thales** — und wie sie weiter heissen, als **Wohlthäter** der **Weisheit** und als **Väter** ihres **Ruhms** heilig.

Auch später, wo die Namen aufhören und wahre Gedichte da sind, blickt noch dieser heilige sittliche Gebrauch der alten Dichtkunst durch. Nur von Hymnen und Kriegen der Götter kam man aufs Lob und auf Kriege der Menschen: die

älte-

ältesten Aoiden waren heilige Personen, jener bey der Klytemnestra der mächtige unbezwingbare Wächter ihrer Tugend. „Die Fürsten, sagt He-
„siod (noch von der alten Sitte) *kk*) Die Für-
„sten kommen vom Jupiter; die Sänger von den
„Musen und dem Apoll. Glücklich ist der Mann,
„den die Musen lieben: seine Lippen fliessen über
„von sanften und süssen Tönen. Ist jemand,
„der in seiner Seele einen geheimen nagenden
„Kummer fühlt; der Sänger, ein Diener der
„Musen, hebet nur an das Lob der Götter und
„alten Helden, sogleich vergißt er seinen Kum-
„mer und fühlt sein Leid nicht mehr. Seyd mir
„gegrüßt, Jupiters Töchter! begeistert mich mit
„eurem mächtigen Gesange." So sahe Hesiod die Dichtkunst an, und wie sie der Sänger fürs Vaterland, der wackre Tyrtäus, wie sie der Sänger für Griechenland Pindar brauchte; wie sie die alten Pythagoräer und Gnomologen anwanden, liegt noch in Ueberbleibseln zu Tage. Sowohl Trauerspiele *ll*) als die meisten lyrischen Gat-

kk) Hesiod. theog. v. 88—104.

ll) S. von diesem und anderm Aristoteles Dichtkunst, Vossius, Skaliger und die unter allen Nationen Europens darüber kommentirt haben; bey zu bekannten oder zuviel fassenden Sachen unterlassen wir Citationen.

Gattungen sind aus gottesdienstlichen Chören und Gebräuchen entstanden. Plato mit aller seiner Weisheit ist in jeder dunkeln verwickelten Frage von Dichtersprüchen und Sagen der alten Zeit voll: *mm*) die ihm das verargen, thun sehr Unrecht, denn ohne sie wäre nie ein Plato worden. Aus Dichtern der Vorwelt hat sich also, nach Geschichte und Tradition, bey den Griechen ihre ganze Verfassung und Weisheit erzeuget.

Und zwar geschahen die größten Wirkungen der Dichtkunst, da sie noch lebendige Sage war, da noch keine Buchstaben, vielweniger geschriebene Regeln da waren. Der Dichter sah, was er sang oder hats lebendig vernommen, trugs lange mit sich im Herzen, als sein Schooskind umher, nun öffnete er den Mund und sprach Wunder und Wahrheit. Der Kreis um ihn staunte, horchte, lernte, sang, vergaß die Göttersprüche nie: sie waren ihm mit Nägeln des Gesanges in die Seele geheftet. — Kams nun noch dazu, daß der Dichter höhere Absicht hatte, daß er wirklich ein Bote der Götter, ein Mann für sein Volk und Vaterland, ein heiliger Stifter des Guten auf Geschlechter hinab war, und diesen Schatz, und diesen Drang in

sich

mm) S. Timäus, Pladon u. s.

sich fühlte; wie Pfeile flogen die Töne aus seinem goldenen Köcher ins Herz der Menschen. Die griechische Musik, Töne unter griechischem Himmel den Saiten entlockt, nahmen ihn auf ihre Flügel: Musen und Grazien halfen den Gesang vollenden.

Die Wirkung davon zeigt das Bild der Griechen in der Geschichte ihrer Werke und Produktionen, ja ihr Charakter bis auf den heutigen Tag. Sie waren die erste kultivirte Nation, wie selbst Aegyptier und Phönicier nicht waren. Ihre Sprache war so dichterisch, biegsam, klingend, fein und reich, daß man wohl sieht, frühe Dichter haben sie gebildet, und sie konnte wieder neue Dichter wecken. Alles, was sie bey den Nachbarn sahen, von den Ausländern lernten, faßten sie rund und ganz, als Gedicht, als schöne Weise, und bildetens selbst bis auf Namen und Geist der Sache nach ihrem Charakter, wie zum Klange der Leyer. Die Götter der Aegyptier wurden bey ihren schöne dichterische Wesen, sie warfen überflüssigen Putz und alles schwere Geräth ab und zeigten sich, wie Mutter Natur sie geschaffen, nackt, in schöner menschlichen Bildung und dazu, wie es dem Gange der Dichterkunst und dem Fluge ihrer Saiten geziemte, in menschlicher, oft zu menschlicher

Hand-

Handlung. Die Kunst fieng mit der Dichtkunst an zu wetteifern; aus zween Versen Homers ward Phidias Jupiter wie durch Offenbarung. Der Geschmack ihres Lebens konnte dem Gange ihrer Dichtkunst voll Götter und Helden nicht unähnlich werden; sie machten sich alles leicht, kränzten sich alles mit Blumen. Unter Musik und Gesange übten sie sich in Kämpfen und Spielen; unter Flötenschalle und wie im Tanze zogen sie zur Schlacht. Ihre Erziehung in den schönsten Zeiten waren Leibesübung, Musik und Dichtkunst: diese standen unter der Aufsicht der Obern und waren von den Gesetzgebern ihrer Staaten zu Grundfäden ihres Charakters angewandt worden, durch die sich nun Gesetze und Lehren schlangen. Homer war ihnen alles, und der feine Blick, mit dem dieser alles gesehen, jeden Gegenstand, nicht straff angezogen, sondern in seinem leichten reinen Umrisse, richtig und leicht gemessen, gezeichnet hatte — der feine Blick, das leichte, richtige natürliche Verhältniß in allem wurde auch ihr Blick. Leichte also und natürliche Gesetze, ein geschicktes Verhältniß der Menschen gegen einander waren ihre Anstalt, ihre Erfindung. Die Denkart der Menschen, ihre Sitten und Sprache bekamen einen Strom, eine Fülle, eine Runde, die sie noch

nicht

nicht gehabt: alles zu Tiefe wurde erhöhet, das Schwere leicht, das Dunkle helle: denn aus Homer holten sie Sittlichkeit, Kunst und Weisheit, und freylich machten sie auch aus Homer, was jeder wollte, nachdem ihm eine Lust ankam, dies oder das zu kosten.

Daß in diesem dichterischen Charakter der Griechen Alles zu bewundern und nachzuahmen sey, will ich nicht sagen. Offenbar ward hiemit manches zu sehr Schaugetragen, alles zu flüssig und leicht gemacht. Die Religion ward auch der Wirkung und dem Werthe nach Mythologie, die fremde, zumal alte oder Alltags-Geschichte Mährchen, die Staatsweisheit Rednerey, die Philosophie Sophistik. Wahrer Werth verlohr sich mit der Zeit aus Allem und es blieb schönes Spielwerk, bunte Oberfläche übrig. So lange noch Reste der Heldenzeit da waren und das heilige Feuer der Freyheit hie und da glimmte, waren sie edel, wirksam, fochten und fühlten; bald fochten und fühlten sie, zumal die Athenienser, nur in Worten, gaben sich der Kabale, dem Vergnügen und den Rednerkunstgriffen Preis. Im peloponnesischen Kriege hungerten sie lieber, als daß sie tägliches Schauspiel entbehrten; gegen den Philippus liessen sie

den

den Demosthenes fechten und, überwunden, waren sie, insonderheit um Lob, die niedrigsten Schmeichler. Das waren sie unter den Macedoniern und unter den Römern noch mehr; freywillige Sklaven, wenn ihnen nur der Name der Freyheit und das Lob ihrer Dichtkunst, Rednerey, und andrer Siebensachen blieb. Ihr Charakter, ihr Kriegs- und Nationalglück war also auch nur ein Gedicht d. i. eine schöne Fabel, nach Zeit und Auftritten behandelt. So sind sie noch s. Guys Litterar. Reise nach Griechenl. Th. 1. 2. Lieder kränzen die Ketten, die sie tragen: Lieder und ihr altes Lob wiegen sie ein auf dem Ruhebette der Armuth und Verachtung. Hätten sie weniger poetische Talente, vielleicht wären sie stärker, frey, glücklich. — Da indessen einige dieser Stücke, so kurz gesagt, zu schwer auffallen könnten: so muß ich ein paar Worte ausführlich hinzuthun.

Die Griechen waren immer Kinder, wie sie jener Aegyptier nannte, also immer auf etwas Neues begierig, und alles Neue zum Vergnügen, zur Ergötzlichkeit brauchend. Vielleicht hatten die alten Gesetzgeber, Dichter und Weise nur zu ihnen als Kindern geredet; daß sie aber nun solche blieben, alles zu Ergötzlichkeit und zu Mährchen machten —

 mich

mich dünkt, die Wirkung der Dichtkunst war weder groß noch nützlich.

Die Dame Mythologie hat viele Ritter gefunden, die für sie fochten und wenn für eine Mythologie zu fechten war, so mags immer Griechische seyn und keine andre. Aber was heißt Mythologie und was ist sie? Daß Anfangs in ihren Grundzügen Bedeutung gewesen, ist nicht anzuzweifeln; auch der ärgste Lügner kann nicht ohne Grund lügen. Aber daß nun schon in den ältesten Zeiten, die wir kennen und aus der wir Gedichte haben, das meiste blosse Volkssage gewesen; mich dünkt, das ist auch schwer zu läugnen. Schon bey Homer ists eine alte Bemerkung, daß seine Götter unter seinen Menschen stehen. Bey diesen ist er zu Hause; jene sind ihm nur Maschinen, die er zur Fortleitung des Gedichts und zum Vergnügen der Hörenden einflocht. So braucht Pindar die Göttergeschichte auf seine; so die Tragiker und Komödienschreiber auf ihre Weise. Sie war ein zarter Leim, aus dem man machen konnte, was man wollte, weil der Leim dazu da, und von jeher alles daraus gemacht war.

Nun

Nun läßt sich, auch sehr dichterisch gedacht, ein solcher mythologischer Dichtungskram wohl zur Grundlage einer vesten Sittlichkeit und Religion des Volkes rechnen, wie wir die Worte nehmen? Schon Plato verbannte die Dichter aus seiner Republik, und führt die Ursachen an, warum er sie verbannte. Wie mußte sich Plutarch, der freylich hier mehr den Schulmeister, als den Philosophen machte, krümmen, als er die Frage aufwarf: „Wie man die griechischen Dichter lesen müsse?" — Man stelle sich vor Aristophanes Bühne hin, wenn er seine Götter aufführt, und frage, was das für Eindrücke aufs Volk habe geben sollen? Da Dichter die Religion schmiedeten und verschmiedeten, und nirgend etwas Gewisses war: so mußten sich nothwendig schöner Aberglaube und Unglaube ins Volk theilen. Daher finden wir die leichtsinnigen zum Schönen aller Kunst gebildeten Griechen auf der einen Seite den Ahndungen, den üblen Vorbedeutungen, der Einwirkung der Dämonen so sehr ergeben, als auf der andern Seite ihre Philosophen willkührlich an Sittlichkeit und Religion flickten, als ob diese erst ganz von ihrem Geschwätze und System abhienge, und falls sie sich nicht eine ersännen, gar keine da sey. — Auch ihre erhabensten

Hymnen und prächtigsten pindarischen Gesänge sinken im mythologischen Theile, und über die Religion ihrer Schaubühne wird noch lange gestritten werden können.

Ueber die Griechen selbst in ihrem Zeitalter und Weltende sind wir in diesem allen keine Richter; wir aber, jetzt, und wo wir leben, wenn wir den leichten Duft der griechischen Mythologie in unser Eis verwandeln, sie aus hohem Geschmacke des Alterthums auch in ihren dürftigen Begriffen, in ihrem leichten Sinne und schönen Aberglauben nachahmen wollten; was wäre das? Hesiod, Aeschylus und Aristophanes können so wenig das Maas unserer Religion und Sittlichkeit im epischen Gedichte oder auf der Schaubühne seyn; als wenig wir jetzt im alten Athen oder Jonien leben, als wenig unsere Religion das seyn soll, was die ihrige war.

Mit solchem Gebrauche der Mythologie war ein anderes Ding verbunden, das, wenn man will, die Dichtkunst schön machte und in Regeln brachte, aber auch bald in ihrer ursprünglichen Bestimmung und Wirkung herabstieß, nämlich sie wurde im eigentlichsten Verstande Dichtkunst, Machwerk.

werk. Das Geschlecht der Aoiden ward eine Zunft, ihre Sängerey Handwerk. Homer, der auch in den kleinsten Zügen, die wir kennen, so unendlich sich an Natur und Wahrheit hielt, machte Gesängen Raum, die zum Vergnügen des Ohres sangen, und je besser jemand das konnte, desto mehr war er Poet. Nun entstanden Dichtungsarten, Provinzen, in die man sich theilte, die meistens das Ohr des Volkes zum Richter und ihr Vergnügen zur Absicht hatten; man leitete also nicht, sondern folgte. Das Hauptwerk der Dichtkunst ward jetzt, wie es auch die Kunstrichter laut sagen, Erdichtung, Fabeley zum Ergötzen. Der grosse Sophokles! — wenn man seine Personen nur mit denen im Homer vergleicht, wie mußte er umbilden, verändern, sich schmiegen, daß ein Theaterstück, daß seine Theaterabsicht erreicht wurde! Und welches war diese Theaterabsicht? Der Kunstrichter Aristoteles hat gut sagen: „die Leidenschaften zu reinigen:„ wie dies in jedem Moment des griechischen Trauerspiels geschah, wird immer ein Problem bleiben. Der Philosoph sagte ein Gesetz, zog aus den besten Situationen der besten Trauerspiele etwa die beste Absicht heraus und gab sie als Wirkung des Trauerspiels an; die einzelne Anwendung des Geset-

zes ist das schwerste. Auch kann ich mir nicht vorstellen, daß Athen, wenn so viel Trauerspiele ihre Wirkung thaten, zugleich so viel Lust an Aristophanes Stücken fand, und in denselben, oft mit ziemlich ungereinigten Leidenschaften, selbst die Rollen spielte. Auch die langen theatralischen Wettstreite liessen wohl nicht immer die Wirkung, die Aristoteles vorschreibt, suchen oder erreichen: wenn man den ganzen Tag Schauspiele sieht, thut mans kaum, die Leidenschaften zu reinigen. Plato und Epiktet, die beyde Griechen waren, unterwarfen die Bühne einer scharfen sittlichen Musterung, von der es schwer zu behaupten ist, daß sie sich in Athen immer habe finden können oder je gefunden habe. Also wird dieser Endzweck des griechischen Theaters wohl noch lange Problem bleiben. Nicht immer thuts zur Sache, ob Dichter selbst die Sitten haben, die sie schildern; so viel ist aber gewiß, daß etwa ein allgemeines Gemälde der Sitten, aus ihrer Art Gegenstände zu behandeln, folge. Anakreon kann für sich immer ein Weiser, d. i. ein Poet gewesen seyn, da er Wein und Liebe sang, und vermuthlich sind die Gedichte, die seinen Namen führen, gar nur eine Anthologie des Inhalts, zu dem er den Ton gab. Sappho mit ihrer Liebe zu Phaon, Archilochus mit seinen Satyren,

tyren, der grosse Solon mit seinen leichten Liedern, andere mit ihren Lobpreisungen der Knabenliebe mögen Ausnahmen machen, oder diese Sitten wirklich unschuldig, oder etwa nur schöne Flecken seyn im Charakter der liebenswürdigen Griechen; für uns, die wir keine Griechen sind, die wir nicht, wie sie, unter Tänzen, Festen und Kränzen leben, ist wenigstens diese Seite nicht gerade die erste nachzuahmen oder zu lobsingen. Die Alcibiades unseres Volkes werden meistens Gecken, so wie die grosse Schaar junger Anakreonten elende Tändler. Und wenn sie auch nicht die Sitten verderben, (wozu meistens ihre Muse zu schwach und arm ist;) so helfen sie doch den Sitten eben nicht auf, denn wahrlich durch sie werden wir auch im guten, im ganzen feinen Gefühle jener Stücke, in der unschuldigen Wollust, die sie für Griechenland hauchen, nicht Griechen werden. Alles dies abgerechnet oder geschätzet, wie man will, wird die griechische Dichtkunst ewig eine schöne Blüthe der Sittlichkeit menschlicher Jugend bleiben. Die schöne Natur, die schöne Menschheit, Lust und Freude zu leben, die Freyheit kleiner Staaten in einem schönen Himmelsstriche, die leichteste Wissenschaft, Kunst und Weisheit wird nie angenehmer gesungen werden, als sie die Griechen besungen ha-

ben, auch haben die Stobali grosse Schäze von Moral aus ihren Dichtern gesammelt, die bey den edelsten der Nation in ihren beßten Zeiten durch stille Thaten, besser sprach, als je ein Dichter sie besingen konnte. Der Verfasser fühlts lebhaft, was diesem ganzen Kapitel von dem Griechen noch fehle; für diesmal, und für diesen engen Raum muß es genug seyn. Klodius Versuche über die Litteratur und Moral der Griechen, die fast dieselbe Materie abhandeln, sind ohne mich bekannt genug.

Drittes Kapitel.

Wirkung der Dichtkunst bey den Römern.

Mit den Römern hatte es andere Bewandniß. Sie waren nicht wie die Griechen unter dem Schalle der Leyer gebildet, sondern durch Einrichtung, Gesetz, politische Religionsgebräuche eherne Römer. Als die Dichtkunst der Griechen zu ihnen kam, hatten sie ihre Arbeit fast vollendet.

In den ersten Zeiten, da Rom in Armuth, im Kampfe und immerwährenden Drange der Noth war und wie Horazens

Duris — ilex tonsa bipennibus

unter

unter harten Stürmen erwuchs, waren sie zu beschäftigt und zu roh, als daß sie dichten und Gedichte empfangen konnten. Die Musik bey ihren Opfern, die rohen Verse ihrer salischen Priester, und die frühen Gesänge von den Thaten ihrer Vorfahren bey Gastmählern *nn*) waren die einzige Poesie der Römer: roh war sie gewiß, aber vielleicht von grosser Wirkung. Alle hetrurischen Religionsgebräuche, die Rom in sein Staats- und Kriegssystem eingeflochten hatte, waren bey ihnen in den ersten Zeiten so schauerlich groß, die Thaten ihrer Väter lebten in ihnen, daß, was hier der Kunst abgieng, gewiß die Wahrheit des Gefühls und Stärke des Ausdrucks ersetzte. Selbst Horaz, wenn er seinen August hoch loben will, gehet in diese Zeiten und ruft *oo*)

nn) Numerorum vis aptior est in carminibus et cantibus, non neglecta a Numa Pompilio, rege doctissimo, maioribusque nostris, vt epularum sollemnium fides et tibiae saliorumque versus indicant. Tull. III. de orator. — Est in originibus, solitos esse in epulis canere conuiuas ad tibicinem de clarorum hominum virtutibus. — Vtinam exstarent illa carmina, quae multis saeculis ante suam aetatem in epulis esse cantata a singulis conuiuis de clarorum virorum laudibus in originibus scriptum reliquit Cato. Cic. de clar. orat.

oo) Lib. IV. Od. 15.

Profestis lucibus et sacris
Inter iocosi munera liberi
Cum prole matronisque nostris
Rite Deos prius apprecati,
Virtute functos, *more patrum*, duces
Lydis remisto carmine tibiis
Troiamque et Anchisen et almae
Progeniem Veneris canimus.

Sobald die Römer eigne Poesie bekamen, so gieng auch ihre Wirkung in den ersten und beßten Zeiten hauptsächlich zu diesem Zwecke. Denn wenn ich die ersten rohen Spiele der römischen Jugend ausnehme, die wohl nichts als Gaukeleyen, Possen und Erholungen von der Art gewesen seyn mögen, wie alle rohe Nationen sie als Zeitvertreib in den Zwischenzeiten müssiger Ruhe haben und haben müssen; so verwandelte sich diese Satyre bald ins römische Schauspiel, das am glücklichsten die Geschichte ihrer Vorfahren dargestellt haben soll. An einem andern blos Künstlichen, Erborgten, Fremden konnten sie lange nicht Geschmack finden, und hatten eigentlich gar keinen Begriff, was die schöne, feine Dichtkunst für ein rühmliches Amt im Staate sey. Lange waren ihre

ihre Schauspieler Knechte und ihre Dichter überwundene, müssige Griechen aus den Provinzen. pp)

Im sechsten Jahrhunderte Roms kam nach der Eroberung Siciliens **Livius Andronikus** nach Rom, **Nävius**, **Plautus**, **Ennius**, **Terenz** folgten. Entweder bildeten diese den Griechen nach und denn hatten sie wenigstens die Wirkung, Sprache und Sitten auf dem Schauplatze zu verfeinern; oder sie bequemten sich nach dem römischen Geiste und da waren wohl **Plautus** und **Ennius** die Ersten. Jener durch seinen reichen Witz und so treue Gemälde der niedrigen Stände; dieser, der erste eigentliche Dichter der Römer, der ihre Unternehmungen in seinen Jahrbüchern schrieb, und auch zu seinen Trauerspielen die Geschichte dieses Volkes wählte. Mit Ruhm heißt er also Vater der römischen Dichtkunst; noch zu **Gellius** Zeiten wurden seine Jahrbücher auf dem Schauplatze zu Pozzuoli vor dem ganzem Volke vorgelesen, und seine Bildsäule stand neben den beyden Scipionen auf ihrem Grabe.

Un-

---

pp) Casaubons Abhandl. über die Satyre, und Daciers memoir. T. II. der acad. des Inscript. enthalten die gesammelten Stellen hierüber, doch hat der letzte seine Hypothese. S. auch Jagemanns Gesch. der Wissensch. in Italien u. a.

Ungeachtet der Menge Schauspiele dieser Dichter hat die Bühne Roms nie Wirkung aufs Volk gehabt, die eine Bühne haben soll oder die solche bey den Griechen hatte. Quintilian bekennet, daß das römische Trauerspiel dem Lustspiele vorgehe, weil zu diesem der römischen Sprache und den römischen Sitten Feinheit fehle. Das Trauerspiel selbst, wenn es nicht römische Geschichte war und als solche reizte, beschäftigte wenig. Mitten zu ihrer Vorstellung foderte das Volk *qq* Thier- und Gladiatorengefechte und die Ritter wünschten Triumphe von Königen, überwundnen Völkern und erbeuteten Schätzen zu sehen mit einem Getöse und Händeklatschen, daß man von den Schauspielern kein Wort vernehmen konnte. Was sich daher auch am längsten erhielt, waren die *mimischen Spiele*. Die Römer liebten sie sehr und was auch Cicero von seinem Roscius prale, so war er vielleicht mehr *mimischer Spieler*, als Schauspieler, wie wir das Wort nehmen.

So wie der Mensch zu mehrerem da ist, als zum Geschmacke: so ist auch ein Staat, die Hauptstadt eines Reiches, wie das römische war, zu etwas

---

qq) Horat. L. II. Ep. I. ad August. Ein treflicher Brief über die römische Dichtkunst, wie sie Horaz ansah

was anderm da, als zum Schauspiele. Wären sie Römer geworden, wenn sie Griechen hätten seyn wollen, oder seyn können? Gladiatoren und verliebte Helden, Thiergefechte und rührende Schauspiele zusammen kann Eine Bühne niemals leiden, und da Rom einmal zur Eroberinn der Welt eingerichtet war, so konnten damals sanftere Sitten und die Blumen feinerer Dichtkunst wohl nicht gedeihen. Auch Lucilius, der Erfinder der römischen Satyre, war ein Dichter von römischer Stärke und Kühnheit: Wahrheit war seine Mühe, die römische Tugend und Freymüthigkeit die Ader seiner Begeisterung. Man muß sich an Horaz vielleicht nicht zu sehr kehren, wenn er über diese ältern Dichter spottet. Er spottet als Mann von Geschmack, als Dichter des goldenen Zeitalters, als Höfling Augusts, der freylich solche alte Zeiten und Sitten nicht anpreisen konnte.

Je feiner Rom ward, desto feiner ward seine Dichtkunst, desto schlechter und schwächer aber auch deren Wirkung. Es bekam einen philosophischen, gar epikurischen Dichter, Lukrez. Je edler die Stärke seiner Sprache, desto schlechter, auch für das stoische Rom schlechter ist sein System. Rom in den Gärten Epikurs konnte kein

Rom

Rom mehr bleiben. Katull erschien. Wie schön ist seine Sprache, wie mannigfalt und reizend seine Dichtkunst; grossen Theils aber ihr Inhalt? Wie verfallen waren die Sitten, wo ein Katull so schrieb und scherzte? rr) Als er gegen Cäsar dichtete, behielt ihn dieser zum Abendschmause, und damit war der Zwist geendet.

August regierte, und nun blüheten die Dichter unter dem glänzenden August. Die grossen, ewigen Namen Virgil, Horaz, Tibull, Properz, Ovid, sie, mit der klassischen Richtigkeit, Zierlichkeit, Feinheit, Nebenbuhler der Griechen und ewige Muster des guten Geschmackes! — Alles wohl! nur verzeih man, daß ich die Wirkung ihrer Dichtkunst in Rom, dem Rom zu schildern mich nicht getraue. So viel ist gewiß, daß sie den Augustus fein lobten. Sie, vor allen Horaz, erquickten ihn, daß er der kriegsmatten Erde den Frieden gegeben hatte, in den Hölen der Musen mit Gesange: sie schmückten seinen Hof, seine Sprache, seine Regierung: Horaz gab dem römischen Scherze, der römischen Muse eine Urbani-

rr) Qui (versus) tum denique habent salem et leporem
Si sint molliculi et parum pudici
Et quod pruriat, incitare possunt.

damicke; die bisher nur die Athenienſiſche gehabt haben ſollte — — vieles dergleichen mehr. Wie weit das aber auf Sitten reichte, kann ich nicht unterſuchen. Ohne Zweifel wars die Abſicht dieſer Dichter nicht, die Sitten der Zeit anzugreifen oder zu beſſern; vielleicht konnten ſie auch nicht, zumal durch ſie nicht, gebeſſert werden. Horaz, der tiefſte von ihnen, hat auch ſittlich herrliche Oden, ſchildert die alten oder zu beſſernden Sitten Roms vortreflich; wenn man indeſſen andere Stellen lieſet, ſo ſollte man denken, daß auch jenes Dichterglut, und nicht ſein Ernſt war. Er ſcheint ſein Schild wegzuwerfen, wie ers in der Schlacht wegwarf, und auch in ſeinen Satyren ſpottet er nicht mehr als er beſſert? Sein Brief an die Piſonen iſt wohl keine römiſche Nationaldichtkunſt: ſo wie Virgils Aeneide mehr den Glanz Roms angieng als die Sitten deſſelben. Seine Georgica ſollen den Feldbau empfehlen, ſagt man, und ſeine Bucolica ſollen das Hirtenleben empfehlen, ſagt man desgleichen. Am ſicherſten iſts wohl, daß beyde die Nachahmung der Griechen empfehlen ſollen, ſo wie es gewiß iſt, daß Ovids Kunſt zu lieben dieſe Kunſt wirklich und mit vielem Nachdrucke empfohlen habe. Der arme Herr mußte dafür unter die Scythen pro eo, quod tres libros

amatoriae artis conscripserit und winselte darüber, wie Bussy Rabutin etliche Meilen von Paris verbannet, bis ans Ende seines Lebens. Die feine Sittlichkeit des Dichters hatte zu nah in das Geschlecht des Kaisers gewirket und so mußte er jezt dafür büssen. — Hätte die Dichtkunst dieser Höflinge keine andere Wirkung, so wars die, poetische Blumenketten um die Fesseln Roms zu winden, damit dieses etwa sie angenehmer und sanftgetäuscht trage.

Die dem August nachfolgenden Tyrannen zeigen, wie wenig die Dichtkunst, als Kunst, als Schulübung über lasterhafte Gemüther, zumalen über Despoten des Menschengeschlechts vermöge! Tiberius, Kaligula, noch mehr Klaudius, und Nero am meisten, waren in ihrem Sinne grosse Dichter, schrieben, sangen, liessen ausschreyen, und stifteten auch für die Dichtkunst manches; aber scheußlich war alles, zu ihrem närrischen Selbstruhme und zu anderer Menschen, zumal besserer Dichter Verderben. Lukan, der überspannte, feurige und dichterische Jüngling erlag in seinem Blute. Juvenal und Persius züchtigten die Sitten Roms, aber da half kein Züchtigen mehr. Das mimische Schauspiel spottete, aber unvermerkt. Andere schmei=

schmeichelten, witzelten, krochen, und die hatten freylich den besten Theil. Ueberhaupt wird am meisten Tugend gelobt, wo am wenigsten zu loben ist, und wo schon so viel gelobt wird, wo Panegyristen in Poesie und Prose deklamiren, da ists übles Zeichen, da würkt selbst das Lob nicht viel mehr. So giengs mit Rom in seinen verfallenen Zeiten. Kein Held konnte retten, geschweige ein Dichter! Barbaren mußten kommen, und dem entvölkerten Italien, dem mit der Grundsuppe von Menschen überschwemmten Rom Brand und Verwüstung, und sodenn neue Kräfte, neue Sitten, neuen Lebensgeist geben.

Nehmen wir alles zusammen, so ist in Rom die Dichtkunst wohl nie eine Triebfeder, noch weniger eine Grundsäule ihres Staats gewesen. Die Mauern Roms wurden nicht unter dem Schalle der Leyer, sondern unter Waffenklang und Bruderblut erbauet: die Nymphe Egeria war keine Dichterinn, sondern eine religiöse, strenge Vestalinn. Das kämpfende Rom hatte keinen Tyrtäus vor sich her, wenns auszog: seine Kriegszucht und Staatssitten hiengen von etwas Festern ab, als von dem Tonmaas einer Flöte. Wenn dem Volke und den Edlen daher immer Rauhigkeit

keit und Stärke blieb, so konnten ohne solche keine Reguli und Scauri, kein Curius incomtis capillis und kein Camillus

> quem — vtilem bello tulit
> Saevâ paupertas et auitus apto
> Cum lare fundus — werden.

Die männliche Beredsamkeit und Rechtskraft der Römer vertrat die Stelle der Dichtkunst: des Menenius Agrippa Fabel, dadurch er das entwichene Volk wieder nach Rom brachte, war mehr werth, als zehn blöde Trauerspiele nach Mustern der Griechen.

Auch was auf einzelne edle Römer die Dichtkunst wirkte, war mehr Zierde als Nothdurft, mehr Kranz auf ihren Helm als Brustharnisch. Die Scipionen waren Ennius Freunde, und selbst Dichter, sie dichteten aber nicht, sondern redeten im Senat, ordneten im Heer, schlugen. Als später die Ritter selbst Schauspiele machen dorften, wissen wir, welche bittere Verse es den Laberius kostete, als Cäsar ihn sein Stück selbst zu agiren zwang: er hielts für den größten Schimpf seines Alters, und die Ritter nahmen ihn mit Mühe auf ihren Sitz wieder. August und Mäcenas wurden durch die treffliche und zum Theil so altrömische

sche Poesie ihrer Dichter weder sittlicher noch stärker: Mäcenas kranke Wollust trug vielleicht mit zu seinem Ruhm in der Dichtungsgeschichte bey: Er konnte nicht schlafen, und ließ sich also Verse vorlesen, und ward darüber der unsterbliche Mäcenas.

Wo indessen auch in einzelnen Charakteren die Wirkung der Dichtkunst anschlug, da bildete sie Männer, die an Umfang von Talenten kaum anderswo ihres Gleichen hatten. Ein Römer, der Held und Redner, Geschichtschreiber und Liebhaber der Dichtkunst war, ist ohne Zweifel ein anderes Geschöpf als ein Barbar unserer Tage mit Stiefeln und Schwert. Da wurden edle Scipionen, ein Germanikus, ein Titus; und auch dem Hadrian und seines Gleichen schadete wenigstens ihre Liebhaberey nicht. Ueberhaupt sind die edlen und sittlichen Blumen, auch der römischen Sprache, unverwelklich: selbst in den dunkelsten Zeiten haben Virgils Georgica, Horazens Sermonen, Boethius Tröstungen der Philosophie zu wirken nicht aufgehört, und nebst Bildung des Geschmackes und der Sprache auch in Sitten wohl ihr Gutes geleistet. Übrigens wollen wir lieber den feinen Geschmack der Priapeen, einiger katullischen,

horazischen und martialischen Gedichte entbehren, als daß wir uns die Sitten wünschen, oder liebhaberisch nacherkünsteln sollten. Die deutsche Uebersetzung Petrons wird also Stellen, Noten und dem Geiste des Buchs nach, Troz ihrer Kunst, ein Flecke unserer Sprache bleiben.

Viertes Kapitel.

Wirkung der Dichtkunst bey den nordischen Völkern.

Wir kommen hier wieder in ein lebendiges Feld der Dichtkunst, wo sie wirkte, wo sie lebendige That schuf. Alle nordischen Völker, die damals wie Wellen des Meers, wie Eisschollen oder Wallfische in grosser Bewegung waren, hatten Gesänge: Gesänge, in denen das Leben ihrer Väter, die Thaten derselben, ihr Muth und Herz lebte. So zogen sie nach Süden, und nichts konnte ihnen widerstehen: sie fochten mit Gesange wie mit dem Schwert.

Den nordischen Gesängen haben wirs also mit zuzuschreiben, daß sich das Schicksal Europens so änderte, und daß wir da, wo wir izt sind, woh-

nen.

nen. Daß Rom über Deutschland nichts vermochte, haben wir ihren Helden und Barden zu danken: dem Schlacht- und Freyheitgesange der zwischen den Schilden ihrer Väter tönte. *ss*) O hätten wir diese Gesänge noch, oder fänden wir sie wieder! Vielleicht besitzet das Land, für das ich jetzt schreibe, einen irgend verborgenen Rest dieses Schatzes! Vielleicht hat der edle Kreis, in dem ich jetzt gelesen werde, das Glück, ihn zu suchen und zu finden! Es wäre die lebendigste Beantwortung der Frage von **Wirkung der Dichtkunst auf die starken, edlen, keuschen, redlichen Sitten unsrer Väter.**

Die nordischen Völker sind glücklicher gewesen, haben ihrer mehr erhalten, und da es im Grunde Eine Sprache und Ein Volk ist, so ist uns der Schluß frey, was für ein Muth in dem unsern gelebt habe. Ein gelehrter Däne *tt*) hat im Buche „von Verachtung des Todes der alten Dänen„ durch Proben und mit einer unermäßlichen Gelehrsamkeit gezeigt, was die **Gedichte**, die **Sagen**, der **Glaube**, die **Mythologie** der Skalder auf die

 Hel-

ss) Tacit. de morib. Germ.

tt) Bartholin. de cauff. contemt. mortis apud veteres Danos L. II.

Heldenväter der Nordländer für grosse Wirkung gehabt hat. Wie sie furchtlos und ruhmvoll dem Tode zulächelten, auf dem Felde und nicht im Bette oder vor Alter zu sterben sich sehnten, Wunden im Rücken, Flucht und Gefangenschaft ärger als die Hölle scheuten, und was dazu die Vorbilder ihrer Väter, ihre Gesänge, der Stein auf ihrem Grabe, ihr Glaube an Odins Mahl, an die Helden mit ihm, an die Freuden der Walhalla, und an das Schicksal der Walkyrius beytrug. In Regner, Bodbrogs, Asbiorn Prude, Hako's Sterbegesängen, und in unzähligen andern Schlachtliedern, die in den nordischen Sagen, als Beläge ihrer Helden- und Fabelgeschichte zu finden, lebet diese Wirkung noch. *uu*)

Ueberhaupt hatten diese Nationen einen unendlichen Glauben an die Kraft solcher Gesänge und Lieder. Sie setzten sie der Zauberey zunächst, und Odin *xx*) rühmt sich, Lieder zu wissen, wodurch er „Hülfe geben, Zank, Krankheit, Traurigkeit, Schmerz vertreiben, die Waffen der Feinde stumpf

uu) S. diese Gesänge in *Olai Worm.* literat. Runic. *Bartholin.* de cauff. contemt. mort. und in den Sagen.

xx) S. Edda. In Mallets Gesch. v. Dännemark Th. I. findet man vieles, wiewohl alles verstümmelt, und nichts im Geist des Originals mehr.

„ stumpf machen, Bande und Ketten von sich ab„ wenden, den Haß auslöschen, Liebe erregen, „ ja Todte lebendig machen, und zur Antwort „ bringen könne.„ Ein Glaube der Art mußte grosse Wirkung hervorbringen: er war die Seele ihrer Lieder; auch haben ihn Thaten bewährt. Wo sind die Normänner nicht hingekommen in den mittlern Zeiten? wo haben sie nicht gestreift, geschlagen und überwunden?

Rauher Heldenmuth war die Seele dieser Gesänge, obgleich auch andere Stücke zeigen, wie zart sie vom weiblichen Geschlechte gedacht, und, wie schon Tacitus von den Deutschen rühmt, das Göttliche in ihnen verehret. Ihr Land, Klima, der Bau ihres Körpers und am meisten ihr langer Beruf und die Seele, die ihnen ihr Führer Odin eingehaucht hatte, machte sie den Rosen des Gesanges unempfindlich; als sie diese in den Südländern geniessen lernten, war die Stärke ihrer Brust dahin, sie entschlummerten in Armidas Armen. — Indessen zeigt der Karakter einiger grossen Männer dieser Völker, die wir näher kennen, daß sie nicht so barbarisch gewesen, als sie ihre Feinde ausgaben, und ausgeben mußten. Ihr Eroberungs- und Verwüstungsgeist war eine traurige Folge von

vielerley zum Theil edlen, zum Theil zu entschuldigenden Gründen; ob sie gleich freylich Ideal der Sittlichkeit damit nicht werden, auch nicht werden wollen.

Britten, Iren, Gallier, Schotten hatten Dichter, Vates, Religions-Muth- und Tugendsänger, yy) wie alle alte Nationen, nur scheinets nicht, daß die Gesänge dieser so hart und wild, als der Normänner, gewesen. Sey Ossian ganz alt oder nur aus alten Gesängen zusammengesetzt und geschaffen: welche weichere Seele ist in ihm! Ein Zauber der Einsamkeit und Liebe, des Muths und der Schonung! Sturm und Mondlicht, Mitternacht und die Stimme der Väter wechseln mit Thränen, und mit den zärtesten Tönen der Harfe. Für uns haben diese Lieder noch so viel Macht; auf ihrer Stelle, zu ihrer Zeit, in ihrer Sprache, welche Wirkung müssen sie gehabt haben! O hätten wir noch die Gesänge der Barden! Hätte unter

yy) Evan's de Bardis: Es ist ein Gemisch darüber 1770. (Leipz. bey Dyk) ins Deutsche übersetzt worden, aber unvollständig und ohne Proben. In der Collect. of several Pieces of Mr. Soland steht ein specimen of the critical history of the celtic learning, das Wünschen macht, Toland hätte das grössere Werk zu Stande bringen können: es wäre vielleicht seine beste Schrift geworden.

ter unsern Vätern ein Ossian gelebet! — Bey allen Nationen, die wir Wilde nennen, und die oft gesitteter, als wir sind, sind Gesänge der Art ihr ganzer Schatz des Lebens: Lehre und Geschichte, Gesetz und Sitten, Entzückung, Freude und Trost, die Stunden ihres Himmels hier auf Erden sind in ihnen. So lange es Barden gab, war der Nationalgeist dieser Völker unbezwinglich, ihre Sitten und Gebräuche unauslöschbar. Man weiß, welche Grausamkeit ein Tyrann Englands in der mittlern Zeit an den walischen Barden verübte: die Kraft ihrer Lieder war daurender Aufruhr gegen die Gesetze seines Reiches. In Evan Evan's specimen's of the Poetry of the anciens welsh Bards sind einige rührende Elegien über diese Schicksale der letzten Barden.

Daher war auch das Schicksal der meisten, daß sie untergiengen, als sich mit Art und Zeit die Sitten des Volkes, ihre Religion und Denkart änderte. Wie die Barbaren die Mythologie, Kunst und Dichtkunst der Römer zerstörten, so gieng auch die Ihrige einem grossen Theile nach zu Grunde; weil ihre alten Sitten, Meynungen und Sagen gar zu kräftig in ihren Gesängen lebten. Was wir haben, ist nur dem Schiffbruche entronnen,

nen, und hat sich an Küsten, in den Winkeln der Erde, wo noch jetzt zum Theile mit diesen Gesängen die Sitten der Väter herrschen, gerettet. Sie kamen in die Mittagssonne, und was sollten nun die kleinen Lampen weiter?

Wie es indessen Providenz war, daß diese Völker so lange in dem Zustande, den wir Wildheit nennen, wie unter einem wohlthuenden Nebel schlummern, auf Licht warten, und fern von Verfeinerung, Gelehrsamkeit, Ueppigkeit und Reichthum ihre rauhen Kräfte erhalten sollten; so war gewiß auch Absicht darinn, daß ihnen das Christenthum gerade itzt und in solchem Zustande werden mußte. Später hin hatten sie weder Einfalt für seine Lehre, noch gesundes starkes Herz für seinen Gesang. Es wäre ihnen so eckel gewesen, als der mythologisch-atheistisch-deistischen Ueppigkeit der Griechen, Römer, oder unsers Jahrhunderts. Daher wars auch meistens in Gesängen und Gebräuchen, d. i. nach ihrer Weise, wie sies aufnahmen. Die Bibel ward in Verse ihrer Sprache gekleidet, so gut es ihre Bekehrer konnten: zz)

Le-

zz) S. Schilders thesaur. antiquit. Germanic. T. I. und den zweyten Theil von Hikes. thesaur. lingu. septentrio.

Legenden der Heiligen kamen dazu, und flossen mit den Gesängen ihrer Väter wunderbar zusammen; es war der einzige Weg auf sie zu wirken. Ihre Sprache war undisciplinirt, auch wurde sie von den lateinischen Fremdlingen wohl nicht in aller Macht gefasset und behandelt, daher sind die ersten Versuche dieser Art so roh, arm und elend: sie beweisen indeß, daß Ohr und Seele ihrer Bekehrten an Nichts als so Etwas gewöhnt war.

Und nun müssen wir abbrechen, wenn wir über die folgenden mittleren Zeiten etwas gründlich sagen wollen. Sowohl Dichtkunst als Sitten der Völker Europens war damals ein so wunderbares Gemisch und zusammengesetztes Gebäude, daß wir von allen Seiten der Welt Materialen zusammen holen müssen, um den Einfluß des Einen ins andere zu zeigen. Die enge Nationaldichtkunst, so wie die enge Nationalwirkung derselben auf Sitten und Charakter hört auf; es wird eine bunte Fluth, eine Ueberschwemmung Europens.



Drit-

Dritter Abschnitt.

Welche Veränderung geschah mit der Poesie in den mittlern und neuen Zeiten? Und wie wirkt sie jetzo?

Erstes Kapitel.

Wirkung der Dichtkunst unter den Arabern, die einen Theil Europens überschwemmten.

Von jeher waren die Araber Dichter, ihre Sprache und Sitten war unter und zu Gedichten gebildet. Sie lebten in Zelten, bey immerwährender Bewegung und Veränderung, unter Abentheuern und dabey in sehr einförmigen, alten mässigen Sitten, kurz, ganz in dichterischer Natur. Statt der Kronen rühmten sie sich der Turbane, statt der Mauern ihrer Zelte, ihrer Schwerter statt der Schanzen und statt bürgerlicher Gesetze ihrer Gedichte. Auch haben diese von jeher mehr auf ihre Sitten gewirket, als jene vielleicht je auf Sitten wirken können. a)

Welch

a) S. Pocox. specim. hist. arab. Sales Vorrede zum Koran: Pocox. ad Sograi carm. etc.

Welch ein Abdruck sind die Gedichte der Araber von ihrer Denkart, von ihrem Leben! *b*) Sie athmen Ununterwürfigkeit und Freyheit, sind voll des Abentheuergeistes, der Ehre zu Unternehmungen, des Muths, der so oft in unauslöschliche Rachsucht gegen die Feinde, als Treue gegen die Freunde und Bundsgenossen ausbrach. Ihr Ziehen und Entfernen hat den Abentheuergeist auch in der Liebe gebohren, verliebte Klagen sammt männlichem Muth, im Andenken seiner abwesenden Braut alles zu unternehmen. Lange vor Mahomed waren sie Dichter; als dieser ihnen aber seine poetische Religion, und sein Meisterstück von Dichtkunst, wo er alle Dichter zum Wettkampf vorrief, den Koran eben aus poetischer Kraft, und im dichterischen Glauben aufgeschwatzt hatte, wirkte er dadurch in ihre Sitten, wie in ihre Dichtkunst. Der Glaube an Gott und seine Propheten,

b) Ich kann nur von denen reden, mit denen Schultens und Reiske uns beschenkt haben; die andern sind verborgne Schätze der Bibliotheken oder einzelner Kenner und Liebhaber. Es wäre aber, da die freylich reichere Absicht, daß sie im Original gedruckt würden, so selten und lästig erreicht werden kann, wenigstens gut, wenn treue Uebersetzungen davon veranstaltet würden. Die der Sage nach sprachgelehrtesten Franzosen wollen uns nichts als Einfälle der Morgenländer geben.

ten, die Ergebung in seinen Willen, die Erwartung des Gerichts und das Erbarmen gegen die Arme ward ihr Gepräge. Als sie von den Griechen alles annahmen, nahmen sie die Mythologie und den Geist griechischer Dichtkunst nicht an; sie blieben ihrer Poesie treu, wie ihrer Religion und Sitten; ja durch jene haben sich diese eben auch so lange unverändert und unverrückt erhalten.

Als Araber einen Theil Europens überschwemmten und Jahrhunderte darinn wohnten, konnten sie nicht anders als Spuren, wie ihrer Dichtkunst, so auch ihrer Wissenschaften und Sitten lassen. Durch jene, die Dichtkunst, haben sie vielleicht so viel gewirkt, als durch diese, die Wissenschaften, die wir fast alle aus ihren Händen empfiengen; und die Sitten sind ein Gefolge von beyden. Es kam ein Geschmack c) des Wunderbaren, des Abentheuerlichen in Unternehmung, Religion, Ehre und Liebe nach Europa, der sich unvermerkt von Süden immer weiter nach Norden pflanzte, mit der christlichen Religion, und zugleich mit dem nordischin Riesengeschmack mischte, und ei=

c) S. hierüber viel merkwürdiges in Whartons hist. of the English. Poetry, der ersten praelimin. Differt. of the origin of the Romantic fiction in Europe.

einen sonderbaren Druck auf die Sitten der Völker machte, auf die er flog. Artus und seine Tafelrunde, Karl der Grosse und die Pairs von Frankreich, Feen= Ritter= und Riesengeschichten entstanden: denn der Geist dieser Völker war zu maßiv, als daß er den Duft der arabischen Dichtkunst rein fassen konnte; er mußte mit ihren Ideen vermengt, und gleichsam in Eis und Erz gehüllet werden. Die Araber mit ihren Stammtafeln haben jene falschen Ableitungen und Chronologien erzeugt, von denen die Chroniken der mittlern Zeit voll sind: dies mischte sich bald in die Legenden, und alles endlich, Mährchen aus Süden, und die wirklichen Abentheuer und Streifereyen aus Norden bereiteten den Geist der Kreuzzüge nach Orient hin, der so erstaunende Wirkungen in Europa hervorgebracht hat.

Ueber Begebenheiten, die grosse Blätter aus dem Buche des Schicksals sind, sollte man nicht kunstrichtern, sondern nur Ursache, Art und Folgen zeigen. Das Wunderbare ist die einzige Nahrung der Menschen in dem Zustande, da diese Völker damals waren: sie standen und staunten, suchten zu umfassen, was sie noch nicht umfassen konnten, und übten damit Geisteskräfte und bereiteten

teten sich zu besserer Speise der Wahrheit. Ueberdies kann ichs nie glauben, daß der männliche Geist von Unternehmung, Freygebigkeit, Erbarmen, zarter wunderbarer Liebe, wenn er auch nur in Romanen und abentheuerlichen Erzählungen vorschwebte, damals als man in Unwissenheit daran glaubte, einen bösen Eindruck gemacht haben kann. Die romantische Liebe zum Frauenzimmer, unterstützt von nordischer Keuschheit hat Jahrhunderte herab viel Gutes auf Europa gewirkt, was freche Romanen und zügellose Gedichte nie wirken werden. Laß alles steif und unnatürlich seyn; die Sitten der Zeit waren selbst steif und der Grad des Unnatürlichen oder Wahrscheinlichen richtet sich nur nach dem Maaße unserer Unwissenheit und Fähigkeit zu glauben.

Ueberhaupt ists thöricht, die Wirkung einer Sache zu Einer Zeit aus dem Geiste einer ganz andern zu beurtheilen oder gar zu läugnen. Durch rohe Dinge von der Art wurden damals Unternehmungen hervorgebracht, die wir jetzt mit unserer feinen Poesie und Staatsklugheit kaum hervorbringen könnten; die Kreuzzüge nach Orient sind deren gewiß Eine. So wie sie nun von Sitten und Sagen, mit Gründen der Religion unterstützt,

urstützt, sonderbar hervorkamen; so hatten sie wiederum auf die Sitten und Sagen Europens noch einen sonderbaren Einfluß. Nun flossen Erzählungen, Wunder und Lügen noch eines dritten Welttheils dazu: Norden, Afrika, Spanien, Sicilien, Frankreich, das gelobte und das Feenland wurden gepaaret. Der europäische Rittergeist ward morgenländisch und geistlich: es entstanden Heldengesänge, Abentheuer und Wundererzählungen, die aufs unwissende und abergläubige Europa zum Erstaunen wirken. Alles war voll Sagen, Romanzen und Romane. An den Höfen der Könige und in den Klöstern, auf Märkten und selbst in Kirchen wurden Gedichte gesungen, allegorische Ritterspiele, Mysterien und Moralitäten gespielt. Die Mönche selbst machten dergleichen und sie hatten des Volkes Ohr. Da man damals sehr wenig Bücher hatte, da ausser geistlichen Gesängen und Legenden, Erzählungen der Art die beste Seelenweide waren, und dazu eine so prächtige, wunderbare, fernhergeholte Weide: so stand alles und gaffte und horchte. Die Conteours, Jongleours, Musars, Comirs, Plaisantins, Pantomimes, Romanciers, Troubadours und wie sie zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Absichten und Oertern hiessen, waren damals Homere, sie sangen

gen Gesta und Fabliaux fernher, und waren die Stimme der Zeiten. *d)*

Wenn es nun schon ziemlich ausgemacht ist, was das Feudal-Ritterwesen, Kreuzzüge und was zur Herrlichkeit dieses Zeitalters gehört für gute und nachtheilige Wirkung auf die Sitten Europens gemacht haben: so ist der Schluß über die Poesie, die davon sang, ziemlich gleichförmig. Sie gehörte mit zur Pracht und zum Schmucke dieser Aufzüge, Einrichtungen und Abentheuer: die Dichter selbst zogen mit, und waren den Fürsten zur Seite. Bey allem Unförmlichen erhielten diese Gesänge und Anstalten den Geist der Tapferkeit, des Ruhms, der Unternehmung, der Andacht und Liebe rege. Solche Heere und solche Pracht hatte Europa noch nicht gesehen, solche Erzählungen noch nicht gehöret. Die feindseligsten Nationen, Fürsten

d) S. *Perc's* Essai on the anciens English Minstrels vor seinen Reliques of ancient English Poetry Vol. I. *Hurd's* letters on Chivalry, insonderheit Wharton's hist. of the Engl. Poetry T. I. Von den Franzosen kennet man die memoires de la chevalerie p. Mr. Curne de St. Pelage T. 3. die hist. literaire des Troubadours, T. 3. ebenfalls aus seinen Papieren und die einzelnen Abhandlungen von ihm, Lancelot u. a. in den mem. de l'acad. des belles lettres.

sten und Stände würden Brüder, Christen unter Einer Kreuzesfahne; das harte Band der Knechtschaft fieng an zu erschlaffen, oder hie und da aufgelöset zu werden. Die Kenntniß verbreitete sich, das Wunderbare näherte sich schon von ferne der Wahrheit: man fieng an zu lesen; auch die sonst nie gelesen hatten, Ritter und Herren lasen diese wunderbaren, tapfern, andächtigen Geschichten. Schade nur, daß ihre Sprachen für uns so veraltet sind, und wie es der Geist der Sache war, auch die Mundart ein Gemisch von Sprachen seyn mußte! Dadurch ist für uns die Wirkung, auch wenn die Zeit sich nicht so sehr geändert hätte, großentheils verlohren.

Eine andere Gattung von Poesie aus demselben Stamme und von eben der grossen Wirkung auf Sitten, war der Minnegesang, die Akademie der Liebe. e) Sie waren Blüthen der Ga-

G 2 lan-

e) Ausser der hist. liter. des Troubadours, memoir. de la chevalerie p. Curne de St. Pelage hat Bodmer für Deutschland den Gegenstand am meisten behandelt, in s. Sammlung kritischer Schriften, Crito, den kritischen Briefen u. s. so wie auch in den grossen memoires de Petrarque viele Nachrichten über die Provençaux und Sonettendichter vorkommen.

lanterie des damaligen Rittergeistes. Kaiser und Könige, Fürsten und Grafen schämten sich nicht daran Theil zu nehmen. Sie machten Sprache und Sitten geschmeidig, verwandelten eine wilde Leidenschaft in zärtere Empfindungen und ketteten die voraus zu sehr getrennten Geschlechter durch unschuldige Blumenkränze. Die sogenannte petrarchische Liebe ist Geist gewordner Duft dieser Zeiten: so wie Petrarka selbst seine schönsten Sonnette und Lieder aus diesem Garten der Liebe brach. Der spätere Mißbrauch und die bald erfolgte erschreckliche Einförmigkeit der Wendungen und Gedanken kann zwar die Sache selbst nicht verleiden; indessen ist doch kaum zu läugnen, daß nicht zuviel Blumenspiel dabey Statt fand, und daß alles endlich in die überfeinen Sentimens ausartete, die der wahren Liebe wenig Nahrung gewähren. Wie alles vorhergehende, so gehörte auch diese Poesie zum Uebergange, zur Verschmelzung der Sitten ins Feinere, bis sie so fein geworden sind, als das heutige Tageslicht zeiget.

Zweytes Kapitel.

Wirkung der christlichen Poesie auf die Sitten der Völker.

Das Christenthum hat höhere Zwecke, als Poeten hervorzubringen; auch waren seine ersten Lehrer keine Dichter. Die Wirkung desselben aufs menschliche Herz sollte nicht vom Schmucke der Bilder und vom Geklingel ins Ohr, sondern von einfältiger Wahrheit kommen und Geist und Leben wirken. Indessen konnts nicht anders seyn, als daß auch die ersten Christen schon ihre Empfindungen in Lieder gossen, *f)* und sich damit gegen Spott und Verachtung stärkten. Von Wütrichen verfolgt, in Nacht und Hölen klangen ihre Lieder, deren Wirkung nicht von Kunst abhieng, so wie sie nicht für den Zeitvertreib gedichtet waren, sondern Gott den Herrn in ihrem Herzen sangen. Wer ist noch, der den ältesten Gesängen der Kirche, g) den Hymnen Ambrosius, Synesius,

f) Koloss. 3, 16. g) Ueber diesen ganzen Abschnitt ist des Abbt Gerberts Buch de cantu sacro voll Materialien und Geschichte: so wie die Wirkung einzelner Lieder theils in Vorreden und Anmerkungen zu Cantionaten häufig berührt und registrirt worden. Das gar zu grosse Detail wäre aber für diesen Ort zu weitläuftig.

Sedulius, Prudenz u. f. Kraft und Drang zur Seele absprechen könnte? Mit dem lieblichen Klange des Liedes, sagt Augustin, zieht sich das Wort Gottes ins Herz; die Seele wird hinaufgeschwungen und fühlet mehr die Wahrheit, den Ton, das Leben ihrer Lehre.

An der Wirkung also, die das Christenthum auf die Sitten der Welt gehabt hat, *h*) nimmt auch sein grosses Werkzeug, das Lied, Theil; nur geht auch hier die Kraft des Himmels stille und verborgen einher; die Wirkung keiner Poesie ist vielleicht verkannter als dieser. Und doch wirkt sie auf den besten, treuesten Theil der Menschheit, und das nicht selten sondern täglich; nicht über Gleichgültigkeiten, sondern eben bey den druckendsten Umständen am meisten, da ihm Hülfe Noth thut. Jene heilige Hymnen und Psalmen, die Jahrtausende alt, und bey jeder Wirkung noch neu und ganz sind, welche Wohlthäter der armen Menschheit sind sie gewesen! Sie giengen mit dem Ein=

h) Rothens Buch von den Wirkungen des Christenthums auf die Sitten Europens, ist eine eckle Lobrede, im spitzesten, schwülstigsten Ton: der grosse Gegenstand fodert noch einen Meister, der ihn behandle, obgleich die Engländer bereits viel trefliche Beyträge dazu geliefert haben.

Einsamen in seine Zelle, mit dem Gedrückten in seine Kammer, in seine Noth, in sein Grab; da er sie sang, vergaß er seiner Mühe und seines Kummers: der erdermattete traurige Geist bekam Schwingen in andere Welt zur Himmelsfreude. Er kehrte stärker zurück auf die Erde, fuhr fort, litt, duldete, wirkte im Stillen, und überwand — was reicht an den Lohn, an die Wirkung dieser Lieder! oder, wenn sie im heiligen Chor den Zerstreuten umfiengen, ihn in die hohe Wolke des Staunens versenkten, daß er hören und merken mußte: oder, wenn im dunkeln Gewölbe, unter dem hohen Ruf der Glocken, und dem durchdringenden Anhauch der Orgel sie dem Unterdrücker Gericht zuriefen, dem verborgnen Bösewicht Gewalt des Richters: wenn sie Hohe und Niedre vereinten, vereint auf die Kniee warfen, und Ewigkeit in ihre Seele senkten — welche Philosophie, welch leichtes, lichtes Lied des Spotts und der Narrheit hat das gethan, und wirds je thun können? Wenn diese Poesie nicht auf Charakter und Sitten wirkt, welche wird denn wirken?

Ich läugne nicht, daß in den mittlern Zeiten die lateinische, die Mönchssprache viel Rührendes in der Art gehabt hat. Ausser dem, daß sie immer,

Sedulius, Prudenz u. s. Kraft und Drang zur Seele absprechen könnte? Mit dem lieblichen Klange des Liedes, sagt Augustin, zieht sich das Wort Gottes ins Herz; die Seele wird hinaufgeschwungen und fühlet mehr die Wahrheit, den Ton, das Leben ihrer Lehre.

An der Wirkung also, die das Christenthum auf die Sitten der Welt gehabt hat, *h*) nimmt auch sein grosses Werkzeug, das Lied, Theil; nur geht auch hier die Kraft des Himmels stille und verborgen einher; die Wirkung keiner Poesie ist vielleicht verkannter als dieser. Und doch wirkt sie auf den besten, treuesten Theil der Menschheit, und das nicht selten sondern täglich; nicht über Gleichgültigkeiten, sondern eben bey den druckendsten Umständen am meisten, da ihm Hülfe Noth thut. Jene heilige Hymnen und Psalmen, die Jahrtausende alt, und bey jeder Wirkung noch neu und ganz sind, welche Wohlthäter der armen Menschheit sind sie gewesen! Sie giengen mit dem Ein=

h) Rothens Buch von den Wirkungen des Christenthums auf die Sitten Europens, ist eine eckle Lobrede, im spitzesten, schwülstigsten Ton: der grosse Gegenstand fodert noch einen Meister, der ihn behandle, obgleich die Engländer bereits viel trefliche Beyträge dazu geliefert haben.

Einsamen in seine Zelle, mit dem Gedrückten in seine Kammer, in seine Noth, in sein Grab; da er sie sang, vergaß er seiner Mühe und seines Kummers: der erdermattete traurige Geist bekam Schwingen in andere Welt zur Himmelsfreude. Er kehrte stärker zurück auf die Erde, fuhr fort, litt, duldete, wirkte im Stillen, und überwand — was reicht an den Lohn, an die Wirkung dieser Lieder! oder, wenn sie im heiligen Chor den Zerstreuten umfiengen, ihn in die hohe Wolke des Staunens versenkten, daß er hören und merken mußte: oder, wenn im dunkeln Gewölbe, unter dem hohen Ruf der Glocken, und dem durchdringenden Anhauch der Orgel sie dem Unterdrücker Gericht zuriefen, dem verborgnen Bösewicht Gewalt des Richters: wenn sie Hohe und Niedre vereinten, vereint auf die Kniee warfen, und Ewigkeit in ihre Seele senkten — welche Philosophie, welch leichtes, lichtes Lied des Spotts und der Narrheit hat das gethan, und wirds je thun können? Wenn diese Poesie nicht auf Charakter und Sitten wirkt, welche wird denn wirken?

Ich läugne nicht, daß in den mittlern Zeiten die lateinische, die Mönchssprache viel Rührendes in der Art gehabt hat. Ausser dem, daß sie immer,

 weil

Sedulius, Prudenz u. f. Kraft und Drang zur Seele absprechen könnte? Mit dem lieblichen Klange des Liedes, sagt Augustin, zieht sich das Wort Gottes ins Herz; die Seele wird hinaufgeschwungen und fühlet mehr die Wahrheit, den Ton, das Leben ihrer Lehre.

An der Wirkung also, die das Christenthum auf die Sitten der Welt gehabt hat, *h*) nimmt auch sein grosses Werkzeug, das Lied, Theil; nur geht auch hier die Kraft des Himmels stille und verborgen einher; die Wirkung keiner Poesie ist vielleicht verkannter als dieser. Und doch wirkt sie auf den besten, treuesten Theil der Menschheit, und das nicht selten sondern täglich; nicht über Gleichgültigkeiten, sondern eben bey den druckendsten Umständen am meisten, da ihm Hülfe Noth thut. Jene heilige Hymnen und Psalmen, die Jahrtausende alt, und bey jeder Wirkung noch neu und ganz sind, welche Wohlthäter der armen Menschheit sind sie gewesen! Sie giengen mit dem Ein=

h) Rothens Buch von den Wirkungen des Christenthums auf die Sitten Europens, ist eine eckle Lobrede, im spitzesten, schwülstigsten Ton: der grosse Gegenstand fodert noch einen Meister, der ihn behandle, obgleich die Engländer bereits viel trefliche Beyträge dazu geliefert haben.

Einsamen in seine Zelle, mit dem Gedrückten in seine Kammer, in seine Noth, in sein Grab; da er sie sang, vergaß er seiner Mühe und seines Kummers: der erdermattete traurige Geist bekam Schwingen in andere Welt zur Himmelsfreude. Er kehrte stärker zurück auf die Erde, fuhr fort, litt, duldete, wirkte im Stillen, und überwand — was reicht an den Lohn, an die Wirkung dieser Lieder! oder, wenn sie im heiligen Chor den Zerstreuten umfiengen, ihn in die hohe Wolke des Staunens versenkten, daß er hören und merken mußte: oder, wenn im dunkeln Gewölbe, unter dem hohen Ruf der Glocken, und dem durchdringenden Anhauch der Orgel sie dem Unterdrücker Gericht zuriefen, dem verborgnen Bösewicht Gewalt des Richters: wenn sie Hohe und Niedre vereinten, vereint auf die Kniee warfen, und Ewigkeit in ihre Seele senkten — welche Philosophie, welch leichtes, lichtes Lied des Spotts und der Narrheit hat das gethan, und wirds je thun können? Wenn diese Poesie nicht auf Charakter und Sitten wirkt, welche wird denn wirken?

Ich läugne nicht, daß in den mittlern Zeiten die lateinische, die Mönchssprache viel Rührendes in der Art gehabt hat. Ausser dem, daß sie immer,

 weil

weil sie lateinisch war, eine Anzahl andrer Schriften und Kenntnisse mit sich erhielt; sind mir im elenden Mönchsstyl Elegien, Hymnen zu Gesicht gekommen, die ich wahrlich nicht zu übersetzen wüßte. Sie haben ein Feyerliches, ein Andächtiges, oder ein so dunkel- und sanft-Klagendes, das unmittelbar ans Herz geht, und dem zu seiner Zeit es gewiß an Wirkung nicht fehlte. Die ersten Stimmen in den Reformationszeiten waren Elegien oder Satyren; diese bereiteten die Gemüther vor, bis sie auch in der Landes- und Volkssprache erschallen konnten. In England giengen die Plowman's Visions und Plowman's Creed Wiklefen, so wie in Deutschland Klagen und Elegien Hussen voraus. Von beyden Seiten wird überall wie mit Streitschriften, so auch mit Liedern gefochten, und Lieder sind allemal, Gesinnungen unter das Volk zu bringen, das wirksamste Mittel gewesen. Was die Gesänge der böhmischen Brüder und Luthers Lieder ausgerichtet, ist bekannt. Auch in unserm Jahrhunderte unterließ Zinzendorf nicht, durch Gesänge auf seine Brüdergemeinen zu wirken. Ein Chor Singender ist gleichsam schon eine Gesellschaft Brüder: das Herz wird geöfnet: sie fühlen im Strom des Gesanges sich Ein Herz und Eine Seele.

Die

Die ersten wirksamen Gedichte in der Volkssprache waren also auch, da sich die Dichtkunst wieder empor hob, aus dem Schoos und Busen der Religion Kinder. Dante's grosses herrliches Gedicht umfaßt die Encyklopädie seines Wissens, das Herz seines Lebens und seiner Erfahrungen, die Blüthe aller Mysterien und Moralitäten, Himmel und Erde. Von diesem Baume brach Milton seinen Zweig, da er das verlohrne und wiedergefundene Paradies schrieb. Die erhabensten und rührendsten Stellen Petrarchs gewährt ihm die Unsterblichkeit seiner Laura. Die Poesie ist so sehr Kind des Himmels, daß sie sich nie reiner und voller in ihrem Ursprunge fühlt, als wenn sie sich in Hymnen, im unendlichen All verlieret.

Wenn also eine Poesie der neuern Zeiten Werth hat, so müßte es diese seyn; und wie kommts, daß eben sie und die moralische Dichtkunst ihre Schwester am meisten ihre Kraft verlohren? Wir gehen zu den neuern Zeiten über, und wollen aus dem so vervielfältigten, reichen und bunten Garten der Dichtkunst nur die für uns nothwendigsten Blumen und Früchte brechen.

alten Komödie, die alle in einem Jahrhundert geschrieben, und alle in demselben Jahrhundert vergessen waren. Mit dem Trauerspiele giengs eben so, und Italien hat noch keines. Zeno wand alles an, die Oper griechisch zu machen; von Pastoralen, von arkadischen Tändeleyen, die im Geschmack der Alten seyn sollten, wimmelte Italien, und da diese dem Lande, der Zeit, den Sitten so fremde, zum Theil so unnatürlich waren, auf wen konnten sie wirken? Die Dichtkunst ward Ergötzlichkeit, schöne Kunst, Spiel.

Ursachen aus aller Welt Ende kamen damals zusammen, Europens Sitten zu ändern, mithin ward auch ihr Nachbild, die Dichtkunst theils anders, theils kam diese immer mehr ausser Wirkung. Aus Spanien wurden die Mohren vertrieben; ihr Karthago war also zerstöret: der Rittergeist fiel allmählig: das Land kam in sanften Tod, d. i. in politische Ordnung. So giengs dem Rittergeiste in allen Ländern: statt der Mohren wurden die Vasallen gedemüthigt, die Provinzen vereinigt: Monarchie im Staate erhob ihr Haupt. Je mehr nun Freyheit, Natur, Eigenheit der Sitten in allen Ständen abnahm, je mehr einzelne Kräfte geschwächt wurden, um zu den Füssen des

Ei-

Einen zu ruhen, je mehr überall mechanische Ordnung an die Stelle des Muths, der Wirkung individueller Seelen trat; so mehr entgieng der Dichtkunst lebendiger Stof und lebendige Wirkung. Der alte Rittergeist konnte nur zum Spotte gebraucht werden: die neuern Sitten — sie hiengen so wenig mit Poesie zusammen, als sie von ihr abhiengen, — vom Gesetze und Rechte und ganz veränderten Umständen der Welt giengen sie aus. Den Regenten schmeicheln, einförmige Kriegszüge, politische Rechtshändel, machiavellische Negotiationen besingen, war das Zweck der Dichtkunst?

Wie mit dem Rittergeiste, wars mit der Religion; ihre Wirkung ward verlacht: sie konnte in Gedichten nur als Fratze oder als Mythologie, neben rein lateinischen, antiken und mythologischen Namen gelten und so trat sie auch hervor. Ich will bekannte Gedichte und zum Theile sehr berühmte Namen nicht einzeln nennen; es war der sonderbare Geschmack dieser mit neuem Lichte aufgehenden Zeiten. Nun wird mit der Religion des Volks, der Dichtkunst Herz und Seele genommen; ein Volk, das keine Religion hat, oder sie als Burleske brauchet: für das ist keine wirkende Poesie möglich.

Mei-

Meistens nennen wir diesen Zustand Wachsthum der Philosophie: er seys; aber diese Philosophie dient der Dichtkunst und dem menschlichen Herzen wenig. Streicht alles Wunderbare, Göttliche und Grosse aus der Welt aus, und setzt lauter Namen an die Stelle; deß wird sich kein Geschöpf auf Gottes Erdboden, als etwa der Wortgelehrte, freuen. Die Dichtkunst kann nie entspringen und nie wirken, als wo man Kraft fühlt, lebendige Kraft selbst siehet, aufnimmt und fortpflanzet. Bayle's atheistischer Staat wird wahrlich keine oder elende Dichter haben, so wie alle philosophische Namen Kerker. Sie lassen Dichter weder zu, noch können sie solche erzeugen; noch diese an einem philosophischen Schatten- und Plaudervolk ihre Kunst erweisen.

Alle grosse Revolutionen damals flossen wie ein Meer zusammen, auf dem die Dichtkunst nicht anders, als zum Spiel hinfürder schwimmen konnte. Zween Welttheile wurden erfunden — man denkt vielleicht beym ersten Anbicke: ey, wie neuer, reicher Stof zur Dichtkunst! Der Erfolg zeigt, daß dieser Stof nichts zu bedeuten hatte, gegen die Wirkung, die im Ganzen die Dichtkunst durch diese Entdeckungen verlohr. Gold und Silber,

Ge-

Gewürze und Bequemlichkeiten mögen viel Guts hervorbringen, nur nicht neues Leben für die Poesie: die Kaffeetasse ist kein Trank des Odin, und die Prickeleyen fremder Gewürze auf unsrer Zunge und in unserm Blute kein goldner Stachel des Apollo.

Die Buchdruckerey hat viel Gutes gestiftet; der Dichtkunst hat sie viel von ihrer lebendigen Wirkung geraubet. Einst tönten die Gedichte im lebendigen Kreise, zur Harfe, von Stimme, Muth und Herz des Sängers oder Dichters belebet; jetzt standen sie da schwarz auf weiß, schön gedruckt auf Blätter von Lumpen. Gleichviel zu welcher Zeit einem lieben geneigten Leser nun der Wisch kam: er ward gelesen, sacht und selig überflogen, überwischt, überträumelt. Ists wahr, daß lebendige Gegenwart, Aufweckung, Stimmung der Seele so ungemein viel und zum Empfange der Dichtkunst am meisten thut; ists ein grosser Unterschied, etwas zu hören und zu lesen, vom Dichter oder seinem Ausleger, dem göttlichen Rhapsoden es selbst zu hören, oder sich es matt zu denken und vorzusyllabiren: so setze man nun, alles vorige dazugenommen, die neue Sitte in ihren Umfang, wie viel mußte mit ihr die Dichtkunst an

Kunst

Kunst gewinnen, und an Wirkung verlieren!
Jetzt schrieb der Dichter, voraus sang er: er
schrieb langsam, um gelesen zu werden, voraus
sammelte er Accente, lebendig ins Herz zu tönen.
Nun mußte er suchen, schön verständlich zu schreiben;
Kommata und Punkte, Reim und Perioden
sollten fein ersetzen, bestimmen und ausfüllen, was
voraus die lebendige Stimme tausendmal vielfacher,
besser und stärker selbst sagte. Endlich schrieb
er jetzt gar für das liebe klassische Werk und Wesen,
für die papierne Ewigkeit; da der vorige
Sänger und Rhapsode nur für den jetzigen Augenblick
sang, in demselben aber eine Wirkung
machte, daß Herz und Gedächtniß die Stelle der
Bücherkammer auf Jahrhunderte hin vertraten.

Die Musik ward eine eigne Kunst und sonderte
sich von der Dichtkunst. So gewiß es ist,
daß dadurch beyde, als Künste, gewannen; so
viel scheints, daß sie an bestimmter Wirkung beyde
verlohren. Die Empfindungen, die die Musik
allein sagt, kann sie nur dunkel sagen; nähme
man nicht unvermerkt das Kunstgefühl immer zu
Hülfe, so wäre uns vieles in ihr ein Buch mit unbekannten
Lettern und wir würden sie nicht lange
in solcher Unbestimmtheit ertragen. Die Dichtkunst
ohne

ihre Klang und Gesang mußte bald Letternkram, Naturwissenschaft, Philosophie, Sittenlehre, trockne Weisheit, Studium, werden.

Je mehr die Länder zusammen rückten, die Kultur der Wissenschaften, die Gemeinschaft der Stände, Provinzen, Königreiche und Welttheile zunahm, je mehr also, wie alle Litteratur, so auch Poesie an Raum und Oberfläche die Wirkung gewann, desto mehr verlohr sie an Eindrang, Tiefe und Bestimmtheit. In engen Staaten, bey kleinen Völkern, ihren einförmigen Sitten, engem und jedem einzelnen Gliede anschaulichem Interesse, bey Thaten, wo jeder Richter und Zeuge seyn konnte, hatte sie gewirkt und geblühet; jetzt zerfloß ihre Flamme in Staaten und Schimmer auf der Erde. Wer konnte übersehen, was ein Fürst wollte? und was für Recht er dazu hatte? Und wenn mans konnte, wer wollte, wer durfte es? Weder Volk, noch Dichter. Den freyen politischen Satyren der mittlern Zeiten war der Mund gestopft; aus der Mündung der Kanonen flammen keine poetische Thaten. Weder Helden, noch Bürger der alten Zeit ziehen zu dem meistens entfernten, ungereizten und unübersehbaren Kriege; es sind arme Kriegsknechte, die dahin ziehen,

 und

und den Ländern ists meistens gleich viel, welchem Deo ex machina sie fröhnen und dienen. Die Kriegs- und Friedensposaune lassen also gern alle neun Musen liegen und beweinen höchstens Blutvergiessen, Hunger, Krankheiten und gekränkte Rechte der Menschheit, von beyden Seiten.

Endlich und am meisten, wenn die Sitten und Herzen aller sogenannten gebildeten Völker allmäsig abgegriffene Münzen werden, da die Dichtkunst nur mit Schaustücken zu thun haben soll: wie anders, als daß diese auch so werde? fein ausgearbeitet, bequem und schön, aber meistens ohne Innhalt und Werth der alten engen Nationaldichtkunst. Der meiste Theil ist Scheidemünze, wo das Kupfer durchblickt; den edlen Theil lassen wir ungebraucht ruhen, damit er unsre Taschen nicht reisse, oder wandeln ihn schnell in das, was wir nöthiger brauchen, als Sitten der alten ächten Dichtkunst. Uns bilden Gesetze, Gesellschaften, Moden, Stände, Sorgen der Nahrung: unsre Musen sind das Vergnügen, und der Apollo derselben die liebe Noth. — Die Poesie ist Litteratur: ein Paradies voll schöner Blumen und lachender Früchte; nur zeigt die schöne Farbe nicht von Güte derselben, noch weniger der süsse Geschmack. —

Die

Die italiänische Poesie wars, die sich zu erst formte. Ihre schöne Sprache, das Land, der Karakter der Nation, ihre Verfassung, die mithelfenden Künste, trugen bey, daß sie bald und in blühender Gestalt erschien, eine liebliche Blume auf der Römer Grabe, aber nur Blume. Im grossen Dante kämpfen noch alle seine Leidenschaften: sein Gedicht ist Umfang seines Herzens, seiner Seele, seiner Wissenschaft, seines besondern und öffentlichen Lebens: er ist noch ein Stamm aus dem alten Walde der Freyheit und Mönchswirkung. — In Petrarcha lebt seine Laura, sofern es die Gesetze des Sonnets und des Liedes der Provenzalen zulassen; seine Mitgehilfen ergaben sich noch mehr der lieben Mythologie oder den ausgelassenen Sitten des Zeitalters. Im Jahrhunderte der Medicis ward alles klassisch: man schrieb Latein oder schöne Sonnete und liebliche Stanzen nach Petrarchs Weise. Ariost erschien, und der göttliche Ariost schrieb einen Roman zum Vergnügen, wo sein Herr und Freund vorzüglich zu bewundern hatte, wo er alle solch Zeug hatte auffinden können. Er und Tasso lebten von Nachlässen der mittlern Zeiten, weil zu ihren Zeiten wenig Poetisches mehr zu wirken war: die Nachfolger im vermehrten Verhältniß. Die Dichtkunst der Italiäner ist wie ih-

re Seele, ein stilles Meer, voll gehaltner tiefer Leidenschaft und Stärke; tief unten kann der Sturm wüthen, und oben fliessen noch sanfte Wellen. Vielleicht hat die Dichtkunst viel zu diesen Sitten, deren Bild sie trägt, selbst beygetragen. Sie unterhält so sanft, beruhigt und ergötzt so süsse: der Gondelfahrer auf dem Meere, und der Pilger zu Lande singt, spielt und ist fröhlich. Vergnügt auch unterm Drucke, fröhlich auch in der Armuth — Wie vieles zeigt nicht aber in auffahrenden Funken, was in ihnen für eine Flamme schlafe, die nur auf andere Umstände, auf einen Wind des Himmels wartet?

Mit der Poesie Frankreichs (ich spreche mit aller Bescheidenheit eines Idioten, der nur nach seinem Gefühle zu urtheilen waget) — ists in Betracht ihrer Wirkung auf Sitten noch unbestimmbarer. So wie dieses Volk vielleicht weniger Poesie und poetische Sprache hat, als die Italiäner, so hat auch nach Maasgabe ihres Charakters diese mindere Poesie auch mindere Wirkung auf Sitten haben müssen. Anstand ist ihr grosser Richter und Gesellschaftskreise der Schauplatz ihrer Poesie: selbst ihr Theater ist Kreis der Gesellschaft. Oben spielt eine Parthie Herren und Damen, und

oft

oft l'auteur durch sie; unten deßgleichen, und wie elend ist oft die Pythia, die schon vorher völlig den Ton stimmt! Oft werden Sentenzen, Tiraden und Deklamation bewundert, d. i. alles, wovon in der Gesellschaft gesprochen werden kann, und so werde denn gesprochen! Der theatralische Staats- und Kriegsmann Korneille, der tragische Idyllendichter Racine, Voltaire der Maler und Philosoph herrschen nach angenommenem Gesellschafts-Maasstabe, d. i. sie erleuchten und amusiren. Voltaire insonderheit, Er, in Poesie Philosoph und in Prose Dichter, Er, der grosse Lehrer unserer Zeit in leichter Philosophie und Scepticismus, der grosse Verfasser der pieces fugitives und der göttlichen pucelle — welche Mängel, welche Bedürfnisse des Jahrhunderts (anderer Länder beynahe mehr, als seines eignen Volks) füllet er nicht aus! Wie reine, veste Sitten warens nicht, die er bildet! Als ob heut zu Tage ein Dichter schriebe, um Sitten zu bilden? Und wozu schreibt er denn? Er suchet Ruhm, er folgt der Laune, er opfert dem Götzen des Jahrhunderts, er amusirt. Gutes oder Böses, was daraus komme — was ist dem Dichter gut oder böse?

Meine Absicht ist nicht zu kunstrichtern, sondern zu bezeichnen, was mich also dünket. Seit dem goldnen Jahrhunderte Ludwigs wurde die französische Poesie als unterhaltende Gesellschafterinn aufgeführet und ist sie das nicht geblieben? Die Epopee Fenelons wurde vergessen, höchstens spricht man von ihren Blumen; aus Quinault weiß man zarte Sentiments: aus Boileau Moralen oder ungerechte Streiche; aus la Fontaine schöne Niäserien. Moliere dichtete als grosser Dichter, dem übrigens alles gleich war, was lachen machte, und jetzt — weiß ich nicht, was man dichtet. Man wiederholt, man trillert aux Italiens tausendmal Einerley nach, man bettelt. Geßner und Young, Haller und Ossian, Shakespear nnd der Otahite, alles macht gleiche Wirkung — keine!

Das heißt, wie der grosse Voltäre meldet, das Licht ist so verbreitet, daß nirgend mehr Flamme werden kann. Die Sitten der Nation sind so gebildet, daß nichts mehr zu bilden ist — und o! eine Dichtkunst zu Paris die Sitten der Nation bilden! Warum nicht gar des Universums? Und was sind moeurs? und was ist effet und influence nach dem französischen Nachdrucke?

und

und endlich was ist wirkende Poesie? Etwa ein Trinklied oder ein Roman der Liebe.

Wir schiffen über den Kanal und plözlich sind wir in einem olim wilden Lande, das jezt auch sehr gesittet zu seyn beginnet, es ist das stolze England. Aus den Resten der Ritterzeit hat es Dichter, grosse Dichter — Chaucer, Spenser, Shakespear! Shakespear insonderheit, der Mann, der eine Welt voll Charaktere, Kräfte, Leidenschaften, Sitten, Begebenheiten umfasset, und eine Welt derselben nachbildend in uns wirket. Welch ein Schaz der Nation ists, einen Shakespear, ein Buch der Sitten und menschlichen Scenen aus und nach ihm zu haben! Er hat freylich kein System: seine Seele ist weit wie die Welt, sein Schauplaz ist für alle Sitten und alle Völker. Eine ähnliche Seele gehört auch dazu, Shakespear zu umfassen und wie er angewandt seyn will, anzuwenden! Und da man izt alles nach dem flüchtigen Augenblicke und mit dem Maasstabe des leichten Geschmackes mißt: so wird seine Desdemone bald der Zaire und sein Hamlet dem französischen Hamlet billig weichen. Er ist, sagt man, für unsere Sitten zu stark, zu rauh, zu wechselnd, zu geschmacklos.

Seitdem Geschmack an die Stelle des Genies trat und England seinen letzten Genius, Schwift, nach Irrland verbannte, ist die Poesie viel korrekter, moralischer, klassischer, feiner geworden; aber nicht zugleich auch viel unwirksamer, unpoetischer, kälter? Wer hat schönere Moralen in Reimen geklingelt, als Pope, und wer schönere Stubencharaktere gezeichnet, als Addison? Man frage indeß nicht um jedes Worts Ursprung, Zweck und Wirkung. So viel ist gewiß, wenn moralische Sentenzen und Wochenblätter Sitten bilden können, so haben Pope, Addison, Steele ihre Nation (die beyden letzten auf allen Kaffeehäusern insonderheit) gebildet. Ihre Schriften werden die Ersten ihrer Art bleiben, und Addison insonderheit der Sokrates seines Volkes.

Indessen ists drückend wahr, der Geist des Jahrhunderts, dem sich eben die edlen Schriftsteller ja auch in der Einkleidung bequemten, will, daß das alles als Gedicht, als periodische Schrift, als Wochenblatt gelesen werde; und wie oft zerstört da eben die Schönheit der Einkleidung, eben ihre Kunst, ihre Feinheit alle Wirkung! Der Reim ist eine schöne Sache, wo er ungezwungen da ist; er stutzt, wie ein deutscher Dichter sagt,

und hebt die Phantasey — und leimt die Rede ins Gedächtniß; indessen ists eben auch so gewiß, daß, wenn keine andere Seele, kein höherer Geist weckt, der Reim einschläfert und mit süssem Geklingel sanft betäubet. Wird das Gemüth mit sogenannten Saamenkörnern der Tugend überhäuft und gleichsam zu dick besäet: so kann nichts aufgehen, zumal ja alles allgemein ist, und nichts seine rechte Stelle findet. Merkt mans nun noch dem Dichter an, daß er Dichter ist, als Nachtigall sang und als Versifikateur oder artiger moralischer Schriftsteller schrieb; so liest man ihn auch als solchen, höret der Nachtigall als Nachtigall zu, läßt ihr seinen Dank wiederfahren, und geht nach Hause. Bey allen moralischen Dichtungen der Art kommts also darauf an, wie wirs lesen, obs uns Scherz oder Ernst ist? Und nein! Warum mußte denn dies, die Hauptbedingung der Kraft auf unsere Sitten, warum mußte sie unbestimmt bleiben? Ja warum mußte der Dichter eben durch seine Kunst, durch seine ewige Bequemnisse für unsere Ergötzlichkeit uns gar überreden, daß es ihm nur um diese und um Lob dieserhalb zu thun sey? Löscht er nun überdies mit der Einen Hand aus, was er mit der andern schrieb; wie ist uns nun zu Muth? Was sollen wir glauben? Und bey

wie vielen Dichtern, Reimern, Einkleidern und Romanschriftstellern insonderheit, ist gerade das der Fall!

Die Engländer haben zwo Gattungen der Romanklasse: die eine ist idealisch, die andere treue Natur: Richardson und Fielding sind ihre Führer. Beyde Gattungen haben Vortheile und Nachtheile; alles kömmt hier, wie überall, auf den Gebrauch an. Sich in idealische Wesen verlieben, kann herzlich gut seyn, aber auch sehr gefährlich. Man findet den schönen Traum entweder, wo er nicht ist, sieht allenthalben Engeln, Klarissen, und Grandisons fliegen und wird jämmerlich betrogen; oder der Engel Klarisse thut nur einen kleinen Fehltritt, den ihm ja jedermann verzeihet und der Folgen hat, für denen sich jeder gesunde Bauernverstand, der kein Engel ist, bewahrt hätte. In beyderley Fall hilft das Uebertreiben und Idealisiren zum Unfall: und überhaupt ists eine so feine Speise, ein so süsser Duft, daß er starke Bewegung und gute Säfte fodert, wenn er nicht schädlich seyn soll. Bekanntermassen haben nun die, die sich am meisten dieses Duftes bedienen, nicht viel Bewegung, nicht viel Anblick der ganzen gesunden Menschheit in wahren Beziehungen des

Lebens;

Lebens; was Wunder also, daß sie träumeln, und kränkeln und wenn sie einmal an dies Opium gewöhnt sind, nie mehr davon lassen können. Das nennen wir Verfeinerung der Sitten und Gesinnungen durch angenehme und unterhaltende Lektüre; die Verfeinerung ist aber oft wahres Verderbniß. Meistens macht sie zu aller gesunden Speise, zu gründlicherer Nahrung des Geistes und Herzens, am meisten zu wahren Freuden und wahrem Gebrauche des Lebens untauglich. Wenn die romantischen Engel aus ihrem Mondparadiese zur Erde kommen und die im heiligen Schleyer der Entfernung erschienenen Liebhaber einander in der Nähe von Angesicht zu Angesicht schauen :- so ist in mehr als Einem Verstande der Roman aus; die durch schöne Dichtung verdrängte Wahrheit kömmt, wie die Göttinn Ate, nach und rächet sich gewaltig.

Die Fieldingsche Gattung des Romans ist dem Auge nicht unterworfen, sie öffnet das Auge ungemein für Wahrheit. Und wenn sie nun mit eben der Wahrheit das Herz für Güte öffnet und diese zum bestimmten Zwecke hat; so kann sie die schönste Gallerie des menschlichen Lebens heissen. Wie kömmts nun aber, daß meistens auch diese Gattung Schriften den Schwächen der Zeit nach-

giebt,

giebt, statt diese zu überwinden? Wie kömmts, daß auch die individuellen Charaktere meistens in einem Lichte stehen, wie sie das liebe Herz gern hat? War den Verfassern an dieser kranken Sympathie, an diesem ängstigen Zuwallen gelegen, das eben daher rührt, weil ihre Hand den Wunden unsers Herzens schmeichelt? Dichter, bist du alsdenn Mann? Ehrlicher Menschenfreund? Diener der Gesundheit, Glückseligkeit und Wahrheit? Was würdest du von dem Arzte halten, der Opium oder süsses Gift reichte, nur daß die schöne Kranke ihm die Hand drücke? Soll der Dichter schwachen Seiten, bösen Sitten seines Jahrhunderts fröhnen? oder soll er sie bessern?

Wenn Cervantes treflicher Roman den Sitten seiner Nation Leid angethan, und mit dem Lächerlichen der Ritterschaft auch viele Tugenden derselben ausgetilgt haben soll (das wohl des Dichters Absicht nicht war) wenn mit ihrem Fehltritte die himmlische Klarisse und die philosophische Julie, so wie bey Terenz jenes Jupitersgemälde, geärgert, und Jünglinge zu Tom-Jones gesagt haben sollen: Si este, cur ego homuncio non? Wenn Fälle der Art wahr sind, welcher Dichter wird nicht selbst über zu lautes Lob und warmes Aufwal-

wallen zittern, und so viel an ihm ist, das quid honestum, vtile, decens? ja nicht schwankend seyn lassen! Ueberhaupt aber sind Schriften der Art leider zu sehr das Ruhekůssen weicher Bequemlichkeit, als daß man die hohen moralischen Wirkungen derselben für etwas anders, als sie selbst sind, für Dichtung und Roman halten könne. Ich sage dies bey den Engländern, es gilt aber bey allen Nationen.

Endlich hat die englische Wuth der Freyheit sich einer Gattung Dichter bemeistert, die recht national seyn, und auf Sitten wirken wollen; es sind ihre politischen Partheygänger und Satyrs. Buttler mit seinem Hudibras steht oben an, Swift in der Mitte, Churchill und horum progenies vitiosior folgen. Bestimmt gnug ists, was sie sagen, und an Leidenschaft und Stärke fehlts auch nicht, womit sie alles beleben; ob aber der moralische Nuze davon so groß sey, kann ich nicht entscheiden. Meistens ist alles so partheylich, grimmig und schrecklich übertrieben, daß jedem Fremden auch bey den stärksten Stellen weh ist. So spottet Buttler und hat Schaden angerichtet: so zerfleischt Swift mit Tygerklauen die Menschheit, daß man Mitleid über ihn, und nicht über die Menschheit wei-

weinen möchte. So züchtigt Churchill — es sind blutreiche Auswüchse, eckle aber saftvolle Geschwüre der gepriesenen englischen Freyheit, die wir ihnen nicht zu beneiden haben. Meistens sind sie auch durch sich selbst unkräftig: die Gegenparthey handelt, und läßt diese sprechen, wüten; und nach wenigen Jahren ist alles entweder vergessen oder die schärfsten Pfeile des Genies, in Glut der Hölle gehärtet, haben ihre Spitze verlohren. — Ueberhaupt ist alles Uebertriebene (und wer übertreibt mehr und lieber als ein Engländer?) in eben dem Maasse unkräftig. Wo Milton Teufelsbrücken baut, rühret er nicht, und wo Young hen Gräbern des erhabnen Unsinns zu nahe wirbelt, wird er nicht bessern. Wo Thomson und seine Gesellen zu viel schildern, ermatten sie, und ermüden andre; und wo die Adler ihrer pindarischen Oden mit Beywörtern beladen und vollgestopft sind, da kommen sie gewiß nicht zur Sonne. Vielleicht gleicht die Poesie dieses Landes anjetzt einem überfüllten Körper, der zuletzt für lauter Epitheten-Fülle und Gesundheit auf dem Leichengerüste pranget! — Und da bey ihnen alles so national ist, so muß, je mehr die Sitten sinken, je mehr Ueppigkeit und selbstgnügsamer Stolz, heroische Dummheit und Bestechung regieren, auch die Dichtkunst

sinken und davon Farbe tragen. Ihr leztes, so vergöttertes Genie, Sterne — man lese seine weichen Schriften, und hintennach die Briefe seines Lebens, herausgegeben von seiner eignen Tochter, und man wird fühlen, worauf ich deute.

Jezt soll ich von meiner Nation reden, aber ich kann kurz seyn, weil ich oft nur wiederholen müßte, was ich bey andern, denen wir lange nachgebuhlt haben, schon sagte. Von jeher hat die Poesie weniger Wirkung auf uns gehabt, als auf die beregten Nationen. Unsre Barden sind verlohren, die Minnesinger lagen auf der Pariserbibliothek ruhig; die mittlere Zeit hindurch ward Deutschland immer ausser Deutschland geschleppt oder mit andern Völkern überschwemmet; bekam also nicht Zeit, sich zu sammeln, und auf die Stimme seiner eignen Dichtkunst zu merken. — Ueberdem ists ein getheiltes Land, ein Bund von kleinen monarchischen Inseln. Eine Provinz versteht die andere kaum: Sitten, Religion, Interesse, Stuffe der Bildung, Regierung sind verschieden, hindern und sondern die beste Wirkung. Opitz sang für gewisse Provinzen Deutschlands lange, als ob er in Siebenbürgen gesungen hätte. Schweizer und Sachsen wollten sich lange nicht für Landsleute erken=

erkennen, und Nord- und Süddeutschland wollens in manchem Betracht noch nicht. — Ueberdem kommt bey uns das Volk in dem, was wir Sitten und Wirkung der Dichtkunst auf Sitten nennen, gar nicht in Betracht: für sie existirt noch keine, als etwa die geistliche Dichtkunst. Was bleibt uns nun für ein lesendes Publikum übrig, von dessen dichterischen Sitten wir reden sollen? Gelehrte? aber die haben ihre Sitten schon, und sind oft keiner Wirkung der Dichtkunst fähig: sie lesen zum Zeitvertreib, einen dumpfen Kopf sich etwa zu erheitern. Also Kunstrichter? aber die (ob sie gleich meistens nicht Gelehrte sind) haben mit jenen theils ein gleiches, theils noch das ärgere Schicksal, daß sie als Kunstrichter lesen, von Buchhändlern gemiethet, wohl gar gestimmet, und oft an Leib und Seele erblindet. Genießt der Krämmer den Duft seiner Gewürze? Und ists nicht Wohlthat für den Reiniger dunkler Gemächer, daß ihn sein Geruch nicht mehr störet? — Also dichte man für Jünglinge? aber auch die sind nach dem neuesten Geschmack selbst Dichter, und dienen an einem Allmanach deutscher Musen; also ist auch da die Wirkung gebrochen und veräffet. Also für geschmackliebende Jungfraun, ihre Bonnen und Tanten? Oder für jene vornehme Leser und Le-

serin-

serinnen, die es neulichst von den Franzosen vernommen, ersehn und erlernt haben, daß auch Deutschland Dichter besitze, und daß man diese wirklich lesen könne? — Allein, was ist nun auch für diese zu dichten, und was an ihren Sitten zu bilden? Nach zehn französischen Büchern ein deutsches zu durchlaufen, mit matter, verdauungsloser Seele es zu durchträumen, durchnaschen, durchjähnen; sodenn zu jenen zehn hinstellen, und abermals nach den neuesten Modebissen schnappen — ist das Dichterlektüre? was kann sie nützen? wer mag für sie dichten? wer in den Armen einer verwelchten Buhlerinn liegen, und ihr gar Sitten geben wollen? Also bliebe nichts als die Buchhändler übrig, für die denn auch wirklich die meisten Meßjünger schreiben; was diese erwählte Schaar aber (die Jupiters, Apollo's und Mäcene der deutschen Musen!) was diese aus ihrer poetischen Meßwaare für Sitten ziehen, mögen sie selbst untereinander am besten wissen!

Was für Wirkung können Gaben thun, die verhandelt und erhandelt werden? Was für Sitten kann ein Tempel der Dichtkunst stiften, wo Wechslertische und Taubenkrämmer, Recensenten

 und

und Ochsenhändler i) ihr Gewerbe treiben? Ihr Dichter der Vorwelt, Ossian und Orpheus, erscheint wieder, werdet ihr eure Mitbrüder erkennen? werdet ihr für die Presse singen, und jetzt in Deutschland gedruckte, recensirte, gelobte, elend nachgeahmte Dichter werden? Man verzeihe, daß ich bey diesem Aeussern verweile; von solchem Aeussern hängt das meiste Innere ab. Der Buchhändler kauft und verkauft, erhandelt sich Autor und Recensenten, bestimmt den Werth seines Meßguts und nach dem Anklange geht die Stimme fort. Dem lieben Deutschland ist alles gleichviel, wenns in den Zeitungen nur **gelobt** ist. Siegwart und Agathon, Messias und den Nothanker, Werthers Leiden und Werthers Freuden lieset's mit gleichem Muthe; und das ausländische Gemisch, woher es auch komme, und was für Sitten es wirke, bleibt billig im Vorrecht. —

Bey diesem dürftigen Zustande der Leserey haben wir uns über die Dichter und die Sitten, die sie wirken wollen, gewiß nicht zu beklagen. Opitz und Brockes, Gellert und Hagedorn, Kleist und Geßner, Haller und Withof sind untadelhaft von dieser Seite; der ehrliche fromme Charakter

i) S. die Geschichte Hieronymus in Nothankers I. Th.

rakter der Deutschen zeigt sich auch hier. Sie wollten lieber minder Dichter seyn, als unsittliche und unweise Dichter. Der erste Dichter, der auf die Nation vorzüglich gewirkt, war gewiß fromm, Gellert.

Auch der höhere Kranz, nach dem sodenn die deutsche Muse lief, war den Sitten fürwahr unschädlich: es war die biblische Dichtkunst. Hätte diese Wirkung auf die Nation machen, und den Glauben des Volkes verdienen können, der einem Inhalte der Art gebühret! Aber denn hätte vor Klopstock kein Milton seyn, denn hättte sein Messias nicht mitten in einem Haufen Dichtungen und Episoden stehen müssen, die ewig allen Glauben abzwingen und abwürgen! — Wie es indessen sey, verdient seine Dichtkunst nicht den Preis der Engel, so verdient sie den Kranz unschuldiger Menschen, nachgebender Jünglinge, zärtlicher Kinder. Nie wird man ihr und der Muse des kältern, gelehrten moralischen Bodmers, sittliches Uebel nachsagen können, wenn auch nicht alles himmlisches Gold wäre.

Vielleicht wars selbst diese übergrosse Moralität der Deutschen, die, wie an so vielen Patri-

erhaben, an den Bardengesängen des jüngsten halbverstrichenen Zeitalters Schuld war. Unmaßgeblich reizte die Tugend der Frau Thusnelde so stark, als die Tapferkeit des Herrn Hermanns: man freute sich dessen, übersah das andere, und da Ossian dazu kam, war der Bardengesang gebohren. Sollte es also auch mit der Wirkung dieser Gesänge und Fabellehre auf unsere Sitten nicht so ganz recht seyn: so bleibt dem errichteten Altare immer Eine Aufschrift: Pietati! „ Ein „ etwelches Denkmaal, der Tugend, und den „ Sitten der Väter heilig. „

Da die deutsche Muse eine so ehrwürdige Vestalinn, die Priesterinn der Wahrheit und Tugend ist: warum sollten wir nicht auch die Kleinigkeiten übersehen, die hie und da Alten oder Ausländern zu weit nachfolgen. Ist Gleim denn nur Anakreon, oder ist er nicht auch der wackre Helden- und Tugendsänger? Und ist ers in jenen Scherzen denn auch je ausser den Gränzen der Zucht? Hat Wieland hie und da sich mit der Muse Krebillons zu nahe befreundet; wie viel anders im andern Geschmacke hat er geschrieben! In der That ists viel, was wir von den lieben Musen des heiligen römischen Reichs verlangen, und äusserst wenig, was

was wir, das lesende Publikum, ihnen gewähren; Geschenk und Gaben verstehe ich damit nicht. Gebt uns andre Zeiten, andre Sitten, andre Leser und Leserinnen, andre Schriften, die Leser und Leserinnen bilden, und die Dichtkunst wird ihnen nicht widerstreben.

Freylich ists auch hier edel, vorzugehen und einem Gottgegebenen Dichter wird nie sein Kreis williger Ohren und Herzen mangeln. Ein Dichter ist Schöpfer eines Volkes um sich: er giebt ihnen eine Welt zu sehen und hat ihre Seelen in seiner Hand, sie dahin zu führen. So solls seyn: so wars ehemals: immer aber und überall kann nur ein Gott solche Dichter geben. Was Menschenwerk ist, folgt auch menschlichen Sitten um sich her; es ist von der Erde und spricht irrdisch: der Sänger, der vom Olymp kömmt, ist über alle, und eben der Stab seiner Wirkung ist das Kreditiv seines Berufs. Wie der Magnet das Eisen, kann er Herzen an sich ziehen und wie der elektrische Funke allgegenwärtig durchdringt, allmächtig fortwandelt: so trift auch sein Bliz, wo er will, die Seele. Er wird weder Weichling seyn, noch Kizler, noch Sittenverderber, nicht

aus Gesetzen von aussen, sondern weil er edleres Feuer, höhern Beruf in sich fühlet.

Wir, die keine Götter sind, solche Sittenverwandler zu schaffen und der dürftigen Zeit zu geben, wollen ihren Werth wenigstens erkennen und ihr irrdisches Werden nicht aufhalten. So lang unsere Dichtkunst Meßgut ist und Karmen an den Geburtstagen der Grossen, so wird jeder Chiron in den Fels gehen und einen jungen Achilles etwa allein die Leyer lehren. Kein Tyrtäus wird vor unsern nach Amerika verkauften Brüdern einherziehen und kein Homerus diesen traurigen Feldzug singen. Sind Religion, Volk, Vaterland unterdrückte, nebelichte Namen; so wird auch jede edle Harfe dumpf und im Nebel tönen. Ja endlich (die Ursache von allem!) so lange wir in naturloser Weichheit, Unentschlossenheit und üppigem Zagen für Geld und Ruhm singen, wird nie eine Leyer erschallen, die Sitten schaffe, die Sitten bilde.

Fortes creantur fortibus et bonis
Est in iuuencis, est in equis patrum
Virtus: nec imbellem feroces
Progenerant aquilae columbam.

De-

Doctrina sed vim promouet insitam
Rectique cultus pectora roborant:
Vtcunque defecere mores,
Dedecorant bene nata culpae.

Ουκ οιον αγαθον γενεσθαι ποιητην, μη προτερον γενηθεντα ανδρα αγαθον. *Strab.*
Η ποιησις ιερον τι χρημα κ. θεσπεσιον. Ος ανευ μανιας Μουσων επι ποιητικας θυρας αφικηται, πεισθεις ως αρα εκ τεχνης ικανως ποιητης εσομενος, ατελης αυτος τε κ. η ποιησις υπο των μαινομενων η του σωφρονουντος ηφανισθη. Πλατ.



Beschluß.

Die Hauptsätze meiner Abhandlung wären also diese:

1) Denn ist die Dichtkunst am wirksamsten, wenn sie wahre Sitten, lebendige Natur darstellt; sind die Sitten gut, stellet sie die lebendige Natur zu guten Zwecken dar, so kann sie auch gute Sitten wirken, und lange erhalten.

2) Unter den Hebräern wies Gott, welches der Zweck der Dichtkunst sey, auf welche und zu welchen Sitten sie wirken müsse; das Volk blieb der Absicht des Gottes, der sie begeisterte, unendlich zurück; und unter den Griechen ward die Dichtkunst nach guten Anfängen und mit einzelnen herrlichen Ausnahmen, Mythologie, Machwerk, schöne Kunst, Mährchen und endlich mit die Verderberinn ihrer Sitten.

3) In Rom war sie unabhängig vom Staate: gut, aber roh, so lange die Sitten gut waren; unnütz, müssig oder böse und verschlimmernd,

in

in dem Maasse als diese fielen. Unter Nord-
ländern, Arabern und allen einzelnen thätigen
Völkern hatte, und erhielt sie den Charakter
der Nation im Guten und Bösen.

4) Als Europa von den nordischen Völkern neue
Sitten und neue Verfassung erhielt, änderte
sich auch die Dichtkunst. Eben aber die Mi-
schung und Wanderung der Völker gab ihr ei-
nen unbestimmten, zusammengeflossenen
Mährchencharakter. Auch in den rohesten
Zeiten hat die simple Poesie des Christenthums
grossen Nutzen gehabt, und hat ihn noch.

5) Mit der Nachahmung der wiedergefundenen
alten und dem neuen Zustande der Welt ward
die Dichtkunst regelmässiger, aber auch unwirk-
samer; abgetrennt von Wirkung lebendiger
Sitten. Sie hat sich unendlich verfeint, alle
Vorstellungsarten und Moralen erschöpft;
wirkt aber wenig, und kann und soll jetzt lei-
der nur wenig wirken; sie ist zum lieben Ver-
gnügen.

6) Proben darüber in einzelnen Gattungen, bey mehr als einem Volke; und stille Winke, daß sie lebendiger und wirksamer werde.



J. G.

J. G. Herder

fürstl. sächs. Oberkirchenrath, und Generalsuper-
intendent des Herzogthums Weimar,

über den

Einfluß

der schönen in die höhern

Wissenschaften.

Vt hominis decus ingenium, sic ingenii ipsius eloquentia. ***Cic.***



Welchen Einfluß haben die schönen auf die höhern Wissenschaften?

Zuförderst ist auszumachen, wie man das Wort schöne und höhere Wissenschaften nimmt? Sollen die erstern nichts anders seyn, als was junge, müssige Gemüther gern darunter verstehen möchten, eine tändelnde, üppige Lektür, Verse und Romane, Kritiken und witzige Journale, so ist wohl vom guten Einflusse nicht viel zu sprechen. Und da solcher Mißbrauch des Wortes in unsern Tagen ziemlich allgemein ist, und die kurfürstl. Akademie ohne allen Zweifel zum Zwecke hat, daß die Beantwortung ihrer vorgelegten Frage von allen Seiten praktisch und nützlich werde, so muß leider! der Anfang dieser Abhandlung vom Mißbrauche der Sache und vom bösen Einflusse den er giebt, geschehen, damit wir sodenn auf den bessern Gebrauch und seine Nutzbarkeit kommen.

Zu

Zu nichts ist die Jugend geneigter, als vom Schweren auf das Leichtere zu springen, zumal wenn dies zugleich angenehm ist und eine schöne Oberfläche hat. Sie läßt also gern die alten Autoren, die die wahren Muster des Schönen sind, Philosophie, Theologie und gründliche Kenntnisse anderer Art ruhen, um sich an den witzigen Schriften ihrer Sprache zu erholen und die Einbildung damit zu füllen. So gehts in Schulen und Akademien, und da in den frühern Lebensjahren der Geschmack seine Richtung erhält, so schreitets fort, wie es begann und auch in Zeiten und Ständen, wo mans nicht vermuthet, siehet man jetzt Schönwissenschaftler und Schönkünstler, wie man sie gern entbehrte; ästhetisch-poetische Prediger, witzige Juristen, mahlende Philosophen, dichtende Geschichtschreiber, hypothesierende Meßkünstler und Aerzte. Das Leichte hat über das Schwerere gesiegt, die Einbildung vor dem Verstande Platz genommen, und je mehr Reize und Anlässe es von aussen giebt, diese Auswüchse menschlicher Seelenkräfte und schöner Litteratur zu befördern, desto mehr gedeihen sie und ersticken das Trockne, Schwerere, mit ihrem üppigen Wuchse.

Der

Der Schade hievon ist theils für die Subjekte selbst, die in diesen Irrweg fallen, theils für die Wissenschaften, die sie bauen oder bauen sollen, beträchtlich und oft lange unersetzlich. Wir werden alles, was wir seyn sollen, nur durch Mühe, durch Uebung. Unter welchem Vorwande, zumal in jüngern Jahren, wir diese vernachlässigen, haben wir schon immer das zum Nachtheile, daß unsere Nerven ungeübt, unsere Kräfte unentwickelt blieben, wir also, so reich unsere Beute von aussen seyn mag, in uns selbst arm und schwach bleiben. Ein Jüngling, allein in den schönen Wissenschaften erzogen, ist wie ein Zärtling in den Gärten der Armida oder in der Grotte der Kalypso verzaubert: er wird nie, wenn ihm nicht eine ernstere Wahrheit erscheint, Held oder verdienter Mann werden. Das Schöne in den Wissenschaften, wie er darnach läuft, ist nur Kolorit, nur Oberfläche; er pickt darnach, wie der Vogel nach der Farbe, er hascht darnach, wie nach einer schönen Wolke. Die schöne Ansicht vergeht und er hat nichts.

Zudem ist nicht alles Gold, was glänzt, und nicht alles schön, was einem unerfahrnen Jünglinge oder verzärtelten Weibe so scheinet. Die Modelek-

lektür der Zeit ist oft ein Garte voll Sodoms-äpfel, auswendig schön, innwendig voll Staub und Asche. Ein Jüngling, der, was und wie etwas sogenanntes Schöne im Drucke herauskömmt, es begierig verschlingt, hält gewiß ungesunde Mahlzeit: Gutes und Böses durcheinander und das Meiste süß und üppig. Der Geschmack wird verdorben, die Seele unsicher oder verwöhnt. Das Reich seiner Wissenschaft so enge wie seine Zeit, kann nicht bessere Früchte geniessen, als diese giebt und er nicht gesündere Säfte kochen. Kömmts nun noch dazu, daß der also genährte Jüngling selbst Richter in den schönen Wissenschaften wird, ehe er Schüler; Meister, ehe er Lehrling geworden; gnade Gott, für den Einfluß! Was je die Sophisten zu Sokrates Zeit waren, sind solche Kunstrichter in unsern Zeiten: sie wissen Alles, sie entscheiden über Alles; die Kunst zu schwatzen haben sie gelernt, und worüber läßt sich nicht schwatzen? Am meisten darüber, wovon man nichts weiß; da kann man unbegriffene Sachen besser wünschen, da kann man witzeln und schöngeistern.

Jede Wissenschaft, in die ein solches Gemüth tritt, wrid durch ungesunden Anhauch verpestet und durch üppige Behandlung entnervt und verdorben.

dorben. Was für ein unwürdiges Geschöpf als ein eleganter Theolog nach dem neuesten Gewächse? Nicht Gottes Wort predigt er, sondern schöne Phrasen, klopstockische Hexameter oder krebillonsche Moralen. Nicht Gottes Wort liest er, er übersetzt an ihm alte Geschichte, Briefe, Gedichte in die neueste ästhetische Form, kommentirt Moses, David und Johannes wie Ariost, Milton und la Fontaine. Seine Glaubenslehre ist eine liberale Philosophie theologischer Meinungen und seine Pastoralklugheit eine ästhetische Wohlgefälligkeit gegen alle herrschende Irrthümer und nutzbare Laster. Einem Menschen, dem Würde in seinem Amte, strenger Umriß in dem, was er denkt, will und sucht, fehlet; ihm ist alle Malerey schöner Wissenschaften von aussen her Schminke oder ein Narrenmantel.

Ich übergehe Juristen und Aerzte, um mit einigen Zügen den Zärtling vorzustellen, der als schöner Geist in Philosophie, Geschichte oder gar Mathematik schönthut. Wenn er uns über alle diese Sachen schöne Worte, Porträte, Bilder, Aehnlichkeiten, witzige Einfälle und Geschichtchen giebt: wenn er uns sagt, nicht, was geschehen sey, sondern malt, was da hätte geschehen sollen,

uns, was da ist, nicht zeigt, sondern mit Blumen umhüllet, damit es errathen werde; ey des schönen Philosophen! des poetischen Geschichtschreibers, des witzigen Mathematikers, des herrlichen Kunstrichters! Alle diese, alle höhere Wissenschaften werden verdorben, wo solche Affen Muster sind und Exempel geben. Eine Bibel ist nicht Bibel mehr, wo es ein ausgemaltes ästhetisches Kunstbuch, eine Glaubenslehre nicht Glaubenslehre mehr, wo sie ein Kram geschminkter Meinungen, eine Philosophie nicht Philosophie mehr, wo sie, statt zu lehren, tändelt und statt Wahrheit zu erforschen, nach Farben und Flittergolde läuft. Was ist eine Geschichte ohne Wahrheit? Was eine Wissenschaft ohne Gewißheit und strengen Umriß? Was eine Sittenlehre ohne Sitten und Uebung? Was eine Weisheit voll Tandes und schöner Thorheit? Alle Geschäfte und Stände werden von diesen Buttervögeln schöner Wissenschaften benascht und verunehret. Sie saugen an ihnen unnützlichen Saft, und was sie nachlassen, sind verheerende Raupen.

Die höchste Wissenschaft ist ohne Zweifel die Kunst zu leben; und wie manchen haben seine schöne Wissenschaften um diese Einzige, diese göttliche Kunst gebracht! Die Liebe, die glücklich macht,

wird

wird selten durch Romane gelehrt oder gebildet: die größten Romanhelden oder Heldinnen finden nicht, was sie suchen, und oft etwas ganz anders, als wovon sie träumten. Ihre überspannte Einbildungskraft ermattet, und kann nicht geniessen, was sie hat, was ihr zu kosten gegeben wird: erschlafte, weiche, üppige Hände können nicht umfassen, nicht das Kunstbild bereiten, was erst bereitet werden soll. Ein flüchtiger, dem Vergnügen nacheilender Jüngling, wie kann er ein Mann, ein würdiger Ehemann und Vater, ein arbeitsvoller, unermüdeter Aufseher des gemeinen Wesens, ein untersuchender, gerechter Richter, ein mühvoller, tragender Arzt, ein geschäftiger Weiser, ein Wahrheitforscher, und Wohlthäter des menschlichen Geschlechts in seinem Kreise werden? Zu alle diesem gehört Bildung, Erziehung, Kunst, Mühe, ein treues Herz, ein guter Verstand, ein redlicher Zweck, und Willen und Kräfte, den Zweck zu erreichen; ist dies alles nicht da, buhlen wir in allem nur um das Flittergold des Angenehmen, Leichten, Wohlgefälligen, Schönen, und verachten, was Mühe bringt, was Untersuchung kostet — Die Götter geben uns nichts ohne Mühe, sie verkaufen alle ihre Gaben theuer, und am theuersten ihre edelste Gabe, den Kranz der Belohnung

eines guten Gewissens. Die Ueberzeugung, gethan zu haben, was wir thun sollten, was keiner für uns thun konnte, wird nicht durch elogia fremder Zungen und Federn, nicht durch Schminke von aussen, nicht durch Geschwätz oder Schönkünsteley erworben; sie selbst ist aber die schönste, so wie die höchste Wissenschaft und Kunst des Lebens. Alles andre, was zu ihr nicht führet, ist Eitelkeit, Dunst, schöngefärbter, aber blendender und vielleicht giftiger Nebel. Viele Mängel und Unglückseligkeiten unsrer Staaten, unsrer Stände, Aemter, Wissenschaften und Geschäfte lassen sich auf die unglückselige Ueppigkeit der Schöngeisterey zurückführen, die sich so häufig in unsern Erziehungskammern, Schulen, Kirchen, Pallästen, Märkten und Häusern zeiget: wollte Gott, daß man die Quellen dazu verstopfen könnte, so würden sich die Abflüsse bald verlieren.

Das Beste ist auch hier: das Bessere nur wie es ist, in bessern Begriffen und Beyspielen zu zeigen; es ist dies die Absicht der Frage: welchen Einfluß die schönen Wissenschafren, recht gefaßt und recht geübet, in die höhern Kenntnisse haben?

Schöne

Schöne Wissenschaften sind die, welche die sogenannten untern Seelenkräfte, das sinnliche Erkenntniß, den Witz, die Einbildungskraft, die sinnlichen Triebe, den Genuß, die Leidenschaften und Neigungen ausbilden; ihre Erklärung selbst zeigts also genugsam, daß sie auf die höhern Wissenschaften, die sich mit dem Urtheile und Verstande, dem Willen und den Gesinnungen beschäftigen, den schönsten und besten Einfluß haben?

Alle Kräfte unsrer Seele sind nur Eine Kraft, wie unsre Seele nur Eine Seele. Wir nennen oben und unten, hoch und niedrig, was nur vergleichungs= und beziehungsweise so ist; im Ganzen aber ist ein richtiger Verstand ohne richtige, wohlgeordnete Sinne, ein bündiges Urtheil ohne gezähmte und zu ihrem Dienst erweckte Einbildungskraft, ein guter Wille und Charakter ohne gutgeordnete Leidenschaften und Neigungen nicht möglich. Also ists Irrthum und Thorheit, die höhern ohne die schönen Wissenschaften anzubauen, in der Luft zu ackern, wenn der Boden brach liegt.

Wer hat je einen Mann von richtigem Verstande gekannt, den sein sinnliches Urtheil immer irre führte? Wer sah je mit dem Verstande recht, wer mit seinen Augen und der Phantasie nicht recht sah? Wer war Herr über seinen Willen, dem seine Leidenschaft nicht gehorchte, dem die Phantasie befahl, der in jeder seiner geheimen Neigungen Stricke fühlte, die ihn, den Simson, sieben- und tausendfach fesselten, ohne daß ihn eine andre Kraft befreyte? Die schönen Wissenschaften sind also, oder sollen seyn Ordnerinnen der Sinne, der Einbildungskraft, der Neigungen und Begierden: das Sehglas also zur Wahrheit, die sich uns Sterblichen immer nur im Schein offenbaret, die Arbeiterinnen, den Grund unsrer Seelen zu ordnen, damit Wahrheit und Tugend sich ihnen offenbare; ein mehrers kann kaum zu ihrer Rechtfertigung und höchsten Bestätigung gesagt werden.

Sinne und sinnliche Kenntnisse, so wie geheime Neigungen und Lüste, sind überdem das Erste, das in unsrer Seele aufwacht; der Verstand kommt spät, und die Tugend, wenn sie nicht in jene gepflanzt wird, gemeiniglich noch später. Also ist mit der Jugend jugendlich anzufangen, unsre sinnliche Kräfte sinnlich zu behandeln und zu bilden,

hen, durch leichte Regeln, und, noch besser, durch gute Exempel. Die schönen Wissenschaften bestehen und beschäftigen sich mit beyden, und also ist ihr früher, nützlicher Gebrauch aus der Natur und Ordnung der menschlichen Seele auch für alle andere Wissenschaften genug empfohlen.

Wem in seiner Jugend Gedächtniß, Sinne, Witz, Phantasie, Lust und Neigunst verkrümmt und verstumpft wurden; was wird dessen Verstand in ältern Jahren für Materialien haben, über die, was für Formen und Formeln, nach denen er sich übe? Was kann sein Wille thun, wenn seine Kräfte, richtig zu imaginiren, zu wollen und zu thun, dahin sind? Er schreibt auf einem vermalten, verknitteten, zerrißnen Papiere: er will mit stumpfen Waffen streiten, und mit ungeschickten, verrosteten Werkzeugen das größte Kunstwerk der Seele vollführen.

Wie die Morgenröthe vor der Sonne vorhergeht, und Frühling und Saat vor der Ernte hergehen müssen: so die schönen vor den höhern Wissenschaften. Sie streuen aus, was die letztern ernten: sie geben schönen Schein, diese wärmen und leuchten mit ihrer ganzen Wahrheit.

 Sin=

Sinne und Leidenschaften, Phantasie und Neigung können, in gewissem Verstande, die größten Feinde des Guten und der Wahrheit werden. Sind sie überwunden, und zu tüchtigen Freunden geordnet, so ist die Sache gemacht: die höhern Wissenschaften triumphiren auf ihren Schilden. Das ist wahre Weltweisheit, die durchaus den Sinnen nicht nur nicht widerspricht, sondern sie vielmehr berichtigt, ordnet und bestätigt. Das ist der schönste Vortrag der Geschichte, zu dem die That nur den Ausdruck gewählt hat, in dem sie, wie die Seele in ihrem Körper, lebet. Das ist das wahre Recht, daß sich nur auf diesen Vorfall passet, und in ihm lebet. Das ist die schönste Gottesgelahrtheit, die mit der Würde, Wahrheit und Einfalt Gottes auf menschliche Herzen wirket. Die höhern Wissenschaften sind also alle, die Frucht einer gesunden, schönen, natürlichen Blüthe der andern.

Ich fühle wohl, wie viel ich gesagt habe; und daß man mich fragen kann, wo es die schönen Wissenschaften gebe. Ohne mich hiedurch vom Wege schrecken zu lassen, antworte ich blos, daß, wenn es schöne Wissenschaften giebt, sie solche seyn, und den Zweck und Nutzen haben sollten. Es ist

kei-

keine schöne, sondern häßliche Wissenschaft, die die Einbildung aufbringt und verführt, statt sie zu ordnen, und recht zu führen, die den Witz mißbraucht, statt ihn zum Kleide der Wahrheit zu gebrauchen, die die Leidenschaften kindisch kitzelt und aufregt, statt sie zu sänftigen, und zu guten Zwecken zu leiten. Ich bin gewiß, daß die Alten auch in diesem Betracht mehr schöne Wissenschaft, als wir, hatten; sie nämlich, auf ihrer Stelle. Ihre Poesie und Beredsamkeit, ihre Erziehung und Kultur hatte viel mehr **Weisheit** und **unmittelbaren Zweck des Lebens**, als unsere meiste Lektür und Schulphrasen. Also auch von dieser Seite ist die Lesung der Alten, recht gebraucht, wohlgeordnet, **die wahre Wissenschaft des Schönen zur höhern Kenntniß.**

Wo nämlich ist der sogenannte schöne Ausdruck so genau und natürlich das Bild und Kleid der Wahrheit, als bey ihnen, Griechen und Römern? Wer die Sprache der Natur lernen will, wo lernt er sie mehr, als bey ihren ersten Dichtern? Wer bürgerliche Weisheit sehen will, wo sieht er sie mehr als in ihrer Beredsamkeit und Geschichte? **Homer** war der erste Philosoph, und **Plato** sein Schüler: **Xenophon** und **Polyb**, **Livius** und

Tacitus sind grosse Menschen- und Staatskenner, aus denen Machiavell und Grotius ihre Weisheit holten. Demosthenes und Cicero sind Rechtsgelehrte, von denen man mehr lernen kann, als den Numerus ihrer Perioden; und welcher grössere Geist der neuern Zeiten wäre es überhaupt, der sich nicht eben an den Alten zum Reformator seiner höhern Wissenschaft gebildet hätte?

Dem Theologen z. E. ist die Kenntniß und Auslegung der Bibel nöthig: welcher Theolog hat je diese Kenntniß vorzüglich und glücklicher getrieben, ohne genauere Kenntniß der Alten und ohne Bildung der schönen Wissenschaften? So lange diese lagen, lag auch das Studium, und der gelehrtere Gebrauch der Bibel; mit jenen lebten auch diese auf, und giengen beynah in gleichem Schritte. Ein Theil der Bibel ist Poesie; wer ist, der sie glücklich auslegte, ohne Gefühl fürs Schöne und Wahre der Dichtkunst? Welche Schaaren und Heerden von Kommentatoren, die Propheten und Psalmen dogmatisch- und grammatisch- erbärmlich zerrissen und mißdeutet haben, weil der Geist der hohen poetischen Sprache derselben sie nie begeistert? Auch die Geschichte und Anmahnung der Bibel ist voll Bilder und sinnlicher Vorstellung; niemand kann sie verstehn und anwenden, der diese nicht hat und übet.

Der

Der Prediger soll ans Volk reden; wie soll er reden, wenn ers nicht kennet, wenn er weder zu seinem Ohr, noch zu seinem Herzen Zugang weiß, weil es ihm selbst an Herz und Trieben fehlet? Er soll die Geschichte und Sittenlehre einer andern Zeit der Seinigen eigen machen: wie kann ers, wenn er weder jene noch diese im rechten Licht siehet, und mit dem rechten Sinne vergleichet? Die Irrthümer und Fehltritte, die aus dieser Unwissenheit und Ungeübtheit entstehen, wären durch alle Felder der Theologie in dicken Beyspielen anzuführen, wenn es Ort und Zweck erlaubte.

Von der Rechtsgelehrsamkeit haben es andre genug erwiesen, daß es ihr nicht Schaden, sondern den größten Vortheil bringe, wenn der gesunde Verstand und schlanke Sinn der Wahrheit in Untersuchung und Ausdruck mehr in ihr herrschte. Daß die Geschichte und Staatsklugheit sich mit der feinern Kultur und Humanität wohl geselle, wird niemand zweifeln. Was sollte humaner gedacht und geschrieben seyn, als eine Menschengeschichte? Und wo sollte mehr Menschenkenntniß und Humanität herrschen, als in der Wissenschaft, die die Menschen regieret. In reifern geübten Jahren werfen daher die meisten gründlichen Gemüther

müther das Spielzeug und Klapperwerk der Musen weg, und nähren sich an diesem Menschlichen der Poesie und Geschichte. Ein Menschenleben, wie es Homer verfolgt, ein Glückswechsel, wie ihn Aeschylus und Sophokles schildern, ein Charakter, wie ihn Sallust und Tacitus vesthält, Begebenheiten und Leidenschaften, wie sie Schakespear in ihren verborgensten Fäden entwickelt, Fehler und Albernheiten, wie Aristophanes und Lucian, Hudibras und Swift sie zeichnen, ein stilles, häusliches Leben, wie Horaz und Addison es abbilden — lernte man hieraus nicht Menschenkenntniß, häusliche und politische Weisheit, woher liesse sie sich lernen? Der berühmteste Eroberer las den Homer als ein Kriegsbuch; mehr als Ein Staatsmann lernte aus den alten Geschichtschreibern und Rednern seine beste Geschäftweisheit.

Ueber die Verbindung der schönen Wissenschaften und Weltweisheit ist die ganze Geschichte Zeuge. So lange und so oft sie Freundinnen waren, blüheten beyde; schieden und haßten sie sich, so gieng Eine und die Andere zu Grabe. Plato war die Biene über Homers Blumen und Aristoteles selbst kein Musenverächter. Als aber in den mittlern Zeiten die Scholastiker sich allem Sonn-

und

und Tageslicht entzogen und in der Kluft ihrer Barbarey Worte spannen und Schälle theilten, was ist aus ihrer Logik und Metaphysik geworden? Nur, da die schönen Künste zurückkehrten, gieng auch den Wissenschaften der Abstraktion ein Licht auf: sie fiengen nicht nur an, in Gemeinschaft zu leben, sondern oft war ein Kopf dort und hier Erfinder. Von Bako bis zu Leibniz waren alle helle Köpfe in der Philosophie auch Freunde des Ergötzenden und Schönen: ihr Ausdruck war klar, wie ihr Geist und selbst ihre Spiele wurden Denkmaale der Wahrheit.

Sollte ich alle grossen Namen nennen, die die schönen Wissenschaften mit der höhern, die sie trieben, ja selbst mit mehr als einer derselben glücklich verbanden, welche Namenreihe wäre vor mir! Beynah scheints ein Vorzug aller edlern Geister zu seyn, daß sie sich nicht in eine Kunst oder Wissenschaft mechanisch einschlossen, sondern die eine durch die andere belebten und gleichsam in keiner, die den Geist bildet, ganz fremde waren. Das Reich der Wissenschaften scheint in allen seinen Gebieten eins zu seyn, wie die Kräfte der menschlichen Seele: sie liegen einander näher oder entfernter; abgerissen und inselhaft ist aber keine und

zu

zu allen ist Zugang. In der Geschichte des menschlichen Geistes, wie der menschlichen Wissenschaft giebts die sonderbarsten Kombinationen und sie scheinen nur dazu zu seyn, daß aus jeder ein eignes neues Gute erwachse. Dichter und Redner, Philosoph und Staatsmann betrachten und behandeln, wenn sie Theologie treiben, sie auf andere Art, jeder aber kann mit der Seinigen Nutzen schaffen, den der andere nicht schaffen konnte. So mit allen andern Feldern der Wissenschaften: auf allen kann die Blume des Schönen gedeihen, nach der Gattung, zu der die gehört und dem Orte, der sie jetzt nähret. Allgemein geben die schönen Wissenschaften den höhern **Licht, Leben,** sinnliche **Wahrheit, Reichthum,** wie alle genannte Klassen und Exempel zeigen. Sie geben dies so wohl dem Stoff als der **Form,** sowohl den **Gedanken** als dem **Ausdrucke;** ja sie sollens dem **ganzen** Geiste und **Charakter,** dem **Herz** und **Leben** geben, wenn sie rechter Art sind. Ein Mensch, der schön denkt und schlecht handelt, ist ein so mißgebildetes, unvollkommenes Wesen als ein andrer, der richtig denkt, und sich krumm und elend ausdrückt. **Einheit** ist Vollkommenheit, so wohl in den Wissenschaften, als in den Kräften der menschlichen Seele, im Stoff als in der Form, im Gedanken wie im Ausdrucke.

Ich

Ich könnte noch mehr ins Detail gehen und bey einzelnen Wissenschaften, schönen und höhern, zeigen, wie sie sich einander stützen und heben; ich halte es aber dem Zwecke, zu welchem, und der Gesellschaft, für die ich schreibe, undienlich. Vielmehr will ich von der Ordnung und Methode reden, die nach meiner Meinung und Erfahrung von Jugend auf am besten zu nehmen seyn möchte, dabey beyderley Kenntnisse sich aufs beste einander beystehen und helfen.

1. Die schönen Wissenschaften müssen den höhern vorausgehen, doch also, daß auch in jenen Wahrheit zum Grunde liege.

Die Ordnung, wie sich Tages- und Jahreszeiten, menschliche Lebensalter und die Kräfte unserer Seele entwickeln, zeigt uns diesen Weg. Wie da Morgenröthe dem Mittag und Frühling dem Sommer vorgeht, wie mit der Jugend, dem Frühlinge des Lebens zuerst die Blüthen der Seele, Sinne und sinnliche Kenntnisse erwachen; so hat die Erziehung, die der Natur folgen soll, diese auch zuförderst zu ordnen. Die schöne und angenehme Geschichte der Natur, gleichsam das Bild der Schöpfung Gottes, geht ohne Zweifel der abstrakten

ten Physik vor; nicht anders die leichte und angenehme Geschichte der Menschheit einer abstrakten Metaphysik und Sittenlehre. Die Logik, die sich nur mit deutlicher Erkenntniß, Begriffen, Sätzen und gelehrten Schlüssen beschäftigt, werde von einer andern Logik vorbereitet, die den gesunden Verstand und die Phantasie leitet; und da dies besser durch Beyspiele als durch Lehren geschieht, so kommen wir eben hiemit wieder auf den schönen Weg der alten Schriftsteller. Werden diese der Jugend aus den Händen genommen, um sie mit sogenannten höhern Kenntnissen zu früh zu überladen, so weiß ich nicht, ob wenn sie gleich alles, was sie lernen, behielten, der Schade ersetzt würde? Sie lernens zu früh, folglich nicht recht: ein metaphysisches Kind und systematischer Knabe ohne Materialien und Blüthen der Erkenntniß ist ein junger Greis, der früh verwelket. Schaffe der Jugend erst Reichthum und mancherley sinnliche Gewißheit: die Deutlichkeit gelehrter Begriffe wird aus ihnen, wie Frucht aus der Blüthe, werden.

Es versteht sich hiebey, daß man weder bey Alten noch Neuern, Worte von Gedanken, Ausdruck von Sachen zu trennen habe; sonst wird al-

les

kes verwelkte Blüthe. Wer in den Alten nur Phrases fängt, hat nicht einmal Schmetterlinge gefangen, sondern nur ihre Farben: wer in den Neuern nur Formeln und Ausdrücke jagt, füllet den Kopf seiner Lehrlinge mit Spinngewebe. Aber gute Sachen, wohlgesagt, ihnen darstellen, schöne Beyspiele schön vorgestellt, ihnen entwickeln, wohlgeordnete Bilder und Phantasien in schöner Sprache ihnen einprägen, das bildet und nützet lebenslang. Sie sind Bienen auf einem Blumenfelde, die nicht müssig fliegen, nicht leer wieder kommen, sondern mit Honigbeute; ist diese erst da, so ist Zeit, sie zu schichten und zu ordnen. Ein Jüngling, der an diesen Kräften und Wissenschaften verwahrloset ist, wird sie sich mühesam und spät ersetzen, dagegen das höhere sich auf ihren Grund selbst bauet.

Nur, sage ich, auch den schönen Wissenschaften muß Wahrheit und Nutzbarkeit zum Grunde liegen. Ein Lehrer, der in den höhern Wissenschaften selbst erfahren ist, wird diese mit seinen Vorübungen im Sinne und Hinterhalte haben, wenn er sie auch nicht der Form nach treibet. Vom Buchstabiren und Lesen an muß ja ein Mensch wissen, was er liest, und wenns nachher insonderheit

zu den Uebungen der Schreibart geht, muß er ja wissen, was er schreibet. Es wäre hier die äusserste Schande, leer Stroh zu dreschen, da es in aller Litteratur so schöne Früchte und Blumen giebt. Diese dem Jünglinge vorgelegt und nur ausgewählt zwischen gesunder und ungesunder Speise, ihn an guten und schönen Mustern geübt, daß er seine eigne Kräfte fühle; wird er unmöglich sachen- und wortarm bleiben. Mit der Materie wird sich ihm die Form eindrücken und er unvermerkt nach dieser fortdenken, fortschreiben und so es das Glück will, forthandeln. Leset ihm gut vor und er wird, ohne daß ers weiß und fast will, gut lesen lernen: lasset ihn sich an guten Mustern üben und das Schlechte ihm nicht bekannt werden, bis er sich jene eigen gemacht hat, so wird er auch in den höhern Wissenschaften gut denken, mithin auch gut reden: denn das schönste Kleid der Gedanken ist immer das anschliessendste Kleid der Wahrheit. Unvermerkt kömmt der Jüngling in das ernsthafte Schwerere und es ist ihm nicht mehr schwer, er hat gleichsam nur dazu gelernet.

2. Die schönen Wissenschaften, recht verstanden, haben den Vorzug, daß sie für alle Stände und Geschäfte sind, statt dessen jede höhere

nur

nur ein abgesondertes Feld bauet: sie müssen also zumal mit der Jugend, in dieser Allgemeinheit getrieben werden.

In frühern Jahren weiß niemand so leicht, wozu er lernt: der Beruf und die Geschäfte des Lebens hangen nicht immer von unserer Neigung und Willkühr ab. Ist also ein Mensch gar zu einschliessend und abgeschränkt auf eine höhere Wissenschaft oder Lebenssphäre vorbereitet worden und das Glück ist ihm ungünstig; so ist er verlohren. Er kann nicht seyn, was er will und er war nichts ausser diesem.

Zudem so hat eigentlich kein Geschäft und keine Wissenschaft eine so abgezäunte Sphäre, daß sie nicht mit andern zu thun hätte: völlige Einseitigkeit also in einem Fache gebiert nichts als Haß, Neid, unbillige Verachtung und taube Unschicklichkeit gegen jedes andere, das uns vielleicht zunächst gränzet. Der pure pute Jurist verachtet den Theologen so unbillig, als dieser jenen zur Rache oft hasset oder mißbraucht. Der Metaphysiker verketzert den Poeten, wie dieser jenen verspottet — alles nicht zur Ehre der Wissenschaft oder zum Nutzen des gemeinen Wesens, das aller bedarf und

jeden in seiner Art schätzet. Die schönen Wissenschaften und der gesunde Verstand sind gleichsam die Gemeinflur, wo sich alle höhern Kenntnisse zusammenfinden und zusammenerholen; wo jede ihres besondern Amts vergißt und sich des allgemeinen Zweckes der Menschheit erinnert. Ist dieser Platz von Jugend auf von allen besucht und bestellt worden, so sind sie gleichsam Jugendfreunde: sie haben Einerley Philosophie des Lebens gelernt, sich in Einer Schule bereitet.

Und da zumal öffentliche Anstalten Versammlungsörter sind, aus denen die Lehrlinge nachher in alle Stände und Aemter gehen, so können diese Gemeinfluren und Vorübungen für alle nicht sorgsam genug angebauet werden. Es ist nicht gut, wenn Schulen blos für Theologen sind und auch alle Vorübungen in ihnen, als ob nur Theologen daher kommen sollen, getrieben werden; es wäre aber eben so übel, wenn irgend eine andere Wissenschaft oder Fakultät sich ausschliessend zum Zwecke machte. Die schönen Wissenschaften heissen humaniora: sie dienen der *Menschheit* und sollen ihr in *allen Ständen und Formen* dienen. Sie sind zu etwas mehr da, als ästhetisch zu predigen oder anakreontisch zu dichten; auch der

Staats-

Staatsmann soll sich an ihnen ergötzen und näh-
ren; auch der Philosoph und Meßkünstler an ih-
nen sein gesundes Gefühl bilden. Alle sind wir
Menschen, und sollen Humanität lieben; auch
warens zu allen Zeiten, und in allen Ständen Zier-
den der Menschheit, die sie geliebt haben.

3. Es ergiebt sich aber auch hieraus, **was ei-
gentlich schöne Wissenschaften sind**, die diesen
Namen verdienen, und hiemit komme ich auf den
Anfang meiner Rede: Humaniora sinds, **Wis-
senschaften und Uebungen, die das Gefühl der
Menschlichkeit in uns bilden.** Wodurch dies ge-
bildet wird, das ist schöne Wissenschaft; wo nicht,
da ist sies nicht, mit welchen Titeln sie auch prange.

Man rechnet Sprachen und **Poesie, Rheto-
rik und Geschichte** dazu; es bleibt aber immer
die Frage, wie Sprachen und Poesie, Rhetorik
und Geschichte getrieben werden, sonst können auch
sie häßliche, unnütze Wissenschaften bleiben. Der
Sinn der Menschheit (Sensus humanitatis)
macht sie zu dem, was sie sind, oder seyn sollen,
und alsdenn ist auch die **Philosophie** ihnen nicht
fremd oder widrig, vielmehr müssen sie alle mit
einer Art Philosophie getrieben, und durch sie zur

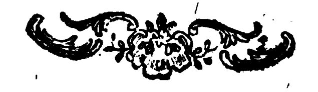
Humanität belebt werden, und die Philosophie ist sodenn gewiß doctrina humanitatis. Es ist unläugbar, daß die alten Theoristen, Aristoteles und Quintilian diesen Sinn der Menschheit bey ihrem Unterricht mehr hatten, als die meisten neuern Theoristen. Aristoteles unvollständige Poetik zergliedert die griechische Tragödie scharf, und will sogar die Reinigung der Leidenschaften zu ihrem Zweck machen: der Lehrer der Wissenschaften, der Homer und Sophokles in dieser Absicht erklärt, hätte eine grosse Schule. Aristoteles Rhetorik ist voll Kenntniß der menschlichen Seele und Zergliederung der Leidenschaften, so wie voll Kenntniß der bürgerlichen Zwecke und Geschäfte, zu denen geredet werden soll. Plutarchs Schriften sind voll dieses Sinnes der Menschheit, sowohl seine Abhandlungen als Lebensläufe, und Cicero selbst kömmt ihm hierinn nicht bey. Quintilian ist eine Tenne voll goldner, gereinigter Weisheitskörner. Unter den neuern Theoristen hat sich Rollin insonderheit nach dem Geschmacke der Alten gebildet, und unter uns Sulzer insonderheit in diesem Geschmacke des Wahren und Guten theorisiret. Mit diesen und andern, theils unter den genannten, theils andern Nationen, läßt sich in unsern Tagen wohl eine Theorie der schönen Wissenschaften

vor=

vortragen, von der man sagen kann, daß sie dem Höhern mit Geist und Leben diene. —

Wie aber Theorie allein nicht alles thut, so kömmts am meisten auf Beyspiele solcher an, die in den höhern Wissenschaften mit wahrem Sinne der Menschheit und in den schönen mit Sinn und Vorgeschmack der höhern geschrieben und gehandelt haben. Ich will mein Lied nicht doppelt singen und die alten Dichter, Redner, Geschichtschreiber und Philosophen, bey denen alles noch glücklicher Weise eins war, abermal und aufs neue rühmen. Auch unter den Neuern hat jede höhere Wissenschaft schöne Genien gehabt, die sie im wahren Geiste der Menschheit behandelt haben, so wenig es an Dichtern gefehlt hat, die mehr als Dichter waren, und dies Mehrere auch ihren Werken eindrückten. Ich darf von den letzten nur die Namen eines Dante, Petrarcha, Tasso, eines Milton, Swift, Pope, eines Haller, Witthof, Lichtwehr, Lessing und Kästner nennen: so wie unter jenen nur an einen Thuan und Montagne, Sidnei und Schaftesburi, Machiavell und Sarpi, Erasmus und Grotius gedenken, um das Andenken so vieler andern in andern höhern Wissenschaften zu erneuern. Ein

Lehrer der Humanität, der im Geiste dieser Männer lehret, wird, und wenn wir in Trotzendorfs Schule, Heere von Jünglingen aller Stände und Aemter wären, für alle lehren. Er wird nicht mellitos verborum globulos, dictaque papauere et sesamo sparsa, auswerfen: qui inter haec nutriuntur, non magis sapere possunt, quam bene olere, qui in culina habitant, sondern Stoff und Form geben, daß der Geist seiner Schüler hell, ihre Phantasie und Sinne wohlgeordnet, ihr Ausdruck durch Wahrheit schön und geschmückt durch Einfalt werde, am meisten aber, daß sich in ihnen der Sinn bilde, die Menschheit überall zu lieben und ihr wahres Gute zu befördern — der beste Einfluß in die höhern Wissenschaften sowohl als die grosse Kunst des Lebens. Wohl dem Lande, das die schönen Wissenschaften also pflegt! wohl dem Lande, wo sie diesen Einfluß in die höhern Gebiete der menschlichen Wissenschaft haben!



Joachim Schubauer
Benediktiner aus Niedernaltach
über die

Singspiele.

Quam valeant multum verba per se, et vox propriam vim adiiciat rebus, et gestus motusque significet aliquid, profecto perfectum quidquam, quum omnia coierint, fieri necesse est. *Quintil.*



Daß sich unsre deutsche Theatermusik auf den Flügeln der Natur und Kunst zum anstaunenden Beyfalle aller Kunstverwandten zusehends immer mehr emporschwingt, muß jedem deutschen Bieder, dessen Herz für die Ehre seiner Nation redlich schlägt, und der für die Aufnahme der schönen Künste nicht ganz unbekümmert und gefühllos dahinlebt, zur innigsten Freude gereichen. Die frostigen Zeiten, wo die gute deutsche Einfalt den Italiänern, als den einzigen ordentlich geweihten Priestern der Tonkunst, ehrerbietigen Weihrauch streute; wo wir Deutsche selbst aus leichtgläubiger Gutherzigkeit und ererbten Vorurtheilen (Gott verzeih es uns!) unsern eignen Landesbrüdern in den Werken der Tonkunst Genie und Geschmack absprachen, und in der musikalischen Republik selbst nichts mehr, als unbedeutendes Volk seyn wollten, diese frostigen Zeiten sind, dem Himmel seys gedankt, nun einmal so gut als vorbey. Wir haben schönere Tage erlebt, Tage,

wel-

welche der deutschen Musik vielleicht in den spätesten Jahren noch zur festlichen Epoche dienen werden. Die deutsche Ehrbegierde ist von ihrem langen unthätigen Schlummer endlich rüstig aufgewacht. Schon hat sich die leidige Scene so ziemlich umgewandt. Wir kommen dem glücklichen Zeitpunkte immer näher, wo wir der parteylichen Welt ihre entehrenden Vorurtheile gänzlich benehmen, das Joch jeder ausländischen Musik vollends abschütteln, und mit unläugbaren lebendigen Beweisen darthun werden, daß deutsche Genies auch im Reiche der Tonkunst alles vermögen, was sie immer mit deutschem Ernste unternehmen.

Deutschlands fruchtbarer Mutterschoos lieferte zwar schon seit mehr Jahren für jede Gattung der Instrumentalmusik die treflichsten Virtuosen. Diese musikalischen Athleten, deren seltne Verdienste man auch ohne meine Ankündigung an allen Höfen Europens kennen mag, dorften sich in ihrer Kunst immer mit jedem wackern Ausländer ohne Gefahr der Beschämung messen, und zum unsterblichen Ruhme ihres deutschen Heimathes selbst Italiens erstgebohrne Söhne der Harmonie zum musikalischen Kampfe auffodern.

Al-

Allein zur eigenthümlichen originaldeutschen Theatermusik konnte sich unsre Nation niemals ganz erheben. Besonders an guten deutschgebohrnen Sängern hatten wir immer einen sehr fatalen Mangel. Es fanden sich zwar hie und dort einzelne, die es mit jedem wälschen Professorio aufnahmen; man konnte sie aber beynahe alle zusammen an einer Hand herzählen. In unsern katholischen Landen wurden die meisten fähigsten Sanggenies nach uraltem Herkommen schon im Frühlinge ihres Alters immer von den Klöstern weggekapert. Ueberhaupt aber wollte sich der gewissenhafte rechtschaffene Deutsche den bekannten niedrigen Kunstgriff, der den Italiänern ihre Sänger oft durchs ganze Menschenleben brauchbar erhielt, nirgends gefallen lassen; und dem leidigen Mangel durch öffentliche Sangschulen abzuhelfen, das Gesangstudium nach dem vermuthlichen Beyspiele der Griechen so gar in den vaterländischen Erziehungsplan aufzunehmen, wie es nun in Manheim, Berlin und Ludwigsburg mit den erwünschlichsten Folgen geschieht, dieß selige Projekt war damals entweder noch keiner mächtigen deutschen Seele beygefallen, oder welches mir wahrscheinlicher zu seyn däucht, Unwissenheit und Kabale haben es immer gleich in seiner geheimsten Entstehung unterdrücket.

Wenn

Wenn man nun aber aus jenen trocknen, unfruchtbaren Zeiten mit denkendem Blicke über alle die neuen Produkte unsrer deutschen Theatermusik hinsieht, so könnte man beynahe auf den schmeichelhaften Gedanken verfallen, wir Deutsche hätten auch in diesem Fache der Tonkunst in kurzer Zeit das Verdienst aller gesitteten Nationen bereits mit Riesenstärke eingeholt. Wir haben nun nicht allein deutsch übersetzte, sondern auch ganz originaldeutsche Singspiele von allen Gattungen; und wir haben sie zur bequemern Verbreitung des guten Musikgeschmackes noch dazu in mancherley Formen: in Partitur, im Klavierauszüge, und ohnehin auch theatermäßig. Was aber wohl obendrein bey der ganzen Sache wenigst für uns unfehlbar das Wichtigste seyn muß, so werden selbst von manchen auswärtigen, unpartheylichen Kennern die Werke der deutschen Tonsetzer insgemein allen Kompositionen der Ausländer, wo nicht wesentlich vorgezogen, doch allerdings gleichgeschätzt.

Hasse, den Burney und Reichard in ihren musikalischen Reisen Germaniens Raphael in der Tonkunst nennen, und unser würdige Rubens Herr Ritter Gluck, der mit seinen ganz originalen Meisterstücken den hundert Jahre angebetheten Lulli

glück=

glücklich verdrang, mögen uns selbst nach dem Geständnisse der wahrheitliebenden Ausländer immer gegen die Wunderwerke des italiänischen Orpheus Jomelli und seiner wackern Kollegen hinlänglich entschädigen; und die deutschen Namen Graun, Bach, Schuster, Händel, Gaßmann, Reichard, Schweizer, Andre, Hiller, Naumann, Neefe, Beecke und Winter werden im Tempel der Göttinn Harmonie nach manchem Jahrhunderte immer noch so herrlich, als die Pergolese, Piccini, Galuppi, Tozzi und Sacchini glänzen. So gar die grossen Britten, deren Geschmack in der Tonkunst immer so fein und erhaben ist, als in der Poesie, würdigten sich schon manchmal, deutsche Kompositionen mit Beyfall aufzunehmen, nachzuahmen, oder gar zu bestehlen. — Selbst das sonst stolze eigensinnige Rom entschloß sich in unsern Tagen das Regiment über seine erhabene Musikkapelle dem deutschen Heiberger zu übergeben; und so dörfte, wie schon vor einigen Jahren Ferrandini über die Aufnahme unsrer deutschen Tonkunst weißsagte, und was immer noch fast alle reisenden Virtuosen einmüthig behaupten, Italien bald gar genöthigt werden, ihre Zöglinge nach Deutschland zu schicken, den Geist der bessern Musik aus dem Munde deutscher Lehrer einzuhauchen, so, wie

vor

vor einigen Jahren unsere Landesbrüder in dieser Absicht nach Italien hinzogen.

Nach vielmaliger Betrachtung dieses glücklichen schnellen Fortganges der Musik in Deutschland, war ich fast schon entschlossen, zur Aufklärung und Ermunterung meiner lieben Landesleute überhaupt vom Einflusse der Musik auf die Erziehung und Sitten einer Nation, und vorzüglich vom manichfaltigen Nutzen und von der innerlichen Einrichtung der öffentlichen Sangschulen, dergleichen sich Baiern aus der Gnade seines erhabensten Fürsten **Karl Theodors**, unter dessen mächtigen Schöpferhänden Manheim zusehends zum musikalischen Athen der Deutschen emporstieg, vielleicht ehebäldest eine zu versprechen hat, meine einsamen Gedanken zu sammeln, und in eine ordentliche Rede zu bringen. Nachdem mich aber die gefälligen Singspiele, in welche wir Deutsche uns immer heftiger verlieben, schon manchmal auf meinen Reisen an verschiedenen Theatern mit dem seligsten Vergnügen beglückten, und sie nun nach meinen Büchern am einsamen Flügel alle meine Leiden und Freuden, wie Freunde, unter sich theilen, so fühlte ich einen unwiderstehbaren Trieb, selben gleichsam zum Danke, um ihre Freundschaft

künf=

künftig mit noch besserm Rechte zu verdienen, und mit noch süssern Geschmacke zu geniessen, mit Hintansetzung aller Sangschulen eine kleine Abhandlung zu wiedmen, und darinn umständig zu beweisen, wie ganz unfehlbar diese Singspiele den gemeinsamen Zweck der Dramatik erreichen, wenn sowohl ihre Poesie, als die musikalische Komposition der schönen Natur des vollen sinnlichen Ausdrucks gehörig entspricht.

Wer die willkührlich angenommenen mechanischen Schulregeln des Theaters, ohne einmal den Widerspruch des bessern Menschengefühles anzuhören, immer mit schüchterner Pünktlichkeit beybehalten, und überhaupt jedes Werk der Kunst in jedem Theile, und aus jedem Gesichtspunkte nach den ursprünglichen Zügen der simpeln Natur, so wie sie vor unsern Augen erscheint, mit pedantischem Eigensinne untersuchen will, ohne dabey das Bedürfniß vom Vergnügen zu unterscheiden; der mag allerdings auf den lächerlichen Gedanken verfallen, Singspiele, so gewiß sie doch im eigentlichen Verstande immer nichts mehr als in Musik gesetzte Dramas sind, wären gar nicht dazu gemacht, den gemeinsamen Zweck der Dramatik zu erreichen. Ihre handelnden Personen, in-

M dem

dem sie wider aller Welt ewigen Gebrauch immer nur singend auftreten, und am Ende oft gar im Gesange dahinsterben, scheinen nach der Kritik dieser gelehrten Sonderlinge aller Wahrscheinlichkeit gänzlich zu widersprechen, das Geheimniß der Nachahmung jedem Zuhörer aufzudecken, und dadurch die zwo stärksten Grundsäulen des Theaters Interesse und Illusion vollends einzureissen.

Den Dichtern und musikalischen Kompositeurs, die uns in ihren Singspielen mit vereinigter Arbeit künstlich täuschen und angenehm unterhalten wollen, ihre freundschaftliche Bemühung mit menschlichem Danke zu vergelten, könnte man zwar vorläufig ohne seiner Einbildungskraft damit viele Gewalt anzuthun, als eine sehr wahrscheinliche Möglichkeit annehmen, daß sich in der Schöpfung irgendwo Menschen befänden, bey welchen entweder aus der Natur ihrer Landessprache, oder vom feinern Gefühle ihrer Herzen, oder aus einer je beliebigen Ursache die ganz besondere Gewohnheit entsprang, daß sie, wo nicht alle ihre gesellschaftlichen Gespräche, doch die heftigern Ausdrücke ihrer Leidenschaften immer mit innigster Empfindung in angemessenen Melodien heraussingen.

Allein welch Bedürfniß sollte uns nöthigen, durch eine mühsam erträumte Hypothese wohlgerathenen Singspielen, wovon hier allein die Rede ist, zur gewissern Erreichung ihres dramatischen Endzweckes zu verhelfen, dessen sie ohnedem theils aus ihrem eigenen musikalischen Verdienste, theils durch die schöne natürliche Verbindung der Musik mit der Poesie und Schauspielerkunst gewisser als jede Gattung des Dramas sind.

Wer von der wahren ursprünglichen Natur der Musik, von ihrer beynahe unumschränkten Gewalt, und vom vollen Ausdruck der vereinigten Künste nicht ganz nur die fadesten Begriffe im Kopfe hat, der kann diese Wahrheit auch ohne meine Beweise bis auf den Grund des Grundes einsehen. Musik liegt mit der natürlichsten Richtung schon in der alltäglichen Mundart jeder Nation; und man hat eben keine gar schulgerechte Ohren dazu nöthig, um in jedem gesellschaftlichen Gespräche, in jedem menschlichen Ausdrucke eine Art vom simpelsten Gesange, und eine unerkünstelte Abwechslung der Töne zu bemerken.

Tonleere Worte, so wie sie ohne Empfindung in der Vernunft entstehen, erklären unsere

Gedanken immer ganz ohne Leidenschaft; sie wirken mit Unterricht und Beweisen auf den Verstand; aber gewinnen, rühren, und überreden werden sie, wenn man sich nicht wenigst die gehörigen Töne dazu einbildet, nimmermehr. Die Töne sind, wie die Gebärden, die eigentliche Sprache der Empfindungen, und die deutlichsten Organe des Herzens und der Seele. In Tönen und Gebärden verstehen sich, wie in einer gemeinsamen Sprache, alle Nationen der Welt. Dieser Ausdrücke bedienet sich die Menschheit, wenn der Mensch keine Worte hat, oder ihre willkührliche Bedeutung nicht einsieht; und hat er welche, und versteht und fühlt er sie ganz, so werden sie von der simpeln und ungeschmückten Natur, sobald sie aus dem Munde zu kommen beginnen, mit harmonischen Tönen und Gebärden begleitet, um mittels dieser Seelensprache durch die Sinne geraden Weges in fühlbare Herzen zu dringen, allda ähnliche Empfindungen rege zu machen, und den Zweck, der sich auf ihre Bedürfnisse, und zur Erhaltung ihres Wesens bezieht, desto gewisser zu erreichen. Menschenstimmen, welche immer jeden Ausdruck ihres Vortrages mit dem angemessenen Naturlaute getreu, ungezwungen und fühlend belegen, gewinnen schon im alltägli-

chen

chen Umgange mancherley schöne Vortheile, welche der kalte Sonderling bey seiner eintönigen unbeugsamen Stimme, wenigst von dieser Seite her, lebenslang entbehren muß. Unsern Geist dem Stande der unwirksamen Gleichgiltigkeit zu entreissen, müssen entweder die Sinne bewogen werden, oder der Verstand. Jene sind beweglicher, weil sich immer leichter fühlen als denken läßt; aber die meisten Bewegungen hat man immer vorzüglich der Natur der Töne zuzuschreiben. So viel vermögen sie mittels der Sinne auf unsre Herzen; so mächtig sind sie, noch ehe sie den eigentlichen Namen Musik verdienen, ehe sich die Natur durch die Reize der Kunst verschönert, und ehe noch die übrigen Künste, besonders die Poesie und die Schauspielerkunst, schwesterlich mit ihr verbunden, im prächtigsten Putze, im ganzen Umfange ihrer gehörigen Annehmlichkeit und ernstlichen Macht auf der Schaubühne erscheinen, um da im Singspiele unsere Sinne mit vereinigten Ausdrücken zu beschäftigen, und die Seele zu harmonischen Empfindungen aufzuwecken.

Aus gemeinsamen Instinkt will jedes gesittete Volk am Theater immer nur im steten Vergnügen erhalten, unvermerkt und angenehm belehrt, und

Gedanken immer ganz ohne Leidenschaft; sie wirken mit Unterricht und Beweisen auf den Verstand; aber gewinnen, rühren, und überreden werden sie, wenn man sich nicht wenigst die gehörigen Töne dazu einbildet, nimmermehr. Die Töne sind, wie die Gebärden, die eigentliche Sprache der Empfindungeu, und die deutlichsten Organe des Herzens und der Seele. In Tönen und Gebärden verstehen sich, wie in einer gemeinsamen Sprache, alle Nationen der Welt. Dieser Ausdrücke bedienet sich die Menschheit, wenn der Mensch keine Worte hat, oder ihre willkührliche Bedeutung nicht einsieht; und hat er welche, und versteht und fühlt er sie ganz, so werden sie von der simpeln und ungeschmückten Natur, sobald sie aus dem Munde zu kommen beginnen, mit harmonischen Tönen und Gebärden begleitet, um mittels dieser Seelensprache durch die Sinne geraden Weges in fühlbare Herzen zu dringen, allda ähnliche Empfindungen rege zu machen, und den Zweck, der sich auf ihre Bedürfnisse, und zur Erhaltung ihres Wesens bezieht, desto gewisser zu erreichen. Menschenstimmen, welche immer jeden Ausdruck ihres Vortrages mit dem angemessenen Naturlaute getreu, ungezwungen und fühlend belegen, gewinnen schon im alltägli-

chen

chen Umgange mancherley schöne Vortheile, welche der kalte Sonderling bey seiner eintönigen unbeugsamen Stimme, wenigst von dieser Seite her, lebenslang entbehren muß. Unsern Geist dem Stande der unwirksamen Gleichgiltigkeit zu entreissen, müssen entweder die Sinne bewogen werden, oder der Verstand. Jene sind beweglicher, weil sich immer leichter fühlen als denken läßt; aber die meisten Bewegungen hat man immer vorzüglich der Natur der Töne zuzuschreiben. So viel vermögen sie mittels der Sinne auf unsre Herzen; so mächtig sind sie, noch ehe sie den eigentlichen Namen Musik verdienen, ehe sich die Natur durch die Reize der Kunst verschönert, und ehe noch die übrigen Künste, besonders die Poesie und die Schauspielerkunst, schwesterlich mit ihr verbunden, im prächtigsten Putze, im ganzen Umfange ihrer gehörigen Annehmlichkeit und ernstlichen Macht auf der Schaubühne erscheinen, um da im Singspiele unsere Sinne mit vereinigten Ausdrücken zu beschäftigen, und die Seele zu harmonischen Empfindungen aufzuwecken.

Aus gemeinsamen Instinkt will jedes gesittete Volk am Theater immer nur im steten Vergnügen erhalten, unvermerkt und angenehm belehrt, und

nicht anders als mit sinnlicher Lust gewonnen werden. Menschenherzen sind zwar überhaupt der Tugend und Wahrheit kaum einmal ganz abgeneigt; nur darf man ihnen selbe niemals im trockuen, mürrischen Schulmeistertone vorpredigen. Je ähnlicher sich die Schaubühne einer menschenfreundlichen Lustschule macht, je angenehmer und sinnlich- reitzender der Ausdruck ist, worunter sich der sittliche Endzweck der Künste aus frommer Absicht verbirgt; desto heftiger reitzt man die Sinne der Gegenwärtigen zur theilnehmenden Aufmerksamkeit, und desto gewisser und tiefer gräbt sich jede wahre Empfindung in alle Herzen. Diese Beobachtung allein mag nach aller Wahrscheinlichkeit die Tonkunst auf das Theater geführt haben, wo sie mit natürlichen und wesentlichen Zeichen in der lebhaftesten immer abgeänderten Succession die Situation der Seele malet, und eben darum in gewissen Beziehungen selbst den Ausdruck der Poesie und aller bildenden Künste übertrift.

Die Musik ist immer so eigentlich als je die Dichtkunst, eine ganz besondere Rangsprache, zu nichts weniger erfunden, als unsre Ohren mit empfindungsleerem, nichts bedeutendem Geräusche zu füllen. Sie ward schon seit den entferntesten Zeiten

ten des dunkelsten Alterthumes immer von allen gesitteten Nationen nicht blos zum angenehmen Zeitvertreibe und zu öffentlichen Freudenfesten, sondern auch zur nachdrucksamsten Erregung der wichtigsten feyerlichsten Empfindungen ausgesehen. Schon ehe man irgend in einem Lande Schaubühnen und Opern hatte, hielt man die Musik für das anständigste, stärkste Mittel, bey gottesdienstlichen Versammlungen die Flamme der reinsten Andacht in allen Herzen anzufachen. Dem Volke am Theater Hochachtung für die Religion, Ehrfurcht gegen die obrigkeitlichen Gesetze, Vaterlandsliebe, Tapferkeit, Edelmuth und thatvolles Bestreben nach jeder wahren Tugend mit lebendigen Zügen tief und unauslöschlich ins Herz zu prägen, kurz, die durch das Drama schon rege gemachten Empfindungen noch heftiger in Wallung zu bringen, und die geheimsten Tiefen aller Seelen zu erschüttern, dazu wählten die Griechen, jene ewig zu verehrenden Verbesserer und Meister der schönen Künste, vorzüglich die Musik. Ohne Furcht, das Interesse der Handlung damit aufzugeben, vielmehr um den Zweck der Dramatik gewisser zu ereichen, unterbrachen sie ihre Tragödien gelegenheitlich und nach Gutdünken, so oft sie eine wichtige, gemeinnützliche Wahrheit recht im innigsten Gefühlausdrucke vor-

tragen wollten, mit den berufenen Chören, welche der eindringende Ton der Flöte unterstützen mußte; und sie wirkten damit oft ganz unglaubliche Wunder.

Die Gewalt, welche die Musik merklicher, als jede Kunst, mit der anmuthigsten Macht, und mit unwiderstehbarem Nachdrucke über alle Menschenherzen ausübt, scheint fürwahr fast unumschränkt und bezaubernd. Kaum hat sie unsere Stirne in finstere schwermüthige Falten gezogen, so glättet sie selbe manchmal augenblicklich wieder zur seligsten Heiterkeit aus: sie entzückt, und ergreift uns mit Allmacht, erhebt unsern Geist bald bis zu den Sphären hinauf, und füllet ihn bald wieder im unermeßlichen Abgrunde mit Schrecken der Hölle; kurz: sie macht alles aus uns, was ihr beliebt. Man findet manchmal Leute vom geringsten Geschmacke, und fast ganz ohne Menschengefühl, die über jede Schönheit der Poesie und Malerey kalt und ungerührt bleiben, dagegen über die Reitze der Tonkunst beynahe sich selbst vergessen.

Wie rasch erwachet der unwirksamste Geist schon beym ersten Akord einer vollen Instrumen-

talmusik? Wie fein gekitzelt fühlen sich unsere geheimsten Kordialnerven über Kannabichs und Gröners herzerhebende Geige? Wie zärtlich schmilzt jedes fühlende Herz im wollüstig=melancholischen Adagio aus Sechi's Hoboe? Wie ländlich sicher athmet man bey Beckis anmuthiger Flöte; und mit welch regem Muthe beseelet die kühne tonvolle schmetternde Trompete unser innerstes Wesen! — Was bestimmen sie aber allezusammen diese todten Werkzeuge der Tonkunst? Was kann uns das treflichste, zahlreichste Orchester mit der vollkommensten, richtigsten Harmonie, ohne ihre Seele, ohne Menschenstimme sagen? Die leblose Instrumentalmusik ist immer nur der halbe Ausdruck der Tonkunst; und wenn sich der Komponist zu seinen Parthien statt des Textes keine bestimmte Empfindung ins Herz legt, oder kein gewiß Gemälde in die Phantasie aufnimmt; und obendrein, wenn er uns diese nicht vorläufig beym eigenen Namen nennet, wie Tartini seine Symphonie: Didone abbandonnata, oder wie Heyden seine Abschiedsonate, seinen Distratto u. d. m. oder wenn der Zuhörer sich nicht selbst Tonkünstler genug ist, um sich über so ein uncharakterisirtes Produkt eine bedeutende Anwendung zu machen; dann bleiben die herrlichsten Meisterstü-

cke der Instrumentalmusik fürs Herz immer ohne Charakter, ohne Interesse, ohne Endzweck. So sehr sie unsere Ohren entzücken, so sind sie doch für den Geist immer nur ein dunkel Chaos unverstehlicher Getöne, welche, weil sie sich für keinen angewiesenen Gegenstand verwenden, auch keine zweckmäßige Empfindung erregen a).

Im Augenblicke aber, wo eine reine melodische Menschenstimme mit Geist und Gefühl dazusingt, kläret sich plötzlich alles um uns auf. Jeder Ton, jeder Akord erhält seinen Sinn und Empfindung. Die Begleitung der Instrumente wird durch die herrschende Melodie des Gesanges kennbarer, und das Gemälde der Seele liegt in den feinsten Abstufungen der Farben mit Schlagschatten und Sonnenlichte vor uns. Fast träumen wir manchmal den Nachlaut aus Gottes Himmel, und die Harmonie der Sphären zu hören, wenn sich der fühlende Sänger unter Begleitung eines bescheidenen Orchesters mit getreuer Naturstimme nach der Komposition eines melodischen Tonsetzers ganz der seligsten Wonne überläßt

a) Sonate, que me veux-tu! rief einst Fontenelle über so eine Instrumentalmusik.

läßt b). Dagegen bebt uns Schauder und Schrecken in jedem Beine, wenn der Gesang von der Harmonie der Instrumente unterstützt den fürchterlichen Riß von Liebe und Wonne zu Wuth und Verzweiflung ausdrückt c). Dergleichen musikalische Gemälde wirken mit plötzlicher unwiderstehbarer Gewalt auf unsern Geist d). Wir trauen es dem Sänger zu, ohne daß wir es selbst wissen, daß er die innigste Sprache der Seele mit uns rede; und so behält er auch für sich unsere Herzen immer rege und offen. Es kostet Mühe, sagt Dalembert, wenn man im Gesange gegen die Nachahmung der Natur, und die Wahrheit des Ausdruckes gleichgiltig und gefühllos bleiben will.

Was uns das Alterthum vom Orpheus und Euridice, von Arion, Apollo, Amphion und den

b) Wie z. B. im Alchymisten von Schuster in Sußels Arie aus C: Wie durch meine kleinste Nerve Freude rollt, und Wonne glüht ꝛc.

c) Wie in Bendas Ariadne über die Stimme der Oreade, oder in Piccinis guten Mädchen in der Arie der Baronessen: Wuth der gekränkten Liebe.

d) Im Tode Abels von Rolle wird dem Zuhörer über das musikalische Rauschen und Geheul des Sturmwindes bey Kains Opfer im Chore der Kinder Adams recht ernstlich bange; und als ich in Bendas Romeo den schaudervollen Chor aus C moll: Im Grabe wohnt Vergessenheit der Sorgen, das erstemal hörte, bekam ich eine förmliche Gänsehaut.

den Syrenen erzählet, sind zwar im Grunde meistens nur leere Träume der Dichter; dienen sie aber nicht dem ungeachtet auch als Fabeln für herrliche Beweise, daß die Menschen der Tonkunst, besonders dem Menschengesange zu allen Zeiten eine gränzenlose Gewalt über die ganze Schöpfung einmüthig zuerkannten, und selbe unfehlbar auch durch und durch fühlten, daß man schon in jenem Zeitalter glaubte, der Gesang könne durch seine Zaubertöne sogar steinigte Herzen erweichen, und tygerartige Tyrannen zur Lämmersanftmuth herabstimmen.

Der Theatergesang unterscheidet sich von den gewöhnlichen Melodien besonders darinn, daß er seine Ausdrücke mittels der Schauspielerkunst, wo selbst die Augen sprechen, Hände und Beine handeln, und wo sich alle Gesichtslinien bestreben die Situation der Seele zu malen, noch dazu eben so lebhaft dem Auge darstellt, als man sie hören kann, und daß sich also jede Empfindung im Singspiele mit dreyfachem Ausdrucke ans Herz legt. Wer fühlet es nicht, mit welch ganz eigenem Leben die Musik den Tanz und die Pantomime beseelet? Nun eben so einen neuen Geist und Nachdruck erhält auch die Poesie, und

der

Handlung mit belebten Naturfarben vor unsern Augen vorübergeht; wenn wir bey der ausdrucksvollsten Succession der Poesie und Musik noch dazu sehen, wie Alexis im Uebergange von Hoffnung und Wonne zur jämmerlichsten Verzweiflung und unverdienten Todesangst plötzlich angefaßt, und, so zu sagen, in die Erde gewurzelt wird; wie er schreckbar vor sich hinstarrt; wie er zittert und erbleicht, wie alle Lebenszeichen aus seinem Angesichte verschwinden, wie er sich nur mehr konvulsivisch bewegt, und in jedem Blicke, in jeder Stellung, in jeder Anstrengung seiner Glieder die tiefsten Empfindungen seiner Seele malet; wenn man das alles so lebhaft und natürlich vor sich sieht, und dazu noch die klägliche Harmonie der Worte und des Gesanges hört, o! dann wird man wie eine mit interessirte Person ganz in die Handlung hineingerissen. Das Herz schmilzt, erhebt sich, sinkt wieder herab, oder wird oft gar vom Schmerzengefühle wie in Stücke zerrissen. Man vergißt sich dabey selbst, hängt nur am täuschenden Objekte, und erwacht aus dem künstlichen Geträume manchmal erst über eine Pause, nachdem der fallende Vorhang das Ende des Singspieles schon angekündet hat.

Die-

schon so ziemlich etwas, wenn man sich den Text eines gut gewählten Singspieles in irgend einem einsamen ruhigen Winkel laut vorliest. Man kennet z. B. im Deserteur vom Mossigny die besondern Stellen fürs Herz schon im Geiste der Poesie, vorzüglich im Originale. Aber mit welch ganz neuer Empfindung erhebt sich unsere Seele, wenn wir diese Stellen, nachdem wir sie gelesen haben, je nur am Flügel, so wie sie Stegmann aus der vollen Komposition zog, richtig spielen und singen hören? Welche herzerschütternde Gewalt legt der Gesang und die Harmonie fast auf jedes Wort! Welche Natur des Ausdruckes, und Wärme der Empfindung fühlen wir, wenn z. B. Alexis im fürchterlichen F. Moll Tone mit Adagio am Rande des Lebens seine Braut noch einmal zu sehen wünscht; und wenn in der darauf folgenden Arie aus Dis selbst die Musik das vermeyntlich letzte Lebewohl mit aller Anstrengung fast nur unvollendet herauspreßt. Wenn man endlich über dieß alles den Gesang erst noch von der anständig dekorirten Schaubühne in der Begleitung der vollkommensten Orchesterharmonie höret, und da den unglücklichen Jüngling im heftigsten innigsten Gefühle seiner gekränkten betrübten Seele lebendig vor sich sieht; wenn das Gemälde der

Hand-

Handlung mit belebten Naturfarben vor unsern Augen vorübergeht; wenn wir bey der ausdrucksvollsten Succession der Poesie und Musik noch dazu sehen, wie Alexis im Uebergange von Hoffnung und Wonne zur jämmerlichsten Verzweiflung und unverdienten Todesangst plötzlich angefaßt, und, so zu sagen, in die Erde gewurzelt wird; wie er schreckbar vor sich hinstarrt; wie er zittert und erbleicht, wie alle Lebenszeichen aus seinem Angesichte verschwinden, wie er sich nur mehr konvulsivisch bewegt, und in jedem Blicke, in jeder Stellung, in jeder Anstrengung seiner Glieder die tiefsten Empfindungen seiner Seele malet; wenn man das alles so lebhaft und natürlich vor sich sieht, und dazu noch die klägliche Harmonie der Worte und des Gesanges hört, o! dann wird man wie eine mit interessirte Person ganz in die Handlung hineingerissen. Das Herz schmilzt, erhebt sich, sinkt wieder herab, oder wird oft gar vom Schmerzengefühle wie in Stücke zerrissen. Man vergißt sich dabey selbst, hängt nur am täuschenden Objekte, und erwacht aus dem künstlichen Geträume manchmal erst über eine Pause, nachdem der fallende Vorhang das Ende des Singspieles schon angekündet hat.

Die-

Dieser ganz besondere Grad der Illusion wird zwar nicht von jedem lyrischen Drama hervorgebracht. Oft verlassen richtig fühlende Zuschauer die Bühne so kalt und ungerührt, als sie da ankamen. Das verschlägt aber der gesammten Gattung der Singspiele gar nichts. Eigentlich fehlten da immer nur die Künstler entweder in der übelgerathenen Wahl des Stoffes, e) oder im unharmonischen Ausdrucke ihrer Empfindung.

So viele wesentliche Vorzüge die italiänische Komposition immer vor aller Welt Musik behauptete, und so gewaltige Verehrer sie sich überall besonders in unserm Deutschlande gewonnen hatte; so sehr ists man doch nun zufrieden, daß die elenden, abentheuerlichen Bouffons endlich einmal von unsren Schaubühnen gänzlich verbannet sind, und an ihrem Platze deutsche Sänger auftreten. Baiern hat dieß seltene Vergnügen der Gnade seines unvergeßlichen, vielgeliebten **Maximilians** zu verdanken. Nach mancherley erhabenen Versuchen, welche man in den seligsten Tagen dieses theuersten Lan-

e) So eine elende abgeschmackte Farce wählte vorzüglich Herr Anseaume in seinem redenden Gemälde und der mir unbekannte Franzose in den seidenen Schuhen ꝛc.

Landesfürsten zur allgemeinen Aufklärung der Nation, zur Aufnahme der schönen Künste und Wissenschaften, und besonders zur Verbesserung der vaterländischen Schaubühne mit den glücklichsten Folgen zu unternehmen begann, kam die Reihe endlich auch an die berufenen Bouffons. Man sah es immer deutlicher ein, daß die italiänischen Produkte auf der deutschen Bühne gar nicht an ihrem natürlichen Orte stünden, und nichts weniger als den Sitten, der Fassung und dem Geiste unsrer Nation angemessen wären. Man fand sie meistentheils als dramatische Mißgeburten, als Spiele ohne Erfindung, ohne Plan, mit den fadesten, abgeschmacktesten Karikaturen, ohne Interesse, ohne Endzweck, ohne Verstand und ohne Pathos. Der größte Theil der Zuschauer, wovon sehr wenige die Sprache der Italiäner, viel minder ihre poetischen Redensarten, und am wenigsten noch ihre verschiedenen Dialekte verstunden, bekamen für all ihr Geld und verlorne Zeit in so einer Buffa immer nur einen unverstehlichen Gesang zu hören, und wälsche Fratzen zu sehn; davon sie insgemein, ohne mindeste Theilnehmung, kalt und unwissend nach Hause kamen.

Die einsichtsvollen Kenner und Herren des Nationaltheaters wurden endlich selbst der Sache müde. Der Buffonisten also mit guter Art und systematisch los zu werden, warf man im Jahre 1777 die grosse Frage auf: Ob die deutsche Sprache für Singspiele rein, beugsam und sangbar genug seyn würde. So auffallend mochte doch einem Theile des Publikums das Lächerliche der italiänischen Schauspieler bereits geworden seyn; oder besser zu reden, so eine bescheidene Demuth und so gar wenig Zutrauen äussern wir Deutsche leyder immer gegen alles, was deutsch läßt, daß wir so gar auf Kosten unsrer verehrungswürdigen Muttersprache in einem Punkte zweifelten, davon man sich längst mit leichter Mühe hätte überzeugen können; worüber aber damals wenigst in unserm Baiern, wo auf den Theatern immer nur allein wälsch, oder manchmal gar lateinisch gesungen ward, noch keine öffentlichen Beweise existirten. Die Bouffonisten beriefen sich Anfangs dreist auf die Vorzüge ihrer Musik, und noch mehr auf die Natur ihrer Sprache, welche, wie sie sich schmeichelten, aus allen Sprachen der Welt ganz nur allein zum Singen wie zum Sprechen gleiche Geschicklichkeit hätte. Als aber die Scene um sie immer ernsthafter zu werden begann, dann wagten sie pünktlich

alles

alles, was man von Leuten ihrer Art, denen es um Glücke, Ehre und Brod zu thun war, natürlicher Weise erwarten konnte, und was einst auch ihre Landesleute im ähnlichen Falle zu Paris wider Roußeaus und Rameaus Versuche unternahmen. Nur fanden sie unter den folgsamen Baiern, denen immer ein Wink ihrer Landesherren so heilig als ein ernster Befehl ist, keinen so erboßten Anhang, daß sie damit einen langen musikalischen Krieg anzetteln konnten, wie jene unter den Franzosen; und hintendrein fiel bey uns der erste Versuch wider alles Vermuthen der Italiäner weit glücklicher aus, als vielleicht einst in Frankreich, wo sich die Bouffonisten neuerdings in den Besitz des Theaters einschlichen, wovon sie doch ehe mit feyerlichem Ernste für ewige Zeiten waren verwiesen worden.

Um es sich im Werke zu überzeugen, ob der deutsche Text unter den wälschen Noten wirklich eine so gar elende Figur machen, und der italiänischen Komposition, wie die Bouffonisten vorgaben, fast alle natürliche Anmuth benehmen würde, war es allerdings nothwendig, nach dem Beyspiele der Franzosen ein italiänisches Singspiel in unsre Sprache zu übersetzen. Die Wahl fiel auf das Fischermädchen, welches man aus allen be-

kannten Opera-Buffen für das Erträglichste hielt, und das es auch als ein Meisterstück vom Piccini unfehlbar seyn mag. Es ward endlich von deutschen Sängern aufgeführt, und es gewann durchgehends so einen raschen, lauten, allgemeinen Beyfall, dergleichen alle Bouffons zusammengerechnet in Baiern niemals erhielten. Ich war selbst so glücklich, daß ich an der gemeinsamen Freude meiner lieben Landesleute, womit sie dies nunmehr deutsche Stück entzückte, dreymal gegenwärtig den herrlichsten Antheil nehmen konnte. Man wiederholte es in wenigen Wochen öfters als zehenmal immer mit gleichem Zulaufe, und vollkommenster Zufriedenheit des Publikums. Die Schönheit des sinnlichen Ausdruckes schien jedem Kenner in der deutschen Uebersetzung immer noch so anmuthig und stark, als je in der Originalsprache. Selbst der Neid und Partheygeist vermochten nichts mehr dagegen einzuwenden. Es war um die Italiäner geschehen, ihr Abschied war fertig; und nach allem Ansehen mag sie Baiern für alle künftigen Zeiten nun um so leichter entbehren, als wir zusehends immer mehr theils originale, theils übersetzte, deutsche Singspiele von allen Gattungen erhalten. Manche davon sind zwar im Ausdrucke der Poesie und Komposition das gar nicht, was sie eigentlich

seyn

seyn sollen; sie scheinen aber im Grunde immer noch besser, oder doch gemeinnützlicher, als jede italiänische Buffa war.

Singspiele, welche in der Absicht fürs Theater entstehn, soll der Dichter allerdings, wie jedes Drama, nach einem ordentlichen Plane bearbeiten, und darinn eine nach Möglichkeit aus unserm Mittel genommene interessante Handlung durch Vortrag, Knotten und Katastrophe in ächt lyrischen, sangbaren Gesprächen ausdrücken. Sobald sie von der gemeinsamen Natur des Drama abweichen, sind sie nichts mehr, als natürliche Mißgeburten und namenlose Abentheuer. Was man also in der unendlichen Menge von Abhandlungen über das Drama liest, das läßt sich im gewissen Maasse und richtiger Beziehung immer auch so gut auf die innere Poesie der Singspiele anwenden, daß ich hier (ausser was das Sonderbare der grossen Opera und der Oratorien betrifft) nur mehr von der poetischen Mechanik aller musikalischen Dramas, von ihrem ganz eigenthümlichen Ausdrucke nämlich, zu reden nöthig erachte.

Die Opera, das sogenannte grosse, heroische Schauspiel scheint beynahe die Ausnahme von aller

 ler

ser Regel zu seyn. Diese schöne Riesengeburt zog aus Italien, wo sie nach dem Ende des 15ten Jahrhunderts erzeugt ward, durch alle Länder Europens. Man nahm sie besonders in Deutschland mit der eifrigsten Begierde auf, mit welcher fein empfindende Menschen insgemein die neuen Produkte des Geschmackes aufzunehmen gewohnt sind. Sie hatte aber ihr Glück niemals so sehr der Poesie, als der prächtigen Musik, oder vielmehr der vereinigten sinnlichsten Anstrengung aller Künste zu verdanken. Es war auch allerdings nothwendig, daß man sie mit der manichfaltigen Hilfe fruhzeitig unterstützte. Welche Menschenseele, einzelne Kenner, und enthusiastische Verehrer der Musik ausgenommen, würde in der Opera über die ungeheure Ausdehnung ihrer Komposition nicht allmälig bis zur leidigsten Langeweile herabsinken, wenn man uns da durch mehr Stunden lange Gesänge immer nur die Ohren kützeln, den Augen aber ausser den ewigen einförmigen Gebärden der Sänger, und einer nur selten abgeänderten Schaubühne weiter gar nichts vorstellen wollte. Der Ausdruck dieser idealischen Schauspiele, um uns gegen ihre gar zu monstrose Grösse schadlos zu halten, muß immer alle unsre Sinne zugleich vergnügen. Schickliche, ungezwungene Abänderungen des Theaters,

wun-

wunderbar erscheinende Maschinen, und grosse festliche Ballete sollen das Aug reizen; die vollkommenste, prächtigste Musik muß alle Ohren entzücken, und den innern Sinn soll die Dichtkunst mit der wärmsten Empfindung erheben. Jeder angestrengte, lyrische Ausdruck, wenn er zu lange anhält, und dabey fast immer nur einen einzigen Sinn beschäftiget, macht das Gefühl stumpf, ermüdet allmälig den Geist, und schläfert am Ende den ganzen Menschen ein. Aus eben diesem Grundsatze folget unfehlbar, daß weder die komischen Operetten, noch minder die Oratorien oder geistlichen Sangspiele sich einmal opernmässig ausdehnen dörften, weil sie ihr Charakter und ihre Bestimmung auch niemals opernmässig spektakulos seyn läßt.

In den Oratorien soll durchgehends eine tonvolle und reinharmonische Poesie herrschen, die schon im Texte fromme Empfindung und selige Einfalt mit erhabener Würde ausdrückt, und durchgehends den Geist der wahren Andacht und innigsten Rührung athmet. Muster von guten, deutschen Oratorien haben uns Schiebeler mit seinen Israeliten in der Wüste, Brucker mit dem Sterbetage, und Rammler im Tode Jesu ꝛc., Zachariä in den Pilgrimen auf Golgotha, und Patzke im Tode

Abels ꝛc. geliefert, welche der Meisterkomposition vom Bach, Graun, Seifert, Hasse und Rolle allerdings würdig waren.

Ueberhaupt soll es keine Seele wagen, ein musikalisches Gedicht zu verfassen, wem das Herz und die Ohren nicht eben so fühlbar als selbst dem Komponisten genau am rechten Flecke sitzen, und wenn er nicht noch dazu die Sprache ganz in seiner Macht hat. Es ist allerdings falsch, daß manchmal, wie einige vermuthen, auch eine matte Poesie unter der Schminke der musikalischen Komposition noch mit Anstand figurirt; vielmehr sinkt sie im Verhältniß gegen den Ausdruck des Gesanges noch kennbarer unter die Mittelmässigkeit herab. Der Zuhörer soll, meines Gedünkens, im Singspiele dem Genie des Dichters eben so wohl, als der Arbeit des Tonkünstlers Thränen zollen, und jedem gleich verbunden seyn.

Mit empfindungsleeren Stellen, wird der Komponist, wenn er anders den Worten getreu bleiben will, sich immer vergebens martern; nimmermehr mag er im Stande seyn, durch Gesang und Harmonie Geist und Würde in den Text zu hauchen, der ihm matt, schwermüthig und kalt

aus

aus der Hand des Dichters kam. Ich stehe dafür, Glucke und Hassen sollte es bey all ihren musikalischen Schöpfergenies recht bange werden, wenn man von ihnen eine bestimmte Komposition z. B. über die zwo Arien, wovon in der Zwischenmusik zu Gerstenbergs Hungerthum eine der betrangte Mensch, und die zwote die Wahrheit vor nicht gar 3 Jahren auf einem angesehenen Schultheater einem zahlreichen wackern Parterre vorzusingen bekamen. Sie stehn im Exemplar buchstäblich so:

Der Bedrangte.

O! wir Selige!
Welche sichre Panace
Wider Jammer, wider Plagen,
Die des Nächsten Herz zernagen,
Liegt in unserm Busen da.
Hier da? ja!
O! wir Selige!

* * *

Blos ein tröstend Wort,
Wird sein Heil, sein Hort.
So ein brüderlich Erbarmen
Heilet ihn von seinem Harmen,
Könnte wohl was leichters seyn?
Leichters? Nein.
Blos ein tröstend Wort.

Die

Die Wahrheit.

Nur zwo Quellen
Mag die Seele sich vorstellen,
Die des Unheils Mutter sind;
Eine findt
Sich im Menschen selbsten ein,
Und die zwote quillt aus Gott allein.

* * *

Quillen Leiden
Selbst aus deinen Eingeweiden,
Stopfe nur die Quelle zu,
So ist Ruh.
Schickt sie aber Gott herein,
Denk im Herrn Dich Knecht zu seyn.

Ein eben so verworren unmusikalisch-trockenes Gezeug sind für die Tonsetzer auch alle die verblumten mit mehr Witz als Gefühl ausstudierten Redensarten, poetischen Purpurlappen, und jugendlichen Zierrathen des Textes, womit sich manche Dichterlein mühesam abgeben, dabey aber die Sprache des Herzens vollends vergessen. Töne und Melodien entstehen immer nur aus richtigen Empfindungen. Wo der Dichter immer nur sann, und nichts empfand, so schulgerecht je seine Versifikation seyn mag, wenn sie ihm nicht aus

der

der Fühle des Herzens strömte, da bekömmt auch der Komponist, der sich doch vom Gefühle des Dichters nähren soll, rein nichts zu empfinden. Und wenn ich in der Komposition so ein Riese wie Benda wäre, so würde ich doch unter der Bürde einer Arie erliegen, welche in zwölf jugendlich aufgestützten Jamben ganze zwo frostigen Gleichnisse zur Protasis, und vier zur Apodosis, aber in allen keine Sylbe fürs Herz begreift. Ich will sie zum warnenden Beyspiele hersetzen:

Wie das geschmeidig Felsenkind
Die Gäms im heitern Lenze
Durch Busch und Hain, und Wipfel irrt,
Bald junge Keime naget,
Bald auf beblumten Auen spielt
Und bald den Wolken nahe
An steilen Felsen hängt:
Wie sich des Adlers Flügel,
Den Frühling, Lieb' und Lust belebt,
Hoch über Wolken schwingen;
Sein Auge trinkt der Sonne Glut,
Sein froher Mund schwirrt Freude;
So, Daphnis, eilt der Jugend Kern
Zu deinem Freudenfeste
Die Lust beflügelt ihren Fuß,
Gesang und Flöte schallen.

Lesen läßt sich das Ding je wohl ganz hübsch; es würde uns aber auch zum singen reitzen, wenn der Verfasser aus dem Herzen, und nicht ganz nur aus dem Kopfe gearbeitet hätte.

In Singspielen giebt es, so zu reden, zwo Arten von Poesie, das Recitativ und die Arie. Jenes verhält sich zu dieser durchgehends so, wie sich die Vorstellung des Gegenstandes zu dem Ausdrucke der von ihm erregten Empfindung verhalten mag. Es läßt sich immer ganz natürlich einsehen, daß die Recitativen, welche dem Geiste nur gewisse Begriffe vorzutragen haben, und die darauf folgende Arie veranlassen, schon in ihrer Poesie mit mehr Sanftmuth und Simplicität hinfliessen sollen, als die Arie selbst, der es zusteht, die reggewordene Empfindung so, wie sie in der Seele wirket, nach der genauesten Wahrheit auszudrücken. Dabey soll sich aber der Dichter den leitenden Gedanken, daß seine Arbeit zur Musik bestimmet ist, fast niemals aus dem Sinne kommen lassen.

Wenn sich die Künste über einen gemeinsamen Stoff vereinigen, so darf immer nur jene mit all ihren Reitzen ausgeschmückt im prächtigen Feyer-

putze erscheinen, welche dabey die Hauptrolle zu spielen, und darum den Rang vor allen übrigen Künsten zu fodern hat. In größern Sanggedichten, besonders in theatralischen Singspielen, giebt immer nur die Musik das Fest. Die Bühne gehört vorzüglich ihr zu. Die Poesie geht ihr da nur im simpeln, naifen Anzuge zur Seite. Die Verse, ob sie gleich in ihrer Existenz der Musik vorangiengen, müssen doch auf der Schaubühne dem Gesange folgen, um den musikalischen Ausdruck zu verstärken, und die unartikulirten Töne zu verdollmetschen. Den Schimmer ihrer erhabensten Würde mögen sie für die Epopee und höhere Lyrik versparen. Wenn sich der Dichter eines Melodrames über seinen Gegenstand innigst gerührt fühlt, dann mag er immer die Worte unbekümmert fallen lassen, wie sie kommen; dann wird er die wahre aufrichtige Sprache der Natur herausreden, und mit jedem Ausdrucke neue Empfindungen erregen. Prächtige und stolze Verse, erhabene Beschreibungen, blendende Bilder stehen in Singspielen, wenigst in den Arien, niemals am gehörigen Platze. Die rührendsten Verse, nicht die schönsten nehmen in jeder Sprache die Musik am meisten an. Diese allein haben das Ansehen, als lägen die Brechungen und

Ab-

Absätze des Gesanges schon in ihren Worten gebildet, als bedörfe der Komponist nur wenige Kunst, sie zu entwickeln, in richtige Melodien abzufassen, und mit voller Harmonie zu unterstützen.

Die vornehmste charakteristische Eigenschaft, dafür der Verfasser eines musikalischen Gedichtes vorzüglich zu sorgen hat, ist, daß jede Stelle des Textes schon in ihrer Grundlage ächt sangbar töne. Wie leicht und natürlich fließt dem Tonsetzer seine Arbeit? Wie ganz ungekünstelt dringt sich die Melodie fast schon von selbst in die Kehle des Sängers, der richtig hört und empfindt, wenn der Verfasser des Textes ganz reine zum feinsten Gefühle des Wohlklanges gestimmte Ohren hatte, und, wie Bach in der Anmerkung zur Amerikanerinn vom Gerstenberg behauptet, schon in der Wahl der Worte so sehr Tonkünstler als Dichter war. Leidige Pöbelkaprice, oder vielmehr Sünde wider die Natur unsrer lieben deutschen Muttersprache ists, wenn man ihr die Anlage zur Musik abspricht, welche doch unfehlbar in jeder Sprache steckt, so bald man sie gehörig zu bearbeiten weis. Es läßt zwar allerdings glaubbar, daß auch eine Tragödie vom

Me-

Metastasio immer noch mehr Tendenz zum Gesange hat, als je eine vom Schakespear, Racine und Leßing; und daß jene auch in der Musik noch viel erträglicher tönen würde, als die leztern alle. Das beweist aber im Grunde mehr nicht, als daß die italiänische Sprache fast gar nicht zum Reden gemacht ist, und daß wir Deutsche unsre Tragödien immer wie die Engländer und Franzosen nur simpelweg sprechen, und niemals singen sollten, welches wir auch immer recht treuherzig thun. Vergleicht man aber dagegen ein deutsches gut in Musik gesetztes Singspiel mit einem italiänischen, so wird sich, wenn man anders unpartheyliche Ohren dazu mitbringt, gewiß nichts weniger zu ahnden finden, als daß die deutsche Sprache unschicklicher zum Gesange passen sollte, als je die wälsche. Rammler und Gerstenberg haben uns diese Wahrheit mit den herrlichsten Beweisen dargethan. Die Verse selbst in ihren Kantaten gehörig ausgesprochen, scheinen immer schon so richtige Musik zu seyn, als jede Stelle der italiänischen Operndichter Metastasio, Koltellini und Landi. Wieland versahs zwar in seiner Alceste manchmal so sehr, als der Verfasser des Günthers von Schwarzburg. Fast könnte man glauben, diese Herren hätten die rauhesten Konsonanten

nanten mit allem Fleisse zusammengepreßt, um die Verse nur recht holpericht zu machen. Wie rauh und unnatürlich liest sich die Arie im Letztern:

Meiner Hoffnung schönster liebster Strahl
Ist in Nichts dahin verschwunden,
Und an der Verzweiflung Höllenqual
Ist mein sterbend Herz gebunden.

Ich fühlte einst mit der Brust junger Sänger ein recht herzlich Mitleid, und konnte bey der zwoten Aufführung des Spieles ihre wild verzerrten Mäuler um alle Welt nicht mehr ansehen, als sie wieder an den Chor zu singen kamen:

Verwünscht Geschick,
Das mit tyrann'schem Blick u. s. w. f)

So mit der lieben Muttersprache verfahren heißt fürwahr nichts mehr und nichts weniger, als sie nothzüchtigen und jämmerlich verunstalten. Fast sollte man glauben, man höre zwo wesentlich verschiedene Sprachen, wenn man uns dagegen aus Ramlers Kantaten beliebige Stellen vorliest. Welche unverbesserliche Harmonie herrschet durchgehends in seiner Ino? Wie ganz musikalisch klingt sei-

f) In der oben angezogenen Zwischenmusik zu Gerstenbergs Hungerthurm.

seine Sprache und Versifikation in dem Oratorium: Die Hirten bey der Krippe zu Bethlehem; und welch ein herzerhebender Gesang tönet schon aus den blossen Worten im Tode Jesu? Wie ganz ohne ängstlich gesuchte Verzierungen und doch mit welch durchdringender Empfindung, mit welch gegenwärtiger Brechung der Stimme fängt sich da das Eingangs-Recitativ an:

Gethsemane! Gethsemane!
Wen hören deine Mauren
So bange, so verlassen trauren?
Ist das mein Jesus? - Bester aller Menschenkinder!
Du zagst, du zitterst gleich dem Sünder,
Dem man sein Todesurtheil fällt, u. s. f.

Man geräth unvermerkt ins recitativartige Singen, wenn man dergleichen Stellen auch nur simpel zu lesen gesinnet war; und man hat gar nicht nöthig ein gelernter Sänger zu seyn. Nur wenn man ein alltäglich gesundes Menschengefühl im Busen, und reine Ohren am Kopfe hat, so singt man sie auch ohne Noten gewiß nicht viel anders, als sie der unsterbliche Graun in Musik gab. Ramnler scheint überhaupt in seiner ganz besondern Feinheit des Geschmackes alle deutschen Dichter zu übertreffen. Seine musikalische Poesie enthält

durchgehends für jeden deutschen Mann, der seinem Komponisten rein empfundene ächt-sangbare Gedichte zu liefern gedenkt, die erhabensten vollkommensten Muster.

Gerstenberg allein kömmt ihm in seiner Ariadne, und in der Mohrinn ziemlich nahe. g) Nur ists zu bedauren, daß sich dieser würdige Dichter meistens nur mit einzelnen lyrischen Gemälden, Monodramen, und solchen Kantaten abgiebt, die in mancher Rücksicht der Natur des Theaters, den Kräften der Schauspieler, und dem Gefühle des Publikums nicht gänzlich anpassen. Sein tonvoller Ausdruck ist überall der reichhaltigste Stoff für jeden fühlenden Komponisten. Würden Rammler und Gerstenberg ihre Riesenstärke zu gewöhnlichen Singspielen und Opern verwenden, dann müßten sich die elenden Uebersetzungen vom eiteln Franzosenwitz und wälschen Karikaturen bald von selbst verlieren, und unsre Tonkünstler von Rammlern und Gerstenberg genährt, dörften uns vieleicht bald ohne Hinderniß der ausländischen Kompositionen einen dem Geiste der deutschen Nation ganz eigenen Geschmack in der Theatermusik bestimmen.

Frank-

g) Bach nahm sich die Freyheit, den Titel sammt einigen Stellen vom letztern Singspiele abzuändern, wodurch er sich aber bey Kennern der Poesie gar keinen Beyfall erwarb.

Frankreich und Italien hatten seit undenklichen Zeiten wenigst zum Theater jedes für sich seine ganz besondere Nationalmusik, deren Charakter und Ausdruck immer so verschieden aussah, als selbst der Beyfall, womit das übrige gesittete Europa beyde fast bis zum heutigen Tage aufnimmt und beurtheilt. Die meisten Franzosen begegneten ihrer Musik beynahe mit so vieler Achtung, als selbst der Religion und Landesregierung. *h*) Sie vertrugen sich mit ihrem Rousseau bey all seinen paradoxen Schriften immer noch ganz friedfertig. Sie lasen seine scharfen Ahndungen über Staatsrechte und Landgesetze mit kaltem Blute. Als er es ihnen aber begreiflich machen wollte, daß sie in der Musik noch wie Kinder in der Rede stammelten, und da ers endlich gar in alle Welt hinausschrieb, die Franzosen hätten noch keine natürliche Theatermusik, und könnten auch, so lange sie die ihrige nicht vollends abdankten, niemals eine haben; dann schien er ihnen erst die öffentliche Ruhe muthwillig zu stöhren, und die Ehre des Vaterlandes unverantwortlich zu schänden. Es fehlte nicht viel, so hätten sie ihn darum gar des Landes verwiesen, wie es einst jenem Griechen ergieng, der

h) Melanges de Litterature T. 4. de la Liberté de la Musique &c.

sich erkühnte, die Töne der alten, väterländischen Leyer noch mit der achten Saite zu vermehren. Ueber allen den gewaltigen Lärmen, den diese enthusiastischen Verehrer der französischen Musik erregten, gewann doch Rousseaus Ausspruch mit der Zeit in und ausser Frankreich immer mehr Freunde. Selbst die Verfasser der Encyklopedie traten ihm bey; sie wurden aber im Sturme der Revolution eben so heftig als Feinde der Religion und des guten Geschmackes verkezert. Rousseaus Verbrechen bestund über diesen Punkt glaublich nur darinn, daß er der Erste war, der seinen Landesleuten, die sich im Taumel des Nationalstolzes und ihrer Selbstliebe schon damals berufen träumten, jedem auswärtigen Volke über Künste und Wissenschaften Gesetze ertheilen zu dörfen, so eine bittere verhaßte Wahrheit vorzupredigen wagte. Rameau, Raguenet und Dalembert sagten nach ihm das nämliche, nur mit andern Worten; und man hörte sie alle schon mit mehr Gelassenheit an. Der Leztere berief sich auf die Entscheidung aller europäischen Nationen, die immer alle einmüthig die vollkommenste Hochachtung und das wärmste Gefühl für den Werth der französischen Tragödie, dagegen aber die gleichgiltigste Kälte und einen allgemeinen Eckel vor ihrem lyrischen Theater äusserten, und de-

ren Urtheil eben darum nichts weniger als partheylich scheinen mochte. Er bewies es beynahe bis zur Demonstration, daß er wahrlich gar keine Ursache wüßte, warum die Franzosen mit ihrer Opera groß thun könnten. Er sagte es am Ende frey heraus, die Musik der Italiäner wäre eine volle Sprache, wovon ganz Frankreich kaum ein einzig geschmeidig Alphabet aufzuweisen hätte; und er verstünde durch die Worte, *Franzosen-Musik*, niemals eine förmliche, wahre Musik, sondern nur das namenlose, wirrwarre Ding, das die Franzosen ihre Musik zu nennen Dreistigkeit genug besässen. Er hielt die Komposition und Aufführung ihrer Opera gegen die Musik der Italiäner, und deckte dabey Wahrheiten auf, die ihm noch keine Franzosenseele widerlegen konnte.

Ueber alle diese bestgemeinten Vorstellungen der vaterländischen Musikverbesserer, selbst noch über Rameaus und Mourets glücklichen Versuche behielt der alte unbeugsame Eigensinn der französischen Tonkünstler immer noch die Oberhand. Die meisten halten heute noch so pünktlich an die Musik ihrer seligen Väter, wie unsere alten Peripatetiker an die Lehre ihres Aristoteles. Man weis es leider zu sehr, wie hef-

tig sich erst in den lezt verwichenen Jahren ein ziemlicher Theil der Franzosen dieser sonst aufgeklärten, begeisterten, höflichen Nation wider die zwey weltbekannten Meisterstücke unsers deutschen Gluckes empörten, und mit welch menschenfeindlichen Spötteleyen sie diesen theuern Sohn der Harmonie fast noch muthwilliger, als einst ihren verdienstvollen Rameau überhäuften. Dem ungeachtet zweifelt man doch in ganz Europa nirgends als nur in Frankreich; und auch allda fühlen sich viele wahrheitliebende Kenner der Kunst überzeugt, daß die französische Theatermusik in mancher Rücksicht immer noch tief unter dem Verdienste der italiänischen Komposition stecke.

Ihre Recitative schwärmen über die Gränze der gewöhnlichen Deklamation, und ihrer eigenen Bestimmung insgemein so gewaltig hinaus, und gehen so verzieret, schwer und langsam einher, daß man sie insgemein selbst von den Arien, und also auch die Arien von ihnen kaum mehr kennbar unterscheiden kann. Die unnatürliche Anstrengung der Sänger, welche das Verdienst ihrer Stimme nach der Gewohnheit des Landes zu erheben immer fast mehr schreyen, als singen, und darüber ihren Charakter und den Geist der Handlung

lung vollends vergessen, machen diesen grossen, schönen, wesentlichen Theil der Singspiele langweilig, zum Sterben ermüdend, und allerdings unerträglich. Dagegen klingen die Recitative der Italiäner simpel, leicht, gesprächartig, und eben darum natürlich. Sie erheben sich nur in einzelnen Gefühlausdrücken zum vollen Gesange, und nur da lassen sie sich von der Begleitung des ganzen Orchesters unterstützen.

Die Arien der Franzosen sind bey all der kalten Alltäglichkeit ihrer Motiven noch unnatürlich steif, immer mit mehr Kunst und Eigensinn, als mit warmer Empfindung ausgearbeitet; aber eben darum für gebildete Ohren oft ganz unausstehlich. Ihre Melodien scheinen dem Sinne des Textes manchmal so wenig angemessen, daß man damit oft gar Worte von ganz entgegen gesetzter Bedeutung beynahe eben so gut ausdrücken könnte, und so fügt es sich manchmal, daß ihre Musik den Ausdruck der Zärtlichkeit und Freude vorträgt, wo die Poesie Wuth und Verzweiflung athmet *i*).

i) Encyclopedie a l'article: Expression.

So eine französische Freyheit, scheint es, habe sich auch Herr Hiller, der sonst um das deutsche Gesangstudium sehr verdiente Mann, auf Kosten der Na-

Welch abgeschmackes Einerley entdeckt man im seichten, matten, engen Gange ihrer Modulation, und wie voll mit den müßigsten überflüßigsten Noten angestopft hört man sie doch? Wer eine französische Arie je nur zum erstenmale hört, sagt Dalembert, der würde darauf schwören, er habe sie schon ehe anderswo, sehr oft gehört; kurz: die beste Franzosenmelodie verräth Monotonie, Kälte, und Armuth, wenn man sie gegen die Komposition der Italiäner hält, die immer noch mit wahrem, neuem, unerschöpflichem Reichthume, starken herzerwärmenden Melodien, und mit angenehmster Mannigfältigkeit hinfliessen. Es giebt keine Gattung der Leidenschaft, worüber uns Italiens Tonsetzer nicht schon eine Menge der gefühlvollsten Ausdrücke und unverbesserlichen Muster geliefert haben. Manche klingen süß und einschleichend, andere jauchzen Munterkeit und Wonne, einige gehen simpel und naif, viele tönen

die

Natur und des feinen Geschmackes in seinen beyden Seitzigen erlaubt, wo er in Karls Arie den Worten: Ein einzig Lächeln macht die Wüste grün; laut Zephyr fächeln und die Rosen blühn, bis zur letzten Note das nämliche Motiv gab, womit er ehe die Verse: Der liebe Kummer hat mit kalter Hand Ruh und Traum, und Schlummer von mir weggebaunt, im Allegretto ausgedrücket hat. Hillers Sammlung 2. Th. 52. S.

die erhabenste Majestät, und das heftigste Pathos. Ihre Kühnheiten lassen meistens ausdrucksvoll, ihre Licenzen glücklich, und ihre Modulation bleibt immer der Natur getreu.

Bey allen dem wäre es doch wahrer Unsinn, wenn man jedes musikalische Produkt, das über die wälschen Berge herkömmt, immer ohne Unterschied als eine seltene Schönheit bewundern wollte. In einem Lande, wo das Musikgewerbe in einem so hohen Grade getrieben wird, wie in Italien, wo alles von Sängern und Tonsetzern wimmelt, und wo noch obendrein über die schreckliche Unbeständigkeit der Nation, und ihren unersättlichen Durst nach stets abwechselnden neuen Kompositionen das schöne Jahrhundert der Musik seinem Ende zusehends näher kömmt, ists kaum anders möglich, als daß sich manchmal profane Taglöhner der Natur mit schlecht organisirten Köpfen und zähem Gefühle kühn unter die wenigen Genies mengen. Die meisten neuen Tonsetzer entfernen sich da immer mehr vom dramatischen Meisterstyle ihres unsterblichen Jomelli, und der kleine Rest der übrigen meistens alten Künstler ist bald kaum mehr im Stande, die bereits hinsinkende Säule des guten Geschmackes so zu

unterstützen, daß sie nicht vielleicht noch in unsern Tagen einstürzt.

So wenig wir berechtiget sind den Italiänern, nachdem sie uns durch mehr Jahre mit der angenehmsten Musik unterhalten, und mit manchen unverbesserlichen Meisterstücken der Kunst bereichert haben, dieß traurige Schicksal mit gutem Herzen zu wünschen; so dörfte doch Deutschland über den gänzlichen Verfall jeder auswärtigen Theatermusik bey seiner dermaligen Lage wenig mehr zu verlieren haben. Wäre auch Italiens Geschmack immer in jeder Gattung der Sangmusik noch so richtig und unverdorben, wie er nach dem Urtheile gewisser Kenner, wenigst in der komischen Operette noch bis diese Stunde seyn soll, so wünschte ichs doch zum Besten aller Deutschen recht herzlich, daß jede ausländische Komposition heute noch, wie ihre Sprache von unserm Nationaltheater vollends verbannet wurde. In ihrer Abwesenheit sähe man sich doch einmal gezwungen, den bereits lebenden deutschen Genies mit belohnender Aufmunternng noch mehr rein originäle ganz deutsche Singspiele abzulocken. Die Aneiferung, jene fruchtbare Quelle jeder schönen Kunst und Wissenschaft würde sich unter uns im-

mer

mer mehr verbreiten; und so könnte Deutschland vielleicht in wenigen Jahren eine ganz eigenthümliche, dem Charakter ihrer Sprache, und dem Geiste ihrer Biedernation rein angemessene Theatermusik haben. Wir könnten dann aller auswärtigen Hilfe für ewige Zeiten sehr leicht entbehren, und wir würden dabey mit Eckel und Scham auf jene Tage zurücksehen, wo sich der größte Theil unsers Publikums in unnatürlichen mit Mühe und Zwang übersetzten ausländischen Singspielen begnügte.

Wohlgerathene Originale mögen, wie es alle Welt weis, durch tausend getreue Uebersetzungen kaum einmal einen wahren Vortheil zur mehrerer Schönheit und Stärke ihres Ausdruckes gewinnen; verlieren werden sie aber auch gewiß nirgends zweymal, als nur in der Musik. Wäre ich Sacchini, oder Gretri, ich würde den Mann, der mir meine Komposition in eine andere Mundart zwingen wollte, für meinen offenbaren Feind erklären. Jede Sprache hat ihre ganz besondere Wortfügung und Deklamation. Es ist dabey allerdings unmöglich, daß man beym Uebersetzen immer jedem Worte, jeder Sylbe die nämlichen Noten, den nämlichen Ausdruck der Melodie

wie-

wieder geben könnte, den ihnen der fühlende Komponist im Originale nicht ohne Absicht angewiesen hat; und wenn der Uebersetzer auch noch so sehr Dichter und Tonkünstler zugleich ist, denn beydes soll man im ziemlichen Grade seyn, wenn man ein Singspiel je nur mittelmäßig übersetzen will; so mag ers doch kaum im Stande seyn, diese vielbedeutende Regel genau zu beobachten, ohne daß er auf der andern Seite einen eben so unverzeihlichen Fehler wider die Syntaxe, oder wider die Deklamation begeht. Der französische Tonsetzer bleibt immer doch Franzose, in welchem Kleide man ihn auch erscheinen läßt, und so tönet auch seine Komposition nach jeder Uebersetzung (und würde sie auch selbst von deutschen Wallershäusern und Meißnern gesungen) immer noch mehr französisch als deutsch.

Das profanste Ohr kann es bemerken, wenn der Komponist die Abstufung der natürlichen Deklamation verfehlet hat. Es ist niemals erlaubt, die Worte anders herauszusagen, als man ihren Geist und Nachdruck innerlich fühlt. Diese Regel liegt mit den kennbarsten Beyspielen schon in der Natur jeder Sprache, und sie gilt in der Sangmusik eben so viel, als in jedem Drama.

Wer

Wer mag sie aber in der Uebersetzung eines Singspieles, wo man wider die ordentliche Natur der Komposition ehender Noten als Worte vor sich hat, und diese jenen unterlegen soll, so pünktlich beybehalten, als der Geist der natürlichen Deklamation es fodert? Man sehe einmal in einer beliebigen Uebersetzung z. B. von Gretri, Monsigny, u. d. geflissentlich darauf, auf welchen Worten da die meiste Stärke des musikalischen Ausdruckes ruht; und man wird sich überzeugen, daß die geistigsten Stellen der Poesie oft in tiefen fast unhörbaren Tönen kalt und ungefühlt durchschlüpfen, da sich dafür die unbedeutendsten frostigsten Worte, welche oft kaum gesungen zu werden verdienten, gerade in den Fokus der musikalischen Empfindung theilen, und dadurch das Geheimniß verrathen, daß die Melodie niemals für sie gemacht ward, und daß die Worte jünger als selbst die musikalische Komposition sind l). Nun halte man ganz deutsche Singspiele von Benda, Hasse, Neefe und Hiller dagegen, und prüfe sie auf die nämliche Weise. Wie rein harmonisch hört

l) Ueberhaupt sind die Uebersetzungen der französischen Operetten immer viel elender beschaffen, als die italiänischen, die einem Manne von feinerm Geschmacke und selbst musikalischen Einsichten Herrn Eschenburg Professor zu Braunschweig in die Hände geriethen.

hört man da immer die Worte mit ihrer Musik fortgehen? wie fast buchstäblich sagen sie uns das, was jede Note ausdrückt? Wie pünktlich getreu bleibt die Deklamation auch im Gesange noch der Natur unsrer Sprache, und der Empfindung des Textes? Da läßt immer alles ganz deutsch; da steht jedes Jota, wie jeder Akord, am gehörigen Orte. Man fühlt sich überzeugt, daß dabey alles sehr ordentlich hergieng, daß sich der Dichter und Tonsetzer einander ganz verstunden, und in eine Seele zusammenschmolzen.

Dergleichen deutschgebohrne Meister in der Kunst verdienten es um unsre Nation allerdings, daß man sie feyerlich als Klassiker für das deutsche lyrische Theater aufstellte. Im Studio ihrer Komposition würden unsre aufkeimenden Genies den feinsten Unterricht zur Bildung ihres Geschmackes, und die stärkste Nahrung ihres Geistes finden; nicht daß sie Satz und Melodik so sklavisch und jugendlich nachahmen sollten, wie unsere Dichterleins einzelne Oden vom Horaz oft nur mit verändertem Geschlechtsname nachstammeln; sondern daß sie sich bemühen, jene glücklichen, allgemeinen Quellen aufzusuchen, woraus diese grossen Männer die Schönheiten des sinnlichen Ausdruckes für ihre

Kom-

Komposition geschöpft haben, daß sie sich beym zärtlichsten Gefühle ihres Herzens noch dazu mit wahrem Dichtergeiste beseelten, bey jeder Gelegenheit den Menschen studirten, den Ton der wahren Empfindung sich ganz zur Natur machten, und der eigentlichen Weise nachspürten, wie sich jede Leidendenschaft durch Töne malen läßt; *m*) daß sie sich endlich bey allem dem über den eigenthümlichen Charakter des deutschen Theatergesanges allgemeine Grundsätze und ein ganz besonderes System abzögen, uud dann ihre ersten Versuche mit komischen Opereten wagten, worinn der Komponist doch immer mehr Rechte der natürlichen Freyheit behaupten mag, und vom Zuhörer eine nicht gar so ernste Kritik zu erwarten hat, wie in der grossen Opera und in Oratorien.

Ich denke jene Zeiten noch sehr wohl, wo unsere alten Kamponisten ihren musikalischen Zöglingen weiter nichts als von Vermeidung der Dissonanzen, Quinten- und Oktavengänge, und so etwas vom regulären Basse und der Mittelstimme vorpredigten; wo man vorzüglich nur die wider die eingebildeten Regeln der Harmonik begangenen Feh-

m) Herr Daube ein Wiener, versprach über diesen Punkt schon vor einigen Jahren ein Buch, das mir aber noch nicht zu Gesicht kam.

Ich will da eben der vollen schönen Harmonie ihre Verdienste gar nicht absprechen. Ich weis es, sie soll immer die Nahrung und Grundstütze der Hauptstimme seyn; sie soll jedes Motiv stark und geltend machen; aber mehr soll sie nicht. Sie ist der Grund der Melodie, aber nur die Melodie selbst ist der fürnehmste angenehmste Theil des musikalischen Lustgebäudes. Der herrschende Gesang ist der Hauptgegenstand, den der aufmerksame fühlende Geist des Zuhörers überall aufsucht. So bald in der Sangmusik die Menschenstimme, oder je, im Falle diese manchmal schweigt, jenes Instrument, das die Hauptempfindung auszudrücken hat, entweder aus Versehen des Tonsezers unter der zu gehäuften Begleitung der Nebentöne, oder im Strome eines undiskreten wüthenden Orchesters ersäuft, und ihre Melodie nicht immer verstehlich, und so zu reden, sichtbar in der obersten Sphäre einherschwimmt, dann ists mit der roußeauischen Einheit der Melodie geschehen. Die Aufmerksamkeit unserer Ohren bleibt über die gar verschiedenen Eindrücke, wovon sich keiner vorzüglich auszeichnet, zu sehr vertheilt, und dann hat es das Ansehen, wie sich Dalembert ausdrückt, als läse man uns 20. Bücher zugleich vor, wovon wir im Ganzen rein gar nichts verstehen mögen. Melodie muß sich besonders in den

den Arien, und Chören, und manchmal auch, jedoch mit ganz verschiedenem Ausdrucke im Recitative finden.

Die besten Recitative, wenn sie weiter nichts als empfindungsleere Begriffe vorzutragen haben, nenne ich mir jene, welche der gewöhnlichen gesprächartigen, feinen Deklamation am nächsten kommen, und so die Bedeutung ihres Namens genau erfüllen. In niedern Operetten mag man sie, wie es unter uns Mode ist, immer so natürlich nach Art der Komödien ganz ohne Noten sprechen. Die Praktik des alten Lulli, welcher die Töne zu diesen Recitativen jederzeit nur so, wie ihm selbe seine fühlende Chamelai gesellschaftlich vordeklamirte, hurtig in Noten auffaßte, ist aller Welt bekannt. Schade, daß sich die Franzosen von einem so richtigen Naturmuster, dergleichen Lulli wenigst für seine Zeiten war, einmal entfernten. Im Falle die Poesie der Recitative manchmal auch rege Empfindungen unter den Vortrag der Begriffe menget, dann ists billig, daß sie der Komponist auch mit voller Harmonie begleitet, den Gesang mit Würde erhebt, und den Geist des Textes mit starken jedoch kurzen Motiven ausdrückt. Der schöne natürliche Uebergang vom Recitativ ins Arioso, die Rückkehr

 von

von da zum Recitativ, und vorzüglich die nach dem Gemälde der empfindenden Seele gut getroffene Schattirung durch Allegro, Adagio, Andante, Presto, Largo, und wieder den plötzlichen unvermutheten Hinsturz ins Prestissimo haben immer ihre ganz besondere Wirkung. In Bendas Romeo und Julie n), in der Amerikanerinn von Bach o), im allegorischen Ballete von Hiller auf das Geburtsfest des Herrn Churfürsten von Sachsen p), in Mossignys Deserteur q), u. d. m. zeigen sich ganz unverbesserliche Muster von dieser Gattung, welche die Italiäner die obligaten, und wir Deutsche die begleiteten Recitative nennen.

Die wahren ernsten Arien sind endlich der eigentliche bequemste Ort, wo sich der Tonsetzer mit edler Freyheit ganz seiner Empfindung überlassen darf. Die vorhandene Leidenschaft muß da in natürlich aufeinander folgenden Tönen gleichsam

n) Im Klavierauszuge 1. Seite: Auch sie verstummt die Sängerinn der Nacht u. s. w.

o) Du Quell, der sich durch Goldsand schlängelt rc. 14. S.

p) Auf Volk! auf zur Freude rc. Hillers Sammlung: 1. Thl. 42. S.

q) Ungetreue! was that ich dir? rc. Stegmanns Klavierauszug. 27. S.

sam selbst reden, und mit deutlichen, lebhaften und feinen Ausdrücken, mit innigst empfundenen Melodien die geheimste Scene der Seele malen. Ihr Charakter und ihre Bedeutung müssen sich schon vorzüglich im Gesange, und zum Theile auch im Hauptone der Arie, im Charaktere der dazu gewählten Blasinstrumente, und so gar auch in den gehörigen dem Affekte des Herzens, und dem Gange der Worte anpassenden Mensuren so kennbar und verstehlich ausdrücken, daß sie der aufmerksame fühlbare Zuhörer auch ohne Text bey ihrem bestimmten Namen nennen, oder doch merklich und rein empfinden kann. Dunkle, zweydeutige Arien, deren Sinn sich nicht bestimmen läßt, so schulgerecht sie in der Begleitung der Instrumente seyn mögen, sind doch in der That wenigst fürs Theater eine recht elende, frostige Komposition. Sie gefallen und nützen dem Publikum eben so wenig als eine Rede, welche Niemand, als nur der Redner selbst versteht.

Die Empfindung fodert in jeder Arie ihren gewissen Fokus. Der Komponist hat dafür zu sorgen, daß er dazu den rechten Punkt wählt, den stärksten Ausdruck der Hauptempfindung keiner Nebensache wiedmet, aber auch jede Nuance, so klein sie seyn mag, mit ihrem angemessenen Mo-

 tive

tive vorträgt. Benda ist meines Urtheiles darinn ein ganz unnachahmlicher Meister. Wenn er sich irgend in einer Arie eine bestimmte Leidenschaft z. B. r) die zärtliche Liebe zu malen vornimmt, so erhält so gar die kleinste Nebenstelle ihren gehörigen Ausdruck; der ergießt sich aber alsogleich wieder mit so natürlicher Verbindung in den Strom des Hauptaffektes, daß dabey doch alle Modulationen das zärtlichste Gefühl der Liebe athmen, und bey allen ihren mannigfaltigen Nebenausdrücken immer doch eine so genaue Einheit der Empfindung behaupten, als sie selbst Rousseau und Batteux fodern könnten.

Es ist nur gar zu gewiß, das Gefühl der Ohren urtheilet beynahe feiner über eine Melodie, als selbst der schärfeste Blick der Augen ein Gemälde prüfet. Ihr Geschmack ist allerdings unersättlich. Es eckelt ihnen ab jedem musikalischen Stücke, dem das Verdienst der wahren Neuheit fehlt, und das nach Verschiedenheit des Stoffes den gehörigen Grad der Erhabenheit oder Simplicität, der Lieblichkeit oder Stärke nur halb ausdrückt.

Die

r) Man beliebe nur in der muthvollen Arie, welche sich mit Recitativ anfängt, den musikalischen Ausdruck von jedem Worte zu prüfen. Klavierauszug: Ihn wieder zu sehen, meinen Romeo 2c. 28. Seite,

Die besten Theatermelodien scheinen mir vorzüglich jene zu seyn, welche das Ansehen haben, als hätte sie der Tonsetzer von wahrer Empfindung des Textes beseelt ganz ohne ängstliche Gewissenshaftigkeit hingeschrieben; welche sich gleichsam von selbst ohne Zuthun der Kunst forthelfen, und nicht allein die Ohren kützeln, sondern in das Herz ertönen; die immer mehr Leidenschaft für die handelnden Personen, als Bewunderung für den Künstler erregen; kurz, die uns glauben machen, die Melodie und Begleitung wären entweder zugleich mit dem Texte entstanden, oder der Komponist habe seine Töne alle aus der Seele des Dichters gestohlen. Wenn nun dergleichen Melodien noch obendrein, wie es wenigst in den komischen Operetten allerdings geschehen soll, durchgehends so leicht und faßlich hinfliessen, daß sie jeder, dem es nicht sehr am Herzen und in den Ohren fehlt, auch vom ersten Hören nachsingen kann; dann haben sie noch dazu das schöne gemeinnützliche Verdienst, daß sie die seligste Munterkeit unter das Volk verbreiten, dem feinern Sanggeschmacke immer mehr Platz einräumen, und die elenden Gassenhauer und Zottenlieder vollends verdringen.

Diesen Zweck bey seiner Nation durch die Singspiele gewisser zu erreichen dörfte sich meines Urtheiles jeder deutsche Komponist ein ganz besonders System den Satz, die Forme und Notundität seiner Melodie betreffend in den Kopf setzen, und alles genau seinem Zeitalter, und dem Nationalgeiste seines Vaterlandes anmessen. Vorzüglich dörfte er sich in den Verzierungen der Arien vom gewöhnlichen Geschmacke aller Ausländer entfernen. Die deutsche Theatermusik sollte immer den seligen Mittelweg zwischen der alten steifen, frostigen Theoriegravität, und dem buntscheckichten Harlekinsgenius der neuern auswärtigen Komponisten bestimmen. So ebenteuerlich sich überhaupts die frauenzimmerliche, tändelnde, verzärtelte Musik der Franzosen für den ernsten kraftvollen männlichen Gang unsrer deutschen Sprache verhält, so undeutsch und widernatürlich scheinen mir doch auch manche musikalische Formalitäten der Italiäner zu seyn, welche man immer sogar an der besten Komposition und Aufführung ihrer Singspiele wahrnimmt, darüber den Charakter der handelnden Personen vergißt, und meistens nur den künstlichen Sänger hört, oder gar den Komponisten mit sauerm Amtsschweisse überronnen vor sich zu sehen glaubt, deren man sich doch bey einer vollkommenen Theatermusik

nie-

niemals erinnern soll. Wie könnte sich die rotunde Simplicität unsrer Sprache mit den schrecklich ausgedehnten Läufen der Italiäner natürlich betragen? Welch innigsten Widerspruch fühlet man, wenn sich selbe erst noch dazu auf widersinnige Worte legt, wie sich z. B. in Naumanns Robert und Kalliste das sonst rasche Wort: Zerreißt durch 13. ganze Täkte mühesam hinzieht s)? Was sollten im kernvollen deutschen Heldengesange, besonders im Ausdrucke des heftigsten Affektes die geschwätzigen Ritornelle der Italiäner? Wo sieht mans einmal in der Natur, daß z. B. der Zornige, so bald sein Blut in Wallung geräth, und die unbändige Leidenschaft sich seiner Seele bemächtigt, erst eine Weile mit stummen Gebärden hinsteht, sich gleichsam auf Worte besinnt, und einige Pausen aushält, bis man ihm den Mund zu öffnen erlaubt? Fast eben so muthwillig scheint mir der Sänger aller Natur und Empfindung zu trotzen, und das Interesse für seinen Charakter vollends hinzuwerfen, wenn er manchmal am Ende einer feuerigen Bravourarie, wo sich alles mit Heftigkeit schliessen soll, das Publikum von der Gesundheit seiner Lunge, und dem Verdienste seiner Kehle zu überweisen, im sogenannten Passagio ein einzig A durch 20. lange

s) Hillers zwote Sammlung 3. S. ...

Täkte und allmögliche Töne und Halbtöne künstlich trillernd durchwindet *t*). Was würden wir von dem Tänzer halten, der sich im Augenblicke, wo er seinen Feind aufzusuchen mit den heftigsten Gebärden schwur, noch, ehe er abtritt, einige zwanzigmale auf dem Absatze seines Schuhes tändelnd herumdreht, und darüber unsern lauten Beyfall erwartet? — Welchen Vortheil endlich eine Arie durch die gewöhnliche Wiederholung ihres ersten Theiles erobern soll, verstehe ich eben so wenig. Der Ausdruck erkaltet manchmal über die kleinen Rosalien oder unnöthigen Wiederholungen einzelner Motive schon sehr merklich; wie viele edle Wärme muß er erst verlieren, wenn man beynahe gar das Ganze wiederholt, und den Schlag der Empfindung nicht, weil es die Natur der Sache so fodert, sondern weil es ein altes Herkommen so befiehlt, unnatürlich ins Lange dehnt? Jeder gut musikalische Ausdruck legt sich schon das erstemal so stark ins Herz der Zuhörer, daß er nichts weniger als einer Wiederholung bedarf, welche, indem sich die

Sän-

t) Benda der deutsche Feind wälscher Zierrathen legt in seinem Barbier von Sevilla in der Arie des Grafen Almaviva aus D. dur das Passagio zweymal auf das Wort Ewig, wo es sehr natürliche Wirkung hervorbringt. Dergleichen Stellen und dazu die Situation des Grafen findet man aber nicht in jedem Texte.

Sänger und das Orchester dabey meistens vernachläßigen, die erregte Empfindung wieder herabstimmt, die Illusion verräth, mehr Kälte als Gefühl verbreitet, und so vielleicht die stärkste Ursache ist, warum wir Deutsche uns fast so ungerne als selbst die Italiäner entschliessen, das herrlichste Singspiel zweymal anzuhören.

Die Sänger selbst verderben sehr oft auch ohne Schuld des Komponisten die angenehmste vollkommenste Melodie. Vorausgesetzt, daß jeder Theatersänger das Verdienst einer reinen, getreuen Naturstimme, wahre, gründliche Musik, und dazu alle Eigenschaften eines guten Schauspielers besitzen muß, so ist doch keiner berechtiget, daß er sein Talent einmal mit mehr oder weniger Ausdruck zeigen dörfte, als es der Dichter und Komponist, oder vielmehr der Charakter des Spieles von ihm fodern. Ein fast allgemeiner Fehler der meisten Sänger ists, daß sie sich auf der Schaubühne immer mehr für ihr Privatinteresse, als für den gemeinsamen Zweck des Singspieles verwenden. Um ihre Kunst öffentlich auszukrammen, begleiten sie fast jede Note über alle die originalen ausgesetzten Zierrathen der Komposition noch mit selbst beliebigen Grimassen, und verunstalten damit den Ausdruck manchmal so sehr, daß sich die gefälligste, natürlichste Melodie unter den Bürden

dieser neuen Zusätze nur mehr lästig und mühsam fortschiebt, und der gegenwärtige Tonsetzer sein eigen Stück unter den ewigen Trillern, wälschen Schnörkeln und Läufen beynahe selbst kaum mehr erkennen würde.

Ueberhaupt soll sich im Singspiele jeder mitarbeitende Theil mit der feinsten Delikatesse, und mit der gutherzigsten, beugsamsten Anstrengung ohne mindeste Kabale und Nebenabsicht ganz nur für den gemeinschaftlichen Zweck der Handlung verwenden. Der nämliche Geist soll im Orchester alle Hände und jeden Hauch der Instrumentalisten beseelen. Alle sollten sich immer nur von der Melodie der herrschenden Menschenstimme nähren, und Stärke und Diskretion, Licht und Schatten in der richtigsten Taktirung und mit einmüthigem Crescendo und Diminuendo nach dem leitenden Bogen des an der Spitze stehenden ersten Violinisten, der jederzeit so ein tieffühlender, feueriger, mit einem Blicke alles umfassender Künstler vom ersten Range und feinsten Geschmacke, wie Kannabich und Gröner, seyn soll, über das Ganze verbreiten. Diesen Orchesterleitern allein soll auch das Recht zustehen, jedem Singspiele seine gehörigen Vor- und Zwischensymphonien zu bestimmen, wenn je der Komponist nicht selbst dafür gesorget hat.

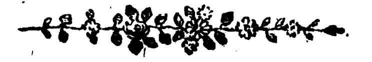
Was

Was Leßing in seiner Dramaturgie überhaupt von Theatersymphonien schrieb, muß natürlicher Weise eben so ernstlich auch für die Eingangs- und Zwischenmusik der Singspiele gelten. Sie haben ihre Bestimmung ganz verfehlt, wenn sie weiter nichts als ein betäubendes Geräusch vortragen, um damit das Getümmel der Logen und des Parterres zu überschreyen. Jede vorgesetzte Symphonie soll ihren ganz eigenthümlichen Charakter immer nur aus jener Hauptempfindung nehmen, die im unmittelbar darauffolgendem Theile des Singspieles herrschet. Dazu soll sie die Herzen der Zuhörer vorbereiten, und sich am Ende in die nächste Scene mit so genauer, natürlicher Verbindung ergiessen, daß, wenn man den Vorhang aufzieht, sich weder nach der Dekoration des Theaters, noch viel weniger nach dem Charakter der Handlung ein unüberlegter Absprung bemerken läßt. Daß jede Symphonie auch an der Schaubühne bey der verschiedensten Situation der Singspiele immer mit unabänderlicher Ordnung im Eingange ein Allegro, in der Mitte ein Adagio oder Andante, und am Ende ein rasches Presto haben soll, ist eben so ein ganz mechanischer von den Italiänern ererbter Gebrauch, der in den Ouvertüres, welche beynahe einen wesentlichen Theil der folgenden Sangmusik ausmachen, manchmal recht abentheuerlich

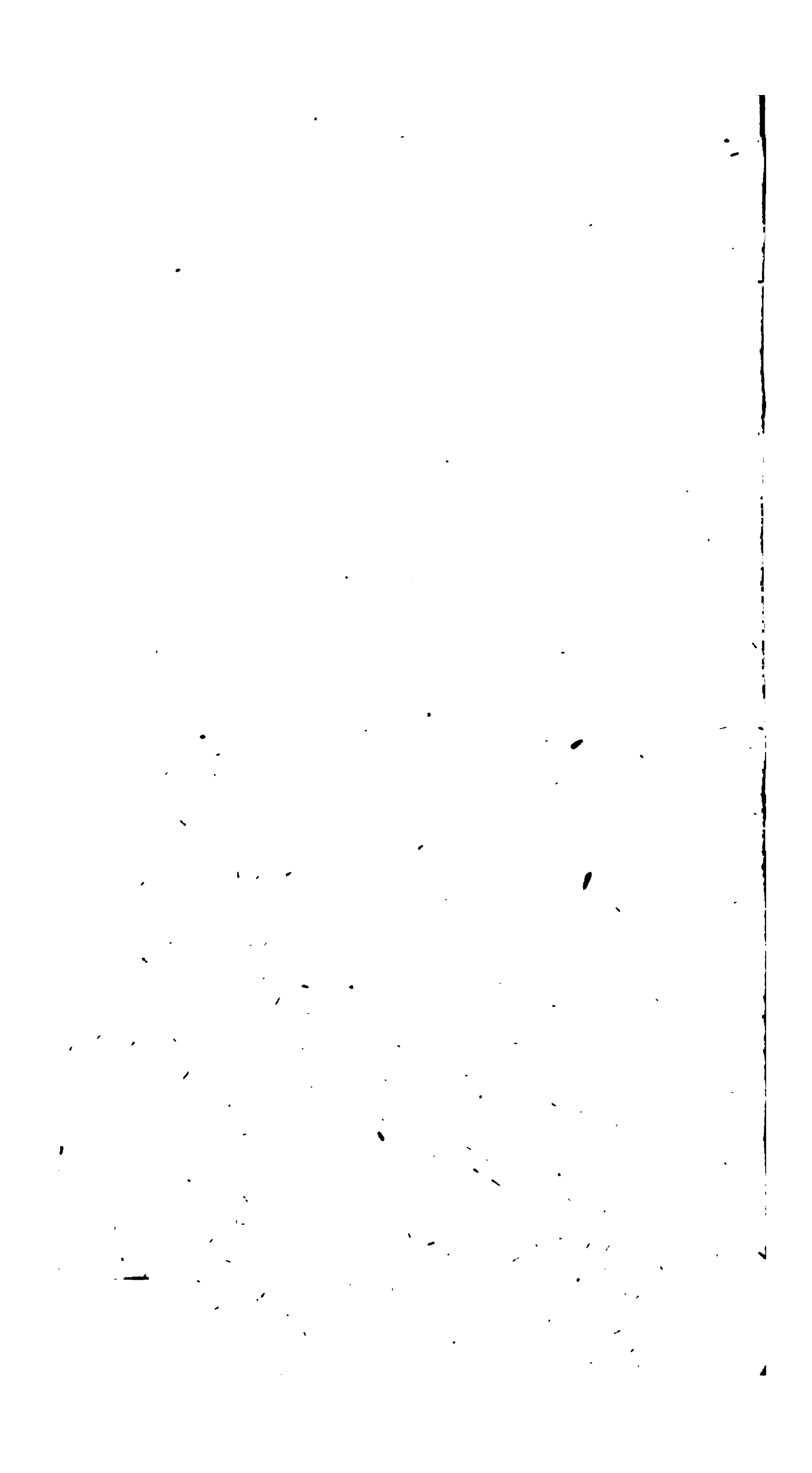
figurirt,

figurirt, nach der abgeschmacktesten Einförmigkeit riecht, und den eben darum Deutschlands feinere Komponisten schon allmälig abändern.

Dieß sind nun meine unmaßgeblichen Gedanken über die Singspiele. Gott behüte, daß ich sie mit stolzer Eigenliebe Dichtern und Komponisten von geprüftem Genie, wie ein Gesetzbüchchen empfehlen wollte. Berufsmässige Künstler erschaffen, ohne sich an die Vorschrift irgend eines vernünftelnden Philosophen zu binden, die vollkommensten Meisterstücke, die aller Welt gefallen. Hasse, Benda und Neefe liefern uns immer die anmuthigsten Singspiele, aber dazu keine Abhandlung; wie Angelo Gemälde verfertigte, aber keine geschriebene Theorie über die Malerkunst hinterließ. Bey mir kömmts aus erheblichen Ursachen, die sich sehr leicht errathen lassen, gerade umgekehrt. Ich schrieb hier eine Abhandlung über Singspiele; Singspiele selbst dörfte man von meiner Hand immer vergebens erwarten.



Ludwig Fronhofer über das Studium der Kupferstecherey.



Vorrede.

Der Künstler, der Kenner, und der blosse Liebhaber von Werken der Zeichnung, alle drey haben nöthig auf Kupferstiche ihr erstes Augenmerk zu richten. — Dieser Satz braucht wohl keiner Erläuterung. — Und mit was grossem Vergnügen sehe ich, daß man jetzt so emsig in meinem Vaterlande nach Kupferstichen fragt, und studiert! Allenthalben wird gesammelt; hie und da zeigen sich bereits sehr artige Kabinete, und nur dieß allein fehlt, daß noch manche Sammler keine ganz richtige Wahl zu treffen wissen.

Diesen zum Besten ergreife ich vorzüglich die Feder, und als blosse Skizze eines seiner Zeit besser auszuführenden Werkchens liefere ich kurze 3 Abschnitte, die den Kunstverständigen um so weniger überflüßig scheinen werden, als die im Jahre 1771 in Leipzig bey Schwickert herausgekommene aus dem Englischen

übersetzte Abhandlung von Kupferstichen (außer dem eine klassische Schrift) den grossen Fehler hat ziemlich unvollständig zu seyn. Sehr viele der größten Meister sind darinn ganz vergessen, und von einem Edelink, Masson, Drevet, Nantueil, Balechou, Audran, Strange, Chodowiecki, Huret, Porporati, u. s. w. geschieht mit keiner Sylbe eine Meldung, anderer Unrichtigkeiten, die ich hie und da bemerken werde, nicht zu gedenken. Zwar hat Herr Füeßlinn in Zürch in seinem raisonnirenden Verzeichnisse der vornehmsten Kupferstecher, worinn er von obiger Abhandlung häufigen Gebrauch gemacht hat, diese Lücken meistens ausgefüllt. Allein theils ist auch hier noch so manches übersehen worden, und von einigen berühmten Künstlern, Huret, Chodowiecki, P. Molyn, Lutma, Bause, Schmuzer, Corn. Ploos u. s. w. findet sich darinn eben so wenig eine Anzeige, theils hat Herr Füeßlinn vorzüglich schöne Arbeiten näher zu beleuchten, und zu zergliedern unterlassen, und überhaupt ist sein Buch hier unter den Liebhabern noch nicht so gemein, um eine neue Bearbeitung dieses Faches, besonders die Aushebung seltener und außerordentlich gu-

ter

ter Blätter ganz entbehrlich zu machen. Die Werke aber eines d'Argenville, Basan, Mariette, Gandellini, Marolles, und anderer sind entweder zu kostbar, oder sonst in zu wenigen Händen. *)

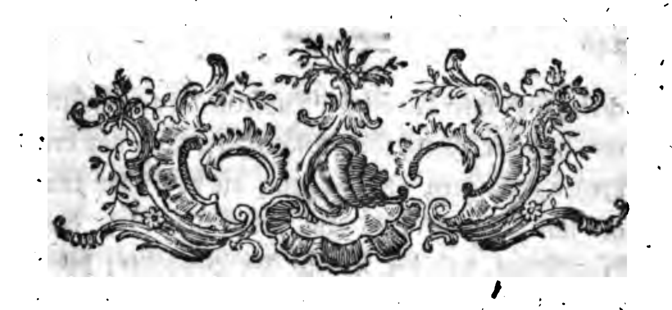
Ich wiederhole es nochmal, daß ich hier blos eine Skizze liefere. — Aber sie soll ausgeführt werden die Skizze, und vielleicht noch einige Abschnitte dazu erhalten.

Man wird übrigens wohl sehen, daß meine vornehmste Absicht für dießmal ist die Sammler und Liebhaber mit einigen ganz auserlesenen Blättern in jeder Gattung der Kupferstecherey nach Art der englischen Abhandlung näher bekannt zu machen, und sie ins Detail hineinzuführen. Und hiemit hätte ich nun vor dem Publikum genugsame Rechenschaft über mein Unternehmen abgelegt, und könnte schliessen. — Aber die Pflicht der Dankbarkeit fodert mich noch auf, ein öffentliches Zeugniß der ausgezeichneten

*) In unsern Gegenden erschienen im Jahre 1777 Schubarts Vorlesungen über die schönen Künste. — Allein der Raum so weniger Blätter litt beynahe nichts als simple Anzeigen. Und wären nur noch diese nicht voller Unrichtigkeiten. Ihr Nutzen ist also sehr gering.

Güte abzulegen, mit der mich bey dieser meiner geringen Arbeit verschiedene Gönner und Beförderer des artistischen richtigen Geschmacks, unter andern unser grosse Künstler Herr Hofkammerrath und Gallerieinspektor Dorner, an dem ich in Wahrheit meinen Lehrer verehre; der die starke Liebe zu den bildenden Künsten zuerst in mich gelegt, und mich zur Kenntniß davon angeführt hat; — vor allen aber des Herrn Münz- und Bergwerks-Präsidenten, Grafen von Haimhausen Excellenz unterstützet haben. Aus der kostbaren Sammlung von Kupfern und zum Theil auch Handrissen, welche Dieselben besitzen, dorfte ich mich nach Herzenslust Raths erholen, wo ich noch anstund. — Und in der That habe ich daraus nicht wenig Licht geschöpfet. Mein Dank sey also allen diesen Gönnern, besonders aber der herablassendsten Großmuth Sr. Excellenz des eben genannten erhabenen Kenners hier öffentlich geheiligt, so wie das Andenken davon ewig meinem Herzen eingedrückt bleiben wird.

Geschrieben, München, im März, 1781.



I. Abschnitt.

Vom Alterthume der Kupferstecherey, von den verschiedenen Arten in Kupfer zu stechen, und von der nöthigen Vorsicht der Liebhaber im Sammeln.

Wie alt ist die Kupferstecherey? — Bey denen, die ihre Spuren schon beym Homer in dem berühmten Schilde des Achilles aufsuchen, ist sie freylich uralt. — Allein wenn man alles Fabelhafte oder blos Wahrscheinliche bey Seite setzt, so kann man damit nicht weit über Albrecht Dürers Zeiten hinausgehen. — Bartholomäus Schön, und dessen Bruder Martin Schön, (denn der Lehrer dieses Meisters Lupert Rust ist eher eine Fabel, und Marso Finiguerra muß den Deutschen die Ehre der Erfindung lassen) so auch Israel van Me-

cheln, sind unter den ältesten Kupferstechern aufzuführen, und der Werth ihrer Blätter, wie derer von den beyden Zasingern oder Zageln, die doch schon jünger sind, beruht blos auf der Seltenheit, dem Alterthume, und der Kaprize der Liebhaber; denn außer dem sind die meisten herzlich schwach in der Zeichnung, und der ganzen Behandlung. a) — Ein gleiches läßt sich von einigen spätern Meistern behaupten, nämlich den beyden Höpfern, Albert Glockenthon, Hanns Sebald Böham, Lautensack, Hanns Schäuffelein, Albrecht Altdorfer, und verschiedenen andern ältern zum Theil Formschneidern, aber ja nicht allen. Man nehme den Albrecht Dürer selbst, den Andreas Andreani, Andreas Mantegna, und Hugo da Carpi b) besonders davon aus. — Nicht viel mehrere Achtung verdienen in manchen Stücken

a) Keine Regel ist ohne Ausnahme. So schwach dergleichen Arbeiten gewöhnlich sind, so habe ich doch eine des Albrecht Dürers, nicht unwürdige sehr schöne Kreutzschleppung von Martin Schön gesehen.

b) Peter Schoeffer oder Schoiffer ein Deutscher, und Joh. Fausts, eines der ersten Buchdrucker, Bedienter wird von Füeßlinn in der neuen Ausgabe seines Künstlerlexikons für den Erfinder der Holzschnitte angegeben. — Zum Beweise dient dessen Psälter, der 1457 mit verschiedenen Farben gedruckt ist.

ken selbst Marc-Antonio Raymondi und sein Schüler Augustin von Venedig, deren Arbeiten selten den Charakter des großen Raphael oder Jul. Romanus so gut ausdrücken, wie einige Kunstrichter vorzüglich von dem ersten behaupten wollen.

Ueberhaupt werde ich dieser und vieler andrer ähnlicher Künstler in den folgenden Abschnitten fast gar nicht wieder gedenken, und ich lasse gern jedem Liebhaber die Freude, nicht nach wahrem Geschmack und wesentlicher Güte, sondern nach der Seltenheit, nach dem blinden Rufe, und aus Nachbethungseifer zu sammeln. — — Und dieß sey genug vom Alterthume, und den allerersten Meistern der Kunst gesagt.

In Kupfer wird auf mancherley Art gegraben, und gearbeitet; ja nicht nur in Kupfer, sondern auch in Zinn, und Silber. (Leute, die keine Kenner sind, wollen unter dem Name Silberstich was außerordentlich Schönes bezeichnen) — Endlich kommen noch wohl die Holzschnitte zu bemerken, darinn viele Meister, selbst Titian, herrliche Proben ihrer Geschicklichkeit abgelegt.

In Kupfer zu arbeiten giebt es eigentlich dreyerley Manieren. Mit einem wohl gehärteten Grabeisen, (Grabstichel) das verhältnißmäßig bald größer bald kleiner ist, und etwas dreyeckicht zu läuft, arbeitet man in die sauber polirte Kupferplatte, darauf aber gemeiniglich die Umrisse schon vorhin in etwas eingeetzt sind, so lang und viel, bis das Bild in allen seinen Theilen vollkommen erscheint. — — Diese Art zu stechen ist die kräftigste, und von einer gestochenen Platte, wenn je die darein gegrabenen Furchen oder Punkte etwas tief sind, lassen sich oft mehrere hundert gute Abdrücke nehmen. Figuren ins Große lassen sich auf diese Art besser als mit der Radirnadel behandeln, und die Muskeln herrlich ründen. Dagegen taugt der Grabstichel nicht sowohl zu ganz kleinen Figuren, und fast noch weniger zu Landschaften; denn der Schmelz der Lüfte, das Zarte der Baumblätter, die sanft in der Ferne sich verlierenden Gradationen der Gegenstände sind lauter Dinge, die der Grabstichel nicht gut erreicht, und nur Anton Masson, wie wir schon hören werden, hatte ihn so sehr in seiner Gewalt, daß er damit alle Schwierigkeiten überwand. — Die Franzosen, die Niederländer und die Deutschen wetteifern beynahe die größten Meister hierinnfalls

aufzu-

aufzuweisen. — Doch gebührt den Franzosen an der Anzahl und Vortreflichkeit ihrer Künstler gleichwohl der Vorzug. Die Italiäner und Engländer kamen nie damit so gut zurechte, bis auf jener ihren Porporati, und dieser ihren Strange einen sehr grossen Mann, der den Grabstichel so weich führt, daß alles unter seiner Hand die höchste Zärtlichkeit gewinnt, und sanft verfließt.

Das Radiren ist die gewöhnlichste Art in Kupfer zu arbeiten. — Man unterscheide aber, obschon bey der ganz gleichen Behandlung der Platte, die malerische Manier zu radiren von der, die bey den eigentlichen Kupferstechern üblich ist. In dieser leztern herrscht immer eine gewisse Monotonie der Schraffirung, die, wenn sie gleich gemeinen Liebhabern oft besser in die Augen fällt, dennoch der ersten unendlich weit nachzusetzen ist. Unter wahren Kennern wird nichts so sehr geschäzt als ein schönes malerisch radirtes Blatt, und diese Hochschäzung gründet sich auf wahre Vorzüge. Gleichwie der kühne Pinsel von Rubens oder Ant. van Dyck der ängstlichen mühesamen Ausarbeitung selbst eines Adr. van der Werf, oder Balth. Denner in meinen Augen vorzuziehen ist, und wie die natürliche freye kräftige Malerey des Peter

 van

In Kupfer zu arbeiten giebt es eigentlich dreyerley Manieren. Mit einem wohl gehärteten Grabeisen, (Grabstichel) das verhältnißmäßig bald größer bald kleiner ist, und etwas dreyeckicht zuläuft, arbeitet man in die sauber polirte Kupferplatte, darauf aber gemeiniglich die Umrisse schon vorhin in etwas eingeetzt sind, so lang und viel, bis das Bild in allen seinen Theilen vollkommen erscheint. — — Diese Art zu stechen ist die kräftigste, und von einer gestochenen Platte, wenn je die darein gegrabenen Furchen oder Punkte etwas tief sind, lassen sich oft mehrere hundert gute Abdrücke nehmen. Figuren ins Große lassen sich auf diese Art besser als mit der Radirnadel behandeln, und die Muskeln herrlich ründen. Dagegen taugt der Grabstichel nicht sowohl zu ganz kleinen Figuren, und fast noch weniger zu Landschaften; denn der Schmelz der Lüfte, das Zarte der Baumblätter, die sanft in der Ferne sich verlierenden Gradationen der Gegenstände sind lauter Dinge, die der Grabstichel nicht gut erreicht, und nur Anton Masson, wie wir schon hören werden, hatte ihn so sehr in seiner Gewalt, daß er damit alle Schwierigkeiten überwand. — Die Franzosen, die Niederländer und die Deutschen wetteifern beynahe die größten Meister hierinnfalls aufzu-

aufzuweisen. — Doch gebührt den Franzosen an der Anzahl und Vortreflichkeit ihrer Künstler gleichwohl der Vorzug. Die Italiäner und Engländer kamen nie damit so gut zurechte, bis auf jener ihren Porporati, und dieser ihren Strange einen sehr grossen Mann, der den Grabstichel so weich führt, daß alles unter seiner Hand die höchste Zärtlichkeit gewinnt, und sanft verfliest.

Das Radiren ist die gewöhnlichste Art in Kupfer zu arbeiten. — Man unterscheide aber, obschon bey der ganz gleichen Behandlung der Platte, die malerische Manier zu radiren von der, die bey den eigentlichen Kupferstechern üblich ist. In dieser leztern herrscht immer eine gewisse Monotonie der Schraffirung, die, wenn sie gleich gemeinen Liebhabern oft besser in die Augen fällt, dennoch der ersten unendlich weit nachzusetzen ist. Unter wahren Kennern wird nichts so sehr geschäzt als ein schönes malerisch radirtes Blatt, und diese Hochschäzung gründet sich auf wahre Vorzüge. Gleichwie der kühne Pinsel von Rubens oder Ant. van Dyck der ängstlichen mühesamen Ausarbeitung selbst eines Adr. van der Werf, oder Balth. Denner in meinen Augen vorzuziehen ist, und wie die natürliche freye kräftige Malerey des Peter

von Laar oder David Teniers des jüngern vor der reitzenden aber öfters manirten Arbeit des Phil. Wouwermann bey mir den Rang behält; eben so gefällt die schöne Nachlässigkeit des Rembrands oder Waterloo den vernünftigen Sammlern von Kupferstichen viel besser als die sorgfältigste Pünktlichkeit selbst eines Wille, Bause, oder Wagner. — Einiger Künstler Manier steht indessen gleichsam zwischen der malerischen und kupferstecherischen in der Mitte. — An deren Spitze setze ich den grossen Daniel Chodowiecki, und dahin zähle ich auch den Callot, beyde Israel, Henriet nämlich und Silvestre, Seb. le Clerc, Steph. della Bella und viele andere, die alle in einer sehr gefälligen Manier meistens kleine Blätter lieferten. — Hieher gehören auch zum Theil die Werke des le Bas, die erst zart geezt, dann aber meistentheils mit dem Grabstichel fein und oft unmerklich ausgeführt sind. Nicht weniger zähle ich hieher den vortreflichen Johann van de Velde, der die Radirnadel und den Grabstichel so geschickt verband, daß seine Blätter eine ungemeine Wirkung thun, und oft an die schwarze Kunst gränzen. Beyde aber übertrift noch der in diesem Stücke unnachahmliche Cornelius Vischer. Selbst Southmann, Gömpel, Suyderhoef

Hoef und viele andere, die nicht ganz frey, aber doch sehr ungezwungen radirten, könnten hier ihren Platz angewiesen bekommen. — Unter den kupferstecherischen Radirern empfehlen sich vorzüglich der in Thierstücken noch nicht übertroffene Joh. El. Ridinger, und der berühmte Joseph Wagner, dessen reine Nadel vom Grabstichel, wo Kraft und starker Ausdruck nöthig sind, meisterhaft unterstützt, c) in Deutschland und Venedig billig bewundert wird. Ich kann hier nicht unterlassen eines besonders schönen Ecce Homo nach Guercino da Cento zu gedenken, das mir jedesmal sehr gefiel. Die Werke, die er in Gesellschaft seiner Schüler herausgab, müssen seinen eigenen an Güte weichen, noch mehr die, welche von Flipart, Bartolozzi Berardi und andern allein gefertigt sind, wie denn überhaupt diese Schule, welches die Bibliothek der schönen Wissenschaften, wo ich nicht sehr irre, billig anmerkt, wegen der Menge ihrer Arbeiten, und dem Eifer durch den Verlag zu gewinnen seit einiger Zeit ziemlich herabgekommen ist. — — Uebrigens heissen radirte Kupfer diejenigen, wo die Platte mit einem

c) Man muß hier überhaupt anmerken, daß die meisten neuern Meister ihre Blätter erst zu ätzen pflegen, und dann mit dem Grabeisen überarbeiten.

Rembrandt und Chodowiecki. — Die Behandlung der Kupferplatten in der schwarzen Kunst ist der Stecherey gerade entgegen gesetzt. Diese bedient sich einer glatten hellglänzenden Oberfläche; Zur Bearbeitung in der schwarzen Kunst hingegen macht man die Oberfläche erst rauh, und wie jene die Schatten hinein arbeitet, werden hier die lichten Theile dafür durch mehr oder mindere Glättung der rauhen Erhabenheiten mittels verschiedener Eisen und Werkzeuge herausgebracht; denn eine geschabene Platte ohne alle Glättung abgedruckt giebt weiter nichts als einen schwarzen sammetartigen Flecken, daher auch die Benennung Sammetstich, und schwarze Kunst ihren Ursprung hat. — — Die schwarze Kunst hat in gewisser Rücksicht sehr viele Vorzüge vor den beyden andern Arten. Sie ist weich und sanft, vollkommen nach der Manier, wie man mit Tusche arbeitet. Die Massen des Lichtes und der Schatten schmelzen besser in einander, das Fleisch wird weicher und zärter, und durch kein anders Kunststück die malerische Wirkung des Helldunkels schöner erreicht. — Rembrandt der grosse Zauberer in Austheilung des Lichts hatte ohne Zweifel in dieser Schule gelernt; denn er schien hie und da die schwarze Kunst durch Verkritzelung seiner Hinter-

tergründe und anderer ganz oder halbschattichter Theile in etwas nachahmen zu wollen. In der That brachte er auch öfters mit der Radirnadel erstaunliche Wirkungen hervor. Nicht nur Ganze und Schlagschatten, sondern auch die schönsten Mitteltinten behandelte er auf eine ihm ganz eigene Art so, daß das Aug manchmal beynahe getäuscht werden, und ein halb radirtes, halb geschabenes Platt vor sich zu haben glauben konnte. — Eins seiner besten Blätter von dieser Gattung ist wohl die Verkündigung der Hirten. Darinn hat er ein gedoppeltes Meisterstück geliefert, in wundervoller Vertheilung der Lichter nämlich, und in sammetartiger Führung der Nadel, und kluger Modifikation des Etzens. Außer diesem zweyfachen Verdienste hätte dieses Blatt sonst auch weiter nichts, wodurch es sich besonders empfehlen würde.

Die mittlere Grösse ist den Werken in schwarzer Kunst die angemessenste; denn sowohl besonders grosse als auch gar kleine Figuren, Köpfe, u. s. w. fallen darinn nicht gut aus, und die kleinen am wenigsten. — Callotische oder zarte chodowieckische Figürchen ist sie kaum im Stande nur erträglich vorzustellen. So gefallen mir ungeheure

heure Theses und dergleichen, wie man sie hat, vollends nicht, und nur Platten von der Höhe eines ordentlichen Bogens, höchstens, wenns Portraitköpfe sind, in halber Lebensgröße, nehmen sich herrlich aus. — Die meisten Gattungen von Landschaften sind auch nicht für die schwarze Kunst leicht zu bearbeiten. Doch sind hievon auszunehmen Meerstürme, Nachtstücke, Feuersbrünste, und überhaupt alle Gegenstände, worinn von Feuer und Beleuchtung Alles abhängt.

Bey den vielen Vorzügen der schwarzen Kunst zeigen sich auch einige Beschwerlichkeiten. — Man kann von einer geschabenen Platte nicht viel über hundert gute Abdrücke machen, und dabey muß man diese Blätter mit mehrerer Sorgfalt zu bewahren, und mit zartem Zwischenpapier wohl zu belegen suchen, da sie dem Abschmutzen, und folglich dem Blaßwerden viel eher ausgesetzt sind, als alle andern Kupferstiche.

Und diese sind nun die drey gewöhnlichsten Manieren in Kupfer zu arbeiten. — Es giebt aber noch einige andere Arten, und der unerschöpfliche Erfindungsgeist unsers Jahrhunderts läßt uns vielleicht noch welche in der Folge er-

stau-

kannen. — Heinrich Goudt, Peter Molyn, ja selbst manchmal Albrecht Dürer und sein Nachstecher Hieronymus Wierx, und noch einige arbeiteten mit dem Grabstichel so ungemein zart, daß man oft Mühe hat mit einem Vergrösserungsglase die Furchen und Linien abgesöndert von einander zu sehen. Auf diese Weise kommen sie denn auch der schwarzen Kunst sehr nahe, besonders die ersten zween, davon mir Goudts Milchstrasse, am gestirnten Himmel so meisterhaft ausgedrückt, unter seinen bekannten 7 Blättern am besten gefällt. Molyns heil. 3 Königs-Nacht ist nicht weniger ein ganz herrliches Blatt. — Johann Lutma ein Goldschmied versuchte es mit dem Goldschmiedspunze in Kupfer zu arbeiten. Man nennt dieß opus mallei, Hammerschlag. Er lieferte von dieser seltenen Erfindung ungefähr 6 Blätter, die rar sind, und sehr gesucht werden. Diese Manier nimmt sich wie ein ganz mit dem Grabeisen nach gewissen Richtungen sehr zart und verflossen überpunktirtes Bild aus, und in dem Stücke nähert sich auch diese Manier wieder der schwarzen Kunst. — In eben derselben Manier mit noch zärter in einander verfliessenden Pünktchen ahmen heut zu Tage in Paris und anderwärts verschiedene Künstler Zeichnungen mit

Röthel, und sogenannter schwarzer Kreide nach. — Desmarteaux war einer der ersten davon, der dergleichen meistens nach Boucher herausgab. — Aber alle bisher angezeigte Manieren übertrift sehr weit die wunderwürdige Erfindung vom Cornelius Ploos van Amstel. Dieser ganz besondere Künstler ist nichts weniger als ein Maler, oder Kupferstecher von Profession, sondern ein reicher Privatmann zu Amsterdam. Die Kunst treibt er zu seinem Vergnügen, und seine Erfindung ist noch ein Geheimniß, das außer ihm Niemand besitzt. Er ahmt Oelmalereyen mit ihren so unzähligen Farbenmischungen, Zeichnungen mit allerhand Kreiden, Arbeiten mit chinesischer Dinte, kurz alles nach, und täuscht das Aug selbst des geübten Kenners. Am Ende werde ich sein Werk umständlicher beschreiben.

Endlich komme ich auf die Holzschnitte. Sie sind ungleich älter als die Kupferstiche, und haben vermuthlich zu den letztern Gelegenheit gegeben, da die Holzschnitte in den ältesten Mönchsschriften vom 14. und den beyden darauffolgenden Jahrhunderte ungemein fein sind. — Hugo da Carpi erfand eine neue Art derselben, davon hernach geredet werden soll. — Die Manipulation davon ist sehr mühsam. —

Auf

Auf ein verhältnißmäßig dickes Brett von Buchs- oder Birnbaumholz, (das erstere ist ungleich besser) nachdem es sehr glatt und fein abgehobelt worden, wird mit Dinte das gezeichnet, was ausgeschnitten werden soll. — Manche Formschneider, die nicht geübt genug im Zeichnen waren, liessen sich ihr ganzes Bild von andern mit allen Strichen in allen seinen Theilen vollkommen fertig zeichnen, überzogen die gezeichnete Seite des Papiers mit einem dünnen haltbaren Kleister, legten das überkleisterte Papier auf ihr Holz, und liessen es wohl trocknen. Nach einiger Zeit wuschen sie das Papier mit äusserster Behutsamkeit langsam und gelinde weg, da denn jede gezeichnete Linie in der Pappe, wie diese auf dem Holz kleben blieb, nicht anders, als ob die Zeichnung gleich anfangs darauf gemacht worden wäre. — Es mag nun auf diese oder jene Weise in Auftragung der Zeichnung verfahren werden, so schneidet man hernach mit scharfen Messerchen, oder andern dazu tauglichen Eisen in gewisser Tiefe alles Holz rein aus, das nicht bezeichnet ist. — Lange wagten es die Formschneider nicht, Kreuzschnitte anzubringen, weil solche so gerne ausspringen, und Albrecht Dürer war der erste, der es glücklich unternahm, und meist lauter vortreffliche Blätter verfertigte. — Die Abdrücke der Holzschnitte

 ge-

geschehen durch Büchdruckerpressen, und man kann mehrere hundert abziehen, ja noch mehr als von gestochenen Platten. — — Auch diese Gattung der Kunst hat wieder ihre Abweichung. Hugo da Carpi, von dem schon oben Meldung geschehen, der um 1510 blühete, erfand eine neue Manier, sich dreyer Stöcke zu Holzschnitten zu bedienen. Auf den ersten Stock zeichnete er den Umriß, auf den zweyten den Schatten, und auf den dritten das Licht, und so druckte er einen nach dem andern auf gefärbtes Papier ab. In dieser Manier nun ahmte ihm Andreas Andreani nach, so daß ihn darinn noch Niemand übertroffen. Wenn man gute Abdrücke, die aber selten sind, zu Gesicht bekömmt, hat man Mühe, sie von getuschten Arbeiten gleich zu unterscheiden. Sie sind ganz das, was die Maler sonst Farb in Farb gemalet heissen, und in diesem Stücke muß ihnen selbst die schwarze Kunst weichen. — Seine meisten Blätter sind nach Raphael, Titian, und andern ähnlichen grossen Meistern. Richtige Zeichnung, gute Haltung, geistreiche Ausführung, und die vortrefflichste Wirkung, die besonders das Getuschte der Mitteltinten macht, ist ihr eigenthümlicher Charakter. Parmesan und andere liessen sich diese Manier so sehr gefallen, daß sie selbst manches darinn ausarbeiteten,

breiteten, ja man will wohl gar vom Raphael einige Figuren haben. Heut zu Tage sieht man wenig neues von dieser Art, wie überhaupt die Holzschnitte nicht mehr so üblich sind. Einer Abnehmung Christi vom Kreutz muß ich hier aber gedenken, die einer meiner werthesten Freunde besitzt, und die in ganz gleichem Geschmacke, wo nicht vom Rembrandt selbst (freylich merkt kein einziger Schriftsteller meines Behalts so was an) doch von einem seiner besten Schüler herrlich ausgeführt ist.

Was über die Kunst in Kupfer und Holz zu graben und zu schneiden gesagt werden kann, das habe ich nun, glaube ich, gesagt. — Es ist noch übrig, daß ich auch etwas weniges vom Kupferdrucken und der nöthigen Vorsicht rede, welche Liebhaber beym Sammeln zu beobachten haben. Die Farbe zum Drucke ist gleichgültig. Man hat schwarze, blaue, rothe, gelbe und braune Blätter. Die schwarzen sind die gewöhnlichsten. Man druckt auch mit mehrern Farben, und da muß denn die Platte öfters unter die Presse kommen. — Auf die Kupferpresse und gute Bereitung der schwarzen Farbe kömmt unendlich viel an. Ist das Oel nicht wohl rein, so wird immer dessen Schmutz, ja selbst dessen geblichte Farbe vorschlagen, und aus den

Händen unerfahrner, unachtsamer, übereilender Kupferdrucker erhält man nur schlechte, oft sogar beschmutzte, nur halb ausgedruckte Blätter. Das kostbarste Stück verliert unter solchen Umständen beynahe alle seine Schönheit, und eine schwache, nicht gut befestigte Presse mit einer zu leichten, nicht wohl einpassenden, knarrenden Walze verderbt mehr als sie nützt. — Leider muß ich hier anmerken, daß unsere vaterländischen Künstler diesen so wichtigen Gegenstand der Kunst, das Drucken nämlich, einer zu geringen Achtung würdigen, und oft einer Magd, oder dem ungeschicktesten Kerl überlassen. — Die englischen Pressen sind zwar sehr theuer, aber ganz ausnehmend gut. Ihr vortrefflicher Cylinder verschafft noch fünfzig auch hundert gute Abdrücke, wenn selbe schon das Ansehen haben, unter den gemeinen Pressen matt werden zu wollen. — — Ich habe eben der Abdrücke mit mehrern Farben gedacht, darinn ist der oben so sehr angerühmte Cornelius Ploos ein unerreichbarer Meister, der von der gewöhnlichen Art mit Farben zu drucken völlig abgeht, und die Kenner fast begriffleer läßt, wie er damit zu Werke geht. Hier wäre zwar der Platz davon zu handeln. Allein ich bleibe schon einmal auf meinem Vorsatz, sie am Ende zu beschreiben, so wie ich von illu-

minirten Werken im 2ten Abschnitte zu handeln gedenke.

Auf gute Abdrücke haben die Sammler vor allem zu sehen. Die ersten und letzten sind nicht sonderlich schätzbar, doch allezeit noch ungleich schätzbarer die ersten. Einige Liebhaber suchen sogar mit Fleiß nicht ganz ohne Grund wegen der Schärfe und Kraft erste Abdrücke, die man deßwegen Probdrücke nennt, weil die Meister, bevor sie ihre Namen darunter setzen, sehen wollen, wie die Platte ausfällt. Wenn sonst Punkt auf Punkt, Strich auf Strich zween Abdrücke einander haarklein gleichen, und auf einem der Name, auf dem andern aber nicht steht, so darf man das Blatt ohne Namen fast allezeit für einen Probdruck annehmen. Man sehe aber wohl zu, daß man den Namen oder das Zeichen des Stechers selbst nicht mit des Erfinders oder Verlegers seinem vermenge. Die wenigsten Kupferstecher arbeiten nach eigener Erfindung, sondern nach andern Künstlern. Auf einem und eben dem Blatte sind oft 3, 4, 5, auch mehrere Namen oder Zeichen, der Name des Malers oder Erfinders, der Name des Stechers und des Verlegers, manchmal noch eines zweyten, auch dritten Verlegers, und dann auch

rige Geist, und wird oft besser hergestellt. Allein meist fallen die Platten in Stümperhände, die sie wahrhaft schänden, so daß ein blasser Druck noch zehnmal mehr werth ist, als eine so verhunzte Arbeit, die der Künstler, wenn er je aufleben könnte, nie wieder für die seinige erkennen und annehmen würde. — In Absicht auf die Anfangsbuchstaben der Künstler, die ihre Namen nicht ganz beyfügen, welche oft wunderlich angebracht oder verschlungen sind, noch mehr in Absicht auf andere Zeichen, die sie beysetzen, oder statt der Namen anbringen, lassen sich unmöglich allgemeine Regeln geben. Studium und Uebung müssen hier das meiste, wo nicht Alles thun. Indessen empfehle ich Jedermann das hierzu nothwendige Buch: **Joh. Fridr. Christens Anzeige und Auslegung der Monogrammatum, Leipzig bey Fritschens Wittwe. 1747.** So unvollständig es auch noch ist, und fast nicht anders seyn kann, dient es doch vortreflich, und ist am Rande jedes Monogramm oder Zeichen im Holzschnitt abgedruckt.

Wer Kupfer mit Verstand sammeln will, hat übrigens noch so manches in Acht zu nehmen, davon ich in gegenwärtigen wenigen Blättern nur im Vorbeygehen reden kann.

Das

Das Wichtigste außer dem bisher Gesagten ist, daß man nicht Originale mit Kopien verwechsle. Es hält aber sehr schwer in diesem Stücke sicher genug zu gehen. Die größten Kenner haben sich manchmal geirrt, und bey gut nachgestochenen Blättern ist es oft kaum möglich den Unterschied zu entdecken, zumal wenn man das Original nicht dagegen halten kann. Da ich im folgenden und dem dritten Abschnitte von den besten Blättern der besten Meister handeln werde, so sollen dabey Bemerkungen vorkommen, die diesen Punkt hier und da besser aufklären. Indessen ist eins von den wichtigsten Kennzeichen der Originalität der Name des Stechers. Nur sehr selten wagten es Kopisten durch Nachmachung von Zeichen und Namen das Publikum betrügen zu wollen. Der Name des Künstlers entscheidet also meistentheils, und die Kopisten setzen seltener ihren Namen unter die Kopie, oder sie zeigen zugleich, wenn sie's auch thun, den wahren Meister nebenbey an. Ein eben so gutes Kennzeichen ist die Verkehrung des Bildes. Was im Originale zur rechten Hand ist, das befindet sich in der Kopie gemeiniglich zur linken, außer wenn der Kopist sein Urbild nicht gerade zu, wie es vor ihm lag, sondern mit Fleiß verkehrt nachge-

sto-

stochen hat. Bisweilen arbeiteten zween Meister nach einem und eben demselben Gemälde, ohne daß einer des andern Stich gesehen, oder zu Rathe gezogen. In diesem Falle sind beyde Stiche Originale zu nennen. So haben Gerard Andran und Edelink den Besuch Alexanders bey der Mutter und Gemahlinn des Darius nach Karl le Brun vortreflich gestochen, jeder in seiner Manier, jeder nach dem Urbilde. Eben so haben Sompel und Suaneburg die Jünger in Emaus nach Rubens, jener frey radirt, dieser schön gestochen, ohne einander nachzuarbeiten, einer Menge anderer Beyspiele nicht zu gedenken, da ich nur die nächsten besten wählte.

Vor der wunderlichen Grille blos für den Namen eines Künstlers, oder die Seltenheit eines Blattes blinde Hochschätzung zu tragen, warne ich jeden vernünftigen Liebhaber. Nicht jeder Meister ist, weil von ihm schwer was zu bekommen, deßwegen groß, und nicht alle Arbeiten eines großen Meisters sind gut. Bern. Picart spottete darüber in seinen impostures innocentes. So both mir Jemand ein herrliches Gemälde von hohem Werthe an, wenn ich ihm nur eine Kollektion von etwa einem paar hundert Blättern lauter Zasinger, Martin Schön, H. S. Lautensack, Israel

van

van Mecheln, und ähnlicher alter Meister, deren Stiche (doch nicht alle) weiter nichts als eben das Alter für sich zur Empfehlung haben, verschaffen könnte. Welch einen Lärm hat man nicht mit Marco Antonio! — Und ich gäbe doch für einen schönen Rembrandt, Masson, William Pethers, u. s. w. ihrer bey 50, einige wenige seiner bessern Arbeiten ausgenommen. — Gewisse oft kleine Umstände machen manchmal ein Blatt selten. Der eben genannte Marc Anton Raymondi stach bekanntermassen die kleine Leidensgeschichte Christi vom Albr. Dürer nach, und in der That mit vieler Geschicklichkeit. Man hat Mühe, ohne wirkliche Zusammenhaltung, den Unterschied zu treffen. Er setzte auch Dürers Zeichen, und die Jahrzahlen bey. Endlich ward ihm dieser Betrug scharf verwiesen, und er angehalten, seinen Kopien ein unterscheidendes Merkmal aufzudrücken. Dieß that er mit einer Art von Stempel, womit er nur an den Namen des Dürers ein paar Striche, die ein A formiren, ansetzte. — Nun sind seine Paßionsblättchen sehr gesucht, nicht weil sie gute Kopien sind, sondern wegen dem Stempel, und man fragt nie nach den ungestempelten, die Niemand achtet.

Noch

Noch eine heilsame Warnung ertheile ich dem Sammler, und beschliesse dann diesen Abschnitt. — Man trachte nie, außer man kanns leicht haben, das ganze Werk, das ist, alle Stücke eines Meisters zu sammeln; denn manchmal machen selbe mehrere hundert, ja tausend aus, und neben dem, daß diese Art zu sammeln unendlich kostbar, und meist über das Vermögen eines Privaten ist, erhält man noch, eben wegen der Menge, einen Haufen mittelmäßiges, oft schlechtes Zeug. Wie kann man auf diese Weise eine Sammlung von allen großen Kupferstechern zur Vollständigkeit bringen, da die Anzahl von Kupferstichen sich bereits auf Millionen beläuft, und noch täglich vermehrt wird? Dieß ist also eine lächerliche Kaprize, und ich bedaure die, welche sich damit abgeben. Rembrandts alle Blätter belaufen sich allein schon auf 341. Beynahe die Helfte davon ist mittelmäßig, und einige sind unterm mittelmäßigen. Dem ungeachtet bezahlte Jemand eine sehr kleine Flucht in Aegypten, die ihm neben noch 5 andern Stücken fehlte, ungemein theuer, da doch gewiß dieses kleine Blättchen eines von Rembrandts allerschlechtesten ist, und ich selbes kaum für 6 Groschen nähme. Ein anders ist aber Blätter unge-

getrennt beysammen haben wollen, die unmittelbar zusammen gehören, wie Callots Uebel des Krieges, u. s. w.

Man sehe daher, daß man von den berühmtesten Meistern nur ihre besten Stücke bekomme, und so, und nicht anders gehe man im Sammeln zu Werke. So sammeln alle Kenner, so sammelt unser erlauchte Graf von Haimhausen.

II. Abschnitt.

Von den größten Meistern in jeder Art der Kupferstiche, und einigen ihrer besten Arbeiten.

Bisher habe ich mich meist mit dem Mechanismus der Kunst beschäftiget. Es ist nothwendig, daß ich die Liebhaber nun näher mit dem Innern und Wesentlichen bekannt mache. Man erwarte indessen ja nicht ein Verzeichniß aller Künstler und ihrer Arbeiten. Nur für die wichtigsten Werke der berühmtesten Meister in jeder Gattung ist dieser Abschnitt meiner Abhandlung bestimmt. — Ich beobachte die vorige Ordnung, und fange wieder bey den gestochenen Blättern an.

Unter

Unter den Franzosen, denen ich, wie billig, schon vorhin den ersten Platz in dieser Art eingeräumt, raget Anton Masson über alle hervor. Köremon in seinem 2ten Bande und der 7ten Abhandlung wiedmet der Beschreibung und Zergliederung der Jünger in Emaus von dessen Hand beynahe zween volle Bogen, darinn er, wie ihm Jedermann beypflichten muß, diese Arbeit über alle Arbeiten mit dem Grabstichel erhebet. — Ich selbst besaß ehedessen dieses kostbare Stück, und ich werde es im dritten Abschnitte umständlich, obgleich nicht so weitläuftig als Köremon, abschildern. — Dieser große Künstler übertraf alle Meister nach wie vor in kühner Führung des Grabeisens, mit dem er alles machte, was ihm beliebte. Er schraffirte kräftiger und dreister, als Golz, Paul du Pont, Johann Müller, und selbst als Mellan, und gleich auch wieder so zart, und verflossen, als Dürer oder Wierx, so daß er hier und da die Radiernadel überholte, und sich der schwarzen Kunst näherte. So verschiedene Manieren wußte er meist in einer einzigen Platte zusammen anzubringen, und im Ausdrucke der Haare ist ihm noch Niemand gleich gekommen, nur P. van Schuppen scheint ihn dießfalls nachgeahmt zu haben. Statt die

Hand

Hand nach den verschiedenen Krümmungen der Schraffirungen zu bewegen, wie andere zu thun pflegten, bewegte und drehte er die Platte, und konnte sich vollkommen auf seine Geschicklichkeit und die Festigkeit seiner Hand verlassen. In diesem Stücke folgen ihm viele neuere Stecher mit gutem Nutzen. — Außer dem G. Edelink, besonders in dessen Phil. de Champagne, kommen wenige seiner Kraft und zugleich Annehmlichkeit im Portraite bey, und in neuern Zeiten stehen ihm nur J. Georg Wille und dessen Schüler Jak. Schmutzer würdig zur Seite, jener wegen seiner so süßen und doch festen und verständigen Behandlung des Grabstichels, dieser aber wegen seiner ungemeinen Kühnheit in Variation der Schraffirung, dadurch er die verschiedenen Erhebungen, Vertiefungen, Büge und Lagen der Muskeln, und die Brüche und Falten der Gewänder mit der besten Wirkung ausdrückt, wie man z. B. an dem schönen Bildnisse des Don Emanuel Desvall sieht. Feigel ahmt Schmutzern ziemlich nach. — Massons beste Werke sind: die Jünger in Emaus nach Titian, davon ich besonders zu handeln versprochen, wobey ich auch des herrlichen Bildnisses des Maler Peter Dupuis nicht vergessen werde; ferner das Bildniß des Grafen von Harcourt, das man

gemeiniglich le Cadet a la Perle nennt; das Portrait des Herzogs von Albret, des Marschall Turenne; (ein lebensgroßes Brustbild) das des Karl Patin, welches Köremon ebenfalls umständlich beschreibt; so fort das des großen Colbert, des Kardin. Richelieu, der Dauphine Viktorie aus Baiern, endlich Massons eigenes Bildniß als königlich französischen Kupferstechers im 66ten Jahre von ihm selbst gemacht, und das Portrait eines gewissen Criminal-Lieutenants aus Lyon. Dieses letzte halten viele für das größte Meisterstück nach dem Blatte die Jünger in Emaus.

Nach Masson gehört unter den ältern französischen Kupferstechern der Vorrang unstreitig dem Gerard Edelink, der nur an der Freyheit und Manchfaltigkeit der Behandlung dem Masson nachstehen muß. — Welch ein vortrefliches Blatt ist nicht seine heilige Familie nach Raphael! Gleichwie Massons oftgenanntes Nachtmahl zu Emaus der beste Kupferstich in der Welt in Absicht auf die Kunst ist, so ist Edelinks heil. Familie der beste Kupferstich in Absicht auf die Wirkung. — Auf diese Art lassen sich die Widersprüche vergleichen, die in den Beschreibungen

und

und Kritiken von Köremon und Füeßlinn über diese 2 Blätter so sehr auffallen. — Edelink kopirte eins der schönsten Werke von Raphael, Masson ein Gemälde von Titian, das eben nicht das größte Meisterstück dieses sonst so großen Malers heißen darf; vielleicht stach er es deßwegen, weil alle Köpfe bis auf des Erlösers seine Portraite sind. — So weit also Raphael den Titian übertrift, (besonders bey so ungleicher Wahl der Güte von den Stücken dieser beyden Meister) eben so weit und nicht weiter übertrift Edelinks heil. Familie das Emaus des Masson, und Orestrio hat Recht, (Köremon und Orestrio ist immer eine und eben die Person nämlich Franz Christoph von Scheyb) wenn er im 2ten Theile von den 3 Künsten der Zeichnung S. 144. sagt, „wenn Masson die Familia „sacra, Edelink aber Emaus gestochen hätte, „würde man im Edelink einen großen Ab„stand, den Masson aber in seiner Vortref„lichkeit finden.“ — — Uebrigens werde ich auch diese schöne heil. Familie im 3. Abschnitte zergliedern. — — Edelink hat viel, und fast alles vortreflich gearbeitet. — Nach seiner heil. Familie kömmt sogleich das schöne, aber sehr große Blatt das Kruzifix mit den Engeln nach Karl

le Brun; ferner nach eben demselben der schon im vorigen Abschnitte angezeigte Besuch Alexanders bey der Mutter des Darius, und die büßende Magdalena, welche Wolfgang in Augsburg sehr gut nachgestochen. — Auch hat man vom Edelink 3 große Thesen, und eine Menge sehr schöner Portraite, darunter das vom Maler Phil. de Champagne das herrlichste ist, welches er selbst für den Triumph seines Grabstichels ansah. — Noch sind 3 Künstler dieses Namens bekannt, Johann, Ludwig, und Nikolaus Edelink. — Nikolaus war Gerards Sohn; er ahmte die Manier seines Vaters nach, aber dessen Freyheit erreichte er nicht. Sein Stich zeugt von mühesamer Aengstlichkeit, (ein Schicksal fast aller Nachahmer) und die Haltung fehlt ziemlich. Indessen hat man doch von ihm unter andern eine sehr hübsche Madonna mit dem schlafenden göttlichen Kinde nach Corregio. Dieser Nikolaus Edelink arbeitete meist in Rom und Venedig.

Die Audran machen, so zusagen, eine eigene Kupferstecherschule aus. So viel ihrer gewesen, waren sie alle wackere Maler oder Kupferstecher, und letzteres zwar die meisten. Unter ihnen zeichnet sich Gerard Audran vorzüglich aus. Er über-

übersieht die andern, wie die Zeder den umherstehenden Wald. Sein Meisterwerk sind die Thaten Alexanders nach Karl le Brun, und unter diesen ist wieder das beste der bekannte Besuch bey der Mutter und Gemahlinn des Darius, welcher eine der schönsten Kompositionen des le Brun ist, voll Zärtlichkeit, Geist und Ausdruck, ganz eines Raphael würdig. — Johann Audran, der bey seinem Oheime dem obigen Gerard gelernt, ward auch sehr berühmt. Er gab die angezogenen Thaten Alexanders im Kleinen heraus, und sie sind wirklich schön. Nur mangelt ihnen der freye Schwung, und Gerards Feuer, das sich auch im Kleinen nicht wohl nachahmen ließ. — Noch sind Benedikt und Ludwig wohl zu bemerken, davon besonders der erste sich ziemlichen Ruhm erwarb. — — Bey dieser Gelegenheit kann ich unmöglich ein Bild unerwähnt lassen, das mir meine Phantasie allzeit wieder frisch vorhält, so oft der Name le Brun über meine Lippen rollt. Eine flüchtige Zeichnung dieses großen Malers ist es, die Audran einer der seltenen Kupferstecher, der wie Jakob Frey, jederzeit den Geist und Genieblitz seines Originals getreu und ungewäßert auf seine Platte hinüberträgt, eben so flüchtig nachgearbeitet. Dieses Blatt besitzt mein Freund Herr Hofkammerrath Dorner, und

es stellt den Untergang des ägyptischen Heeres im rothen Meere vor. Nirgend habe ich noch diesen so oft bearbeiteten Gegenstand so erhaben, so feuervoll, so der fürchterlichen Größe des göttlichen Wunders angemessen vorgestellt gesehen. Statt aller Beschreibung lese man in der Note eine Poesie, die die Frucht einer Stunde war; die ich hingerissen von Begeisterung beym ersten Anblicke entworfen, und schon im Jahre 1771 eben meinem obigen Freunde zugeschrieben, aber noch nie in den Druck gegeben habe. *)

Die

*) **Danklied Mosis nach dem Untergange der Aegypter, auf Veranlassung einer Zeichnung von le Brun.**

Dank Israel dem Herrn der Heere!
Er unsre Hoffnung stund dir bey.
Die Wellen in dem rothen Meere
Verkündigen, wie groß er sey;
Liebreich für die, die zu ihm flehen,
Erschrecklich denen, die ihn schmähen.
Vom Aufgang bis zum Niedergang
Singt alle Völker Lobgesang!

Das Wasser stund, dich zu bewahren,
Von ihm zu Felsen aufgethürmt;

Das

Die Menge guter französischer Kupferstecher älterer und neuerer Zeiten ist zu groß, als daß man

Das Wasser fiel, und deckt' die Schaaren
Des Feinds, der ihn in dir bestürmt,
Ihn deinen Schild, der heilt und tödtet,
In Abgrund stürzt, vom Abgrund rettet.
Sing', singe jegliches Geschlecht,
Der Herr ist gütig und gerecht!

Er nahte sich, der freche Spötter,
Und flog in die zertheilte Fluth.
Wo ist, rief er, der Gott der Götter,
Der sonst die großen Wunder thut?
Wo ist er? — Eine Donnerstimme
Antwortet' ihm in hohem Grimme:
Hier ist er, zittre! — — Sturm und Nacht
Brach ein auf seine Kriegesmacht.

Vom Himmel kam umzielt mit Blitzen
Der Ewige ein starker Held:
Entschlossen seinen Bund zu schützen
Schalt er; da zitterte die Welt.
Sein Wort eilt' auf der Winde Flügeln,
Die Berg' verkündigten's den Hügeln,
Die Wasser hörten's. — Tief im Meer
Lag Pferd, und Mannschaft und Gewehr.

Nur schwamm der Lästrer auf den Trümmern
Von seinem Kriegsheer noch empor.
Er sah des Volkes Lager schimmern,
Das er erst zu vertilgen schwor.
Beschämt wandt er die wilden Blicke
Auf die empörte Fluth zurücke,
Und sträubte sich, wie bey dem Herd
Ein Schlachtthier vor des Würgers Schwert.

Um

man von allen umständlicher handeln könnte. Die ältern lernt man indessen am besten aus dem zahlreichen und großen Werke des Crozatischen Kabinets erkennen, worinn ihrer viele nach den Zeichnungen und Gemälden der berühmtesten meist italiänischen Maler fast lauter prächtige Stiche geliefert haben. Nicht weniger lernt man sie kennen aus dem schönen Werke: Tableaux du Cabinet du Roy, a Paris, de l'imprimerie royale, 1679. — Die größten französischen Meister haben darein wahre Schätze ihrer Kunst getragen, und man braucht nur die Namen Edelink

---

Umsonst! der Herr geboth den Wogen;
Sie schlangen Alles in sich ein.
Nicht einer ward dem Sturm entzogen,
Ein Bothe dieses Greuls zu seyn.
Und dich, o Israel! bedeckte
Der Arm, der Tausende erlegte,
Der Arm, vor dem Nichts kann bestehn,
Der Arm des Allgewaltigen.

Dank Israel, dem Herrn der Heere!
Er, unsre Hoffnung, stund dir bey.
Die Wellen in dem rothen Meere
Verkündigen, wie groß er sey;
Liebreich für die, die zu ihm flehen,
Erschrecklich denen, die ihn schmähen.
Vom Aufgang bis zum Niedergang
Singt alle Völker Lobgesang!

link a), Masson, Ger. Audran, Steph. Picart genannt der Römer, Aeg. Rousselet, und G. Chasteau zu hören, um zu wissen, was man davon zu erwarten berechtigt ist. — Diese eben genannten Künstler arbeiteten hierinn nach nichts geringerm als nach Werken von Raphael, Titian, Corregio, Guido Reni, Dominichino, Ann. Carracci, van Dyk, Nik. Poussin, und Mos. Valentin. Genug, wenn man sagt, daß in diesem Werke Edelinks schöne heilige Familie, und Massons Emaus sich befindet.

Nantueil, Drevet, Cherau, Poilly, Nik. Dorigny, nicht eben so sehr Michael, die beyden Landri, Bazin, Basan zugleich der Verfasser des bekannten Diktionairs, Simoneau, Cochin und de l'Armessin, verdienen noch hoch angerühmt zu werden, besonders der erste wegen seines vortreflich weichen und markichten Ausdrucks der Köpfe; denn er schmelzte mit seinem Grabstichel wie mit einem Pinsel, und sezte seine zarten länglichten Punkte bis zum höchsten Lichte, ohne die nöthigen Mitteltinten aus dem Auge zu verlieren. Seine Haare sind aber schon etwas

 gezwun-

a) Edelink gebohren zu Antwerpen gehört freylich eigentlich nicht hieher. Allein er lebte, arbeitete, und starb in Paris.

gezwungen, und z. Th. steif. Einer seiner besten Köpfe, darinn alle diese Vorzüge vereinigt sind, ist Aegidius Menagius, in kleinem Formate.

Claudius Mellan hatte unter allen diesen Künstlern eine ganz besondere Manier. Er arbeitete mit einer kühnen starken aber einfachen Schraffirung meist ohne Kreuzstriche und Querlinien. Oft setzte er seinen Grabstichel am nächsten besten Orte an, und stach immer in gleicher Runde fort, so daß er mit einer einzigen hier und da geschlängelten Spirallinie sein ganzes Bild vollendete. Von dieser Gattung ist sein vornehmstes Blatt das famöse Schweißtuch; die Spirallinie fängt hier an der Nasenspitze an, und läuft durchaus ohne Absatz fort, und schließt in sich sogar den Hintergrund mit ein. Dem ungeachtet thut es seine gute Wirkung, besonders in einer gewissen Ferne; denn in der Nähe kann mans nicht betrachten, ohne daß einem die Augen vergehen. Die Haltung leidet bey solchen Werken aber allzeit in etwas. — In dieser wunderlichen Manier hatte er in diesem und dem vorigen Jahrhunderte verschiedene Nachahmer, darunter Steph. Baudet, Thourneiser, und Spierre bekannt sind. Selbst Masson arbeitete in seinem

nem Emaus einen Kopf nach dieser Art, wie wir hören werden, und Pitteri nebst einigen aus seiner Schule hatte sich auch vermuthlich den Mellan zum Muster gewählet, wiewohl er in etwas davon abweicht, lauter Parallellinien meist senkrecht ziehet, und daran, wo Schatten und Kraft es erfodern, entweder Punkte ansetzt, oder die Linien selbst stärker hält.

In unsern Zeiten ist Frankreich noch eben so reich an großen Kupferstechern. Tardieu, Bern. Picart, Desrochers, Surigue, Chevillet, Cars, Thomassin, Desplaces, Karl Dupuis, l'Epicie, le Bas, Subleyras, Daulle, Aliamet, Flipart, Beauvarlet, Fiquet, Gravelot, und vornehmlich Balechou sind lauter berühmte Namen. — Und wer kennt nicht den großen Deutschen, unsern Johann Georg Wille, der in Paris lebt und arbeitet? — Er glänzt unter den französischen und deutschen Kupferstechern dieser Zeiten velut inter ignes luna minores. — Wie oft schon haben große Deutsche den sinkenden Ruhm des Auslandes aufrecht erhalten, oder denselben, wenn er auch gleich auf guten Wegen war, mit einemmale zur höchsten Stufe erhoben! Eben unser hessische Wille hat

hat dem stolzen Italien gezeigt b), wer Albrecht Dürer war; in wie vielerley Betracht er den grossen Geistern jenseits der Alpen an die Seite zu setzen sey, und wie sehr er sie vielleicht alle übertroffen haben würde, wenn er so mitten im Besitz der Kunstreichthümer des Alterthums gewesen wäre wie jene. — — Doch hievon ein andermal. Genug, daß Raphael und Bonaroti die Verdienste Dürers kannten und schätzten; daß die größtentheils länge schon erloschenen flamändischen Schulen seit geraumer Zeit gleichsam nach Deutschland c) verpflanzt zu seyn scheinen; daß Wille für

b) Sieh dessen Schreiben an Herrn Füeßlinn in Zürch.

c) Dietrich in Dresden, er allein eine ganze Künstlerakademie, wie viel herrliche Meisterstücke in niederländischem besonders poelemburgischen Geschmacke hat er geliefert; wie viele gute Künstler, besonders einen Wagner und eine Wagnerinn, gezogen! — Von einem sichern Dorfmeister, wie mir ihn der Eigenthümer nannte, einem sehr jung verstorbenen Maler in Wien sah ich zwo vortreflich staffirte Landschäftchen mit vielen Figuren, die völlig Teniern gleich kamen, mit dem Unterschiede, daß diese Figuren noch besser gezeichnet, und nicht so eintönig waren, wie Teniers seine. — Unser Herr Dorner, welch ein Meister in niederländischem Geschmacke ist er, wie vorzüglich geschickt in Nachtstücken in Schalkens Manier; wie sehr hat er sich Berchems glühende Lüfte, schöne Vorgründe, und zarten Duft, den je-

ner

für Frankreich, nach dessen längst verwesten Massons, Nantueils, Drevets etc. jetzt das ist, was demselben schon der niederländische Edelink vormals war; daß der ewig unsterbliche Raphael Anton Mengs den Geist der Corregio's und Raphaele, davon in Rom und ganz Italien kaum einzelne Spuren mehr existirten, wieder aus ihren Grüften, wie Prometheus das Feuer vom Olymp, holete, und auf seiner Leinwand zur allgemeinen Bewunderung lebendig und hellglänzend darstellte. — Und wie wenn man auch noch von einem Guibal und Maron dessen Schülern redete? Den erstern preißt Schubart mit Recht in hohem Dichterschwunge an. — — Doch ich komme von meiner Abweichung zurück, und wende mich wieder zu unserm Wille.

Unter

ner über seine Fernungen hinschmelzt, in seinen prächtigen Landschaften eigen gemacht! Seine Kabinetgemälde, und die eines gewissen Mettenlänters, der eine zeitlang bey ihm arbeitete, werden weit umher und selbst in Niederlanden gesucht und gut bezahlt. — Was wäre nicht noch Alles von meinem Landsmanne dem berühmten Schinnagel einem Landschaftmaler; ferner von einem Janneck, Plager, Orient, Ferg, Brand, Oeser, Seekaz, Wunder, Schüz, Brinckmann, Robell, unserm Joh. Wink, einem Früchte- und Blumenmaler in Huysums Geschmack und vielen andern zu sagen, die alle in niederländischer Art zu malen theils sich erst vor Kurzem hervorgethan, theils noch wirklich hervorthun.

Unter den vielen reizenden Stichen, die diesen grossen Künstler verewigen, nennt man billig zuerst die Bildnisse des Grafen von Florentin, und Marquis von Marigni, die wirklich schon jetzt in sehr hohen Preisen bezahlt werden. Diesen folgen le Musiciens ambulans nach Dietrich, und Instruction paternelle nach Terburg. Nach Mieris arbeitete Herr Wille mit besonderm Glücke, welches kein Wunder ist, da Mieris schmelzvolle markichte Malerey so sehr mit dem willischen Grabstichel sympathisiret. Nicht weniger glücklich war er in Stücken nach Gerard Douw. Die Bibliothek der schönen Wissenschaften, welche seine besten Werke, wie sie von Zeit zu Zeit in Paris öffentlich zur Schau ausgestellt wurden, recensirt hat, darf man hierüber nur nachlesen. Nach diesen lieferte er besonders la Tricoteuse hollandoise, la deuideuse Mere, la Liseuse. — Ich übergehe eine Menge anderer schöner Blätter, z. E. Portraite; denn mittelmässiges kömmt eigentlich nichts von seiner Hand, und selbst seine erstern Arbeiten zeigen ihn schon von einer sehr sehr vortheilhaften Seite, wie z. B. die Bildnisse unsers durchleuchtigsten Landesherrn und Kurfürsten Karl Theodor nebst Höchstdero durchleuchtigsten Frau Gemah-

linn nach dem berühmten Portraitisten Ziesenis in kleinem Formate, und rund.

Ehe ich den Artikel von den französischen Kupferstechern ganz aus den Augen lasse, muß ich noch eines seltenen Meisters vom vorigen Jahrhunderte gedenken, der deßwegen vorzüglich merkwürdig ist, weil er nie nach andern gestochen, (einige wenige Portraite ausgenommen) sondern alle seine Blätter zugleich auch seine eigene Erfindung sind. Vielmehr haben ihm andere nachgestochen. — Dieser ist **Gregorius Huret** von Lyon. Seine Schraffirungen sind voll Verstand, und abgewechselt, wie es die Gegenstände foderten. Sie sind kurz, flach, tief, lang, rund, je nachdem sie eine Wirkung thun müssen. Lieblichkeit oder Kraft, Glanz oder Mattigkeit gab er seinen Bildern, so weit jede dieser Eigenschaften zur Vollkommenheit des Ganzen beytrug, die er nirgend aus dem Gesichte verlor. — Unter seinen Werken ist das wichtigste die Leidensgeschichte des göttlichen Erlösers in 33 Folioblättern, welche unsers erlauchten Herrn Grafen **Max von Preysing Excellenz** in Dero Kapelle des herrschaftlichen Schlosses **Wildenwart** besitzen. Hier habe ich sie das erst- und einzigemal gesehen, und bewundert.

Ich komme auf die Kupferstecher außer Frankreich. — Hier und forthin binde ich mich aber nicht mehr so strenge an die Ordnung der Nationalen, eher noch an die der Schulen; denn wo würde ich sonst hinkommen? Statt einer Abhandlung müßte ich ein Buch liefern. — Die Niederländer und die Deutschen haben herrliche und viele Werke in ältern und neuern Zeiten geliefert. Die Engelländer und Italiäner aber sehr wenige. Von den Spaniern weis man beynahe nichts, wenigst kam nichts zu uns, welches einen sichern Beweis von der geringern Güte ihrer meisten Arbeiten abgiebt. Nur Manuel Salvador Carmona, in Paris unter dem Kupferstecher Dupuis zum grossen Künstler gebildet, erwarb sich sogar einen Platz in dasiger Künstlerakademie, und stach vortrefliche Portraite z. Th. nach van Dyk, sowohl in Frankreich selbst, als auch in Madrid, wohin er im Jahre 1760 zurück gieng. Für sein bestes Stück hält man ein allegorisches Bild auf Karl III König in Spanien nach Solimena. — Diesem kann man, ob er gleich als ein Etzer eben nicht eigentlich hieher gehört, einen Portugiesen Rodriguez Stoop, (nach andern Peter) der vortrefliche Pferde radirte, beyfügen.

Unter

Unter den ältesten niederländischen Kupferstechern zeichnet sich L. Leyden aus, den ich aber nach Albrecht Dürern wegen der Aehnlichkeit der Manier anführen werde. — Heinrich Golz folgte nicht gar lange hernach, und bald die Lieblichkeit, bald die ungemeine Stärke und Freyheit seines Stichels geben ihm einen hohen Rang unter den Künstlern. Er arbeitete viel nach Sprangern, dessen zu übertrieben manirte Art der Zeichnung, vielmehr Verzeichnung, die er oft nachahmte, möchte fast seinen Ruhm in etwas verdunkeln. Doch er behielt sie nicht immer bey, und in seiner schönen kleinen Paßion findet sie sich nicht, eben so wenig in seinem vortrefflichen Blatte, das einen muntern Jungen vorstellt, wie er sich über einen großen Hund schwingt, und auf der einen Hand einen Falken hält. Dieses Blatt, sonst glattweg der Bub mit dem großen Hunde genannt, ist eins von Golzens gesuchtesten Stücken, eben so ein unausgemachtes Bild eine heilige Familie vorstellend. Dieses ist das herrlichste, was mir jemal von ihm zu Gesichte gekommen. Die Köpfe und auch ein Theil der Hände, Gewänder, u. s. w. sind ganz und so ausgeführt, daß wenige Kupferstiche diesen übertreffen. Von allem Uebrigen sind blos einige Umrisse

risse vorhanden. Man will wissen, dieß sey des Golzius lezte Arbeit gewesen, dazwischen er gestorben. — In seine Fußstapfen traten eine Menge Künstler, die wir gleich kennen lernen sollen, so bald ich zuerst unsern Albrecht Dürer genannt haben werde.

Da weder die Holzschneidekunst, noch die Kupferstecherey vor Albrecht Dürern viel besonders geliefert hatte, so erhob sie beyde dieser ausserordentliche Mann mit einemmale zu einem hohen Grade der Vollkommenheit. — Man kann nichts kühners sehen, als sein Schweißtuch unter den Holzschnitten, so wie seine grosse Paßionsgeschichte in eben der Art, wenn man nicht etwa einige Landschaften von Titians Hand selbst ausnehmen will, wie nicht weniger schöne Skellete, im Ganzen, und in einzelnen Parthien zu des Vesalius anatomischen Werke, das eben jezt wieder mit den gleichen sauber nachgearbeiteten Holzschnitten neu aufgelegt wird. Diese anatomischen Tafeln werden auch dem Titian mit vielem Rechte zugeschrieben. — Dürer nun gleich stark im Holzschneiden, wie im Kupferstechen hat besonders in lezterer Kunst Meisterstücke geliefert. Den Triumph seines Grabstichels mag man billig einen heiligen

Hie-

Hieronymus in einem Zimmer nennen, wenn Reinigkeit des Grabeisens, unbegreiflicher Fleiß, (dieser ist in Adam und Eva noch verwunderlicher) und Feinheit und Zierlichkeit die wichtigsten Eigenschaften dieser Kunst sind. Allein Freyheit, Haltung, Kraft und Nachdruck werden sehr oft in seinen Werken vermißt. Dürer stach mehr, als er malte, und seine Hölle vom Jahre 1713; sein Adam und Eva, von Hieronymus Wierx prächtig nachgestochen; (man würde die Kopie sicher allzeit mit dem Originale verwechseln können, wäre Wierx nicht so ehrlich gewesen neben Dürers auch seinen Namen beyzusetzen) ferner sein heiliger Hieronymus, dessen ich vorhin gedacht habe; sein Erasmus; dann die Melancholie, eine ausnehmend gute Erfindung, die von Dürers dichterischem Talente zeugt, der heilige Hubertus; die größere Pandora; das sogenannte weisse Pferd; eine Geburt Christi mit viel gothischer Architektur und gar kleinen Figürchen; endlich die kleine Passions-Geschichte eine Folge von vielen Blättchen. Diese sinds, welche Marc Anton nachgestochen, und darüber ihn Dürer verklagt hatte, wie wir schon im ersten Abschnitte vernommen. Ueberhaupt sind wenige Meister, denen so viel nachgestochen worden, als

Dürer, und von diesen Nachstichen hat man sich in Absicht auf die Originalität mehr in Acht zu nehmen, als vor andern, weil ein Werk, dessen Hauptcharakter der mühesamste Fleiß ist, doch immer leichter nachgearbeitet wird, als eines, worinn Kühnheit und freye Größe herrscht. — In Dürers Holzschnitten findet sich schon mehrere Dreistigkeit, und diese, wie überhaupt seine sämmtlichen Werke, wählte sich der große Maler Tiepolo so sehr zu seinem Studium, daß er sich selbst öfters rühmte, ihn in vielen Stücken nachgeahmt zu haben, und ihm einen grossen Theil seiner Geschicklichkeit schuldig zu seyn.

Die herrliche Morgenröthe der Kupferstecherkunst, sobald sie durch Dürern aufgegangen war, erweckte allenthalben die Künstlerwelt aus dem Schlafe. Lukas Leyden, davon schon vorher Meldung geschehen, war Dürers Zeitgenosse Freund und Nebenbuhler in der Kunst. Ihre Manieren gleichen sich sehr stark, nur daß Dürer richtiger zeichnete; dafür übertraf ihn aber Leyden an Haltung und Uebereinstimmung, und er war der erste, welcher auf den Einfall gerieth, die Tinten nach dem Maaße der Entfernung der Gegenstände zu schwächen, welches allerdings eine

wich=

wichtige Periode in der Geschichte der Kunst ist. Unter Leydens beste Arbeiten gehören der sogenannte Spiegel, die große Hagar, und 4 andere Blätter aus der Geschichte des neuen Testaments.

Außer Leyden thaten sich Georg Pens, Heinrich Aldegraf, Hanns Sebald Beham oder Böhm, und Bartholomäus und Johann dessen Brüder, denen man allenfalls auch noch den Albrecht Altdorfer beygesellen mag, ziemlich hervor. Man pflegt diese deutschen Kupferstecher gemeiniglich die kleinen Meister zu nennen, weil sie fast lauter gar kleine aber in ihrer Art sehr schätzbare Blättchen herausgegeben haben.

Ich komme nochmal auf den niederländischen Heinrich Golz zurück. Auch er war einer von denen, die die Welt durch Nachahmung einer fremden Manier zu täuschen suchten. Seine Absicht mag dabey eine andere gewesen seyn, als des Bernard Picart, (in der englischen Abhandlung von Kupferstichen immer mit Stephan Picart vermengt gelassen) der bey der Herausgabe seiner Impostures innocentes, worinn er Rembrandts, und vieler anderer Manieren treflich

nachgekünstelt, diejenigen spotten wollte, die eine blinde Anbethung für gewisse Namen hegen. — Golz also machte es in diesem Stücke wie Picart, und stach Blätter im Geschmacke von Dürern, und Luk. van Leyden mit Beysetzung ihrer Zeichen. Diese sind eine Beschneidung in Folio, und ein Vesperbild. — — Uebrigens erweckte Golzens freye Hand bald viele Nachahmer. — Sein Zeitgenosse Abraham Bloemaert hatte eine gleiche freye Manier, aber auch fast gleiche Fehler in den gezwungenen gesuchten unnatürlichen Wendungen. Er war indessen ein viel grösserer Maler und Zeichner als Golz, und seine Figuren sind angenehm, und voll Grazie. — Er malte und zeichnete mehr, da Golz mehr stach. Indessen wunderts mich, daß ihn Füeßlinns raisonnirendes Verzeichniß blos als einen Radirer von 3 Blättern aufführt, da er doch mehreres gearbeitet. — In Golzens und Bloemaerts Manier arbeiteten die beyden Matham, Saenedam, einigermassen auch Crispin de Paas, Johann und Harmann oder Hermann Müller, ja die Sadeler fast alle, besonders Aegydius. Alle diese Stecher arbeiteten viel nach Sprangern, und eben deßwegen hängt ihnen allen dessen

Kün-

Künsteley stark an. — Unter ihnen aber ist Johann Müller derjenige, der selbst den Golzius an Kühnheit und Festigkeit übertraf. Von ihm hat man prächtige Blätter, besonders eine Taufe des heiligen Johannes, und die heiligen 3 Könige.

Noch ist um dieselben Zeiten Cornelius Cort berühmt geworden. Er kam zeitig nach Italien, von da er auch nie wieder zurück gieng. Sein guter Geschmack, und die Richtigkeit seiner Zeichnung gefiel dem Augustin Caracci, der selbst vortrefliche Werke herausgab, so wohl, daß er, gleich andern Kennern nach ihm, dieses Meisters Manier für das beste Studium hielt, sich in der Kunst vollkommen zu machen. Unter seine besten Stücke gehören die Verklärung Christi nach Raphael, und Prometheus mit dem Geyer nach Titian.

Eine Reihe von großen Kupferstechern bildete sich nach den Gemälden des Fürsten der niederländischen Maler Peter Paul Rubens. — Wer kennt nicht die Bolswerts, Vorstermanns, Pontius, Peter de Jode, Jak. Neefs, Wilh.

Hondius, Galle, Marinus, Rückemanns? Alle diese, und viele andere arbeiteten meistentheils nach ihm und seiner Schule. Die ersten 7 von denselben nebst dem jüngern Vorstermann, Johann Meyssens, Rob. van Voerst, Adrian Lommelin, Wilh. Jak. Delphius, Peter Clouet, Andr. Stock, und Nik. Lauwers brachten das herrliche Werk zu Stande, welches van Dyk herausgab, und das lauter Bildnisse der berühmtesten Leute und Künstler dasiger Zeiten von seiner Hand enthält. Van Dyk selbst hat mehrere Köpfe dazu radirt, und unter andern seinen eigenen auf dem Titelblatte, davon das übrige Jak. Neefs mit dem Grabstichel vollendete.— Neben van Dyk haben darinn besonders beyde Vorstermann, Paul Pontius, und Scheldus Bolswert (nicht Boetius, der nicht daran gearbeitet) die größten Proben ihrer Geschicklichkeit abgelegt. — Vorstermann der ältere, Scheldus Bolswert, und Paul de Pont wetteifern gleichsam um den Siegeskranz in der Kunst. Doch werden Kenner selben jedesmal dem Vorstermann aufsetzen, und ein zweytes Kränzlein dem Bolswert reichen; da diese beyden Meister ihr Urbild den grossen Rubens jeder in seiner

Art

Art ganz erreicht haben. Ihre Manieren sind nicht sehr verschieden. Aber mehr Gefälligkeit besitzt Vorstermann, dagegen Bolswert mehr Feuer und Kühnheit. Pontius holt sie oft beyde ein, und überholt sie manchmal sogar. — Bolswert wußte wie Vorstermann die verschiedenen Massen der Farben begreiflich zu machen, und bisweilen herrschte in seinem Stichel die der Radirnadel sonst so eigene malerische Unordnung. Die ungemeinen Wirkungen, die Rubens Gemälde thun, thun sie auch in dieser beyder Kupferstecher Arbeiten. Vorstermann besaß indessen, wie schon gesagt, mehr Zärtlichkeit und Schmelze als Bolswert und Pontius; besonders ist er in Unterscheidung der Stoffe ein unnachahmlicher Meister. Pontius hingegen zeichnete sich durch seinen kunstvollen Ausdruck der Harmonie der Gemälde, und den Zauber des Helldunkels, den er auf seine Platten übertrug, in gewisser Maaß vor jenen aus. — Eigentlich möchte man bald wieder anstehen, wem der Siegeskranz gebühre. Doch er bleibt dem Vorstermann, denn die beyden andern haben gleichwohl keinen Engelsturz geliefert. — Wiewohl dieser kleinere Engelsturz (Ragot ein französischer Kupferstecher kopirte ihn, wie ohngefähr noch 39 Blätter nach Rubens, mit ausnehmender Fertigkeit) muß dem

größern, den Seyderhoef herrlich radirte, soweit nachstehen, als die Erfindung und Zusammensetzung diesem letztern großen Engelsturze nachgeht, der ein Wunder der Kunst ist, darinn sich Rubens selbst übertroffen, und davon ich mirs vorbehalte eine eigene Beschreibung im 3ten Abschnitte zu geben. — Pontius endlich der Schüler Vorstermanns muß doch seinem Lehrer und dessen Nebenbuhler weichen, um so mehr, als man behauptet, daß Rubens selbst öfters jener ihre Arbeiten halb angelegt, oder die Platten hernach übergangen hätte, welcher Umstand nothwendig ihren Werken einen größern Vorschub verschaffen mußte. — Uebrigens hat man außer obigem kleinern Engelsturze und einer Menge schöner Stücke vom Vorstermann noch besonders einen Hiob vom Teufel und seinem Weibe geplagt, welcher ein herrliches Bild ist. Vom Scheldus Bolswert sind neben vielen Werken seine Landschaften nach Rubens das verwunderlichste und schätzbarste. So wenig sonst der Grabstichel für die Landschaften geschaffen scheint, wenn man ihn nicht so zart als van Velde und andere zu führen weis: so thut er doch hier nach Rubens mit all seiner Freyheit und Stärke die beste Wirkung. Bolswert gräbt seine Landschaft

sehr

sehr tief, und dennoch erscheint die rubensische Luft, dessen flüchtiger, angenehm verwirrter, verständiger Baumschlag, seine Staffage, kurz, Alles in der diesem Maler eigenen meisterhaften Grösse. Nirgend lebt und webt sein Geist so frey in Kupferstichen, als in diesen Landschaften, darunter die unter dem Titel: der **Wagen**, die gesuchteste ist. — Unter **Pontius** Arbeiten verdient den ersten Rang sein **herodianischer Kindermord** ein großes Blatt nach **Rubens**, davon das unschätzbare Original unsere hiesige Gallerie verherrlichet. — Mit welchen Empfindungen ich das erstemal vor diesem Gemälde gestanden, wie sehr die grauenvolle Scene auf mich gewirket, mögen meine Leser aus einigen Versen schliessen, die ich aus einem längern poetischen Sendschreiben anshebe, das ich dazumal vor zehn Jahren an einen Freund entworfen.

Mein Herz zerreißt der armen Mütter Ringen:
Ich sehe die in Tod und Schwerter ringen,
Hör' ihr Geschrey, seh' ihre Augen glühn,
Und tobend den Barbar bey seinen Haaren ziehn;
Die ganz Verzweiflungsvoll mit giftgen Zähnen
Des Würgers Arm zernagen, und in Thränen

Geba-

Gebadet eine Frau das blutbesprengte Tuch
Aufheben gegen Gott, und fodern Rach und Fluch.
Indeß' am Stein, der schriftlich an der Stirne
Das Schreckensurtheil trägt, manch rauchendes
Gehirne
Zerquetscht unmenschlich von dem Henker klebt,
Der eben seine Faust zu neuem Greul erhebt,
Da kläglich noch ein Kind nach seiner Mutter Armen
Die Händchen streckt, die voll von Wuth und von
Erbarmen
Hinsinkend, blaß, ohnmächtig, und beraubt
Den Donnern ruft auf des Tirannen Haupt.

Diese 3 grossen Kupferstecher arbeiteten übrigens nicht nach Rubens und van Dyk allein, sondern auch nach andern aber meist niederländischen Meistern, so wie sie auch nicht die einzigen waren, die nach Rubens glücklich stachen; denn Peter de Jode, Neefs, der jüngere Vorstermann, Boetius Bolswert, Clement de Jonghe, und andere kamen ihnen sehr oft bey. Was für ein verwunderlicher Meister ist nicht Heinrich Bary, der auch nach van Dyk, sonst aber meistens nach Mirevelt, Terburg, u. s. w. am besten aber nach Mieris gearbeitet, mit so gutem Erfolge, daß kein anderer Stecher die

Schmel-

Schmelze und den ganzen Charakter dieses Malers der Grazien sowohl erreichte, indem er mit dem Grabeisen mehr malte als stach. Seine Blätter sind sehr selten, wenig bekannt, und ausnehmend gesucht.

Welches weite Feld stünde noch offen, wenn ich alle Kupferstecher so ausführlich behandeln sollte? — Habe ich aber das versprochen? — Da wäre nun freylich noch keines Luk. Cranach, der unter den deutschen Malern so viele Vorzüge hat, und unter den Holzschneidern mit Ruhm aufzuführen ist, eben so wenig, als eines Hanns Burgmayr, und Virgilius Solis gedacht worden. — Hirschvogel, Felissen ein Künstler, dessen Namen ich noch nirgend gelesen, und doch ein ziemlich gutes Blatt von ihm gesehen; die Kiliane in Augsburg, und die Wolfgange, Heinzelmann, Audenaert, und Villamena beyde berühmt durch ihre Kreuzabnehmung; die Galle, Persyn, Geywouter, Blooteling bekannt als Stecher, Ezer und Schwarzkünstler; Nik. de Bruyn ein feiner Stecher aber ohne alle Haltung und Kenntniß von Licht und Schatten; Bonasone; der Engelländer Hogarth, ein wegen seiner Einfälle, Karikaturen, und Charakteristiken merkwürdiger

und

und schäzbarer Künstler; der vortreffliche Martin Rota; selbst noch einige Franzosen, als Mich. Dorigny, wohl zu unterscheiden vom Nikol. Dorigny, der die Verklärung Christi nach Raphael, welche Addison das beste Blatt in der Welt nennt, herausgegeben; ferner Charpantier, Maleuvre, Picon ein seltener Meister, dessen Stiche mehr radirt scheinen; dann noch manche andere, nämlich der Niederländer Vermeulen, der ungefähr in der Manier des Edelink sich rühmlichst hervorgethan; Johann Vischer, der vortreflich stach und ezte, Berghems Landschaften und Thiere in Kupfer brachte, und oft besser als Berghem selbst, der auch dergleichen herausgab; ferner Folkema, Wigaerde, van Gunst, Caukerken, Falk ein Polacke, Liotard ein Schweizer, einige Deutsche, nämlich die ältern Schmuzer, wohl vom Jakob zu unterscheiden, Preißler, Sysang, Weise, Schulze, Bernigeroth, Crusius, Meil, Geyser, (diese 3 stechen und ezen lieblich, am meisten der leztere) der mannheimische sehr geschickte Aegyd. Verhelst, und unser Amling d), und wie viele andere noch können auf diese Art keine ausführliche Anzeige erhalten.

Doch

d) Amling oder Ambling Karl Gustav ist im vorigen Jahrhunderte unser einziger Kupferstecher, der im Aus-

Doch ehe ich von den Stechern zu den Etzern übergehe, muß ich meine Leser noch mit 5 grossen Namen bekannt machen, davon ich bisher nicht wohl handeln konnte. Diese sind Cornelius Bloemaert Abrahams Sohn, der von der Manier seines Vaters und der golzischen Schule sich

Auslande berühmt geworden. Er war von Nürnberg, ward aber auf Kosten des baierischen Hofes in Paris unter Poilly ein guter Künstler. Einige Portraite von ihm, besonders das des Freyherrn von Schmied geheimen Kanzlers, sind noch besser als seine bekannte ottonische Geschichte. -- Einige der Sadeler haben auch in Baiern gelebt und viel gearbeitet, vornehmlich der jüngere Raphael, eben so auch etwa einer von den Wussims. -- -- Sonst wurden bey uns bekannt die beyden Wening, ein gewisser Curiger, Franz Schaur von Salzburg, Weiner, der vieles nach Schwarz, vorzüglich dessen Hochaltarblatt in der nunmehrigen hiesigen Garnisonspfarrkirche, radirte, (sein Zeichen eine Traube findet man in Christs Monogramm. S. 401.) sodann Mörl, Spätt, und Rösch. -- Franz Xav. Jungwirth that sich rühmlich hervor, doch lassen ihn jetzt Alter und Schwäche der Augen wenig mehr arbeiten. Wir haben aber noch einen Söckler, Weissenhahn, Zimmermann, die ich hier alle viere in alphabetischer Ordnung, um aller Kritik auszuweichen, hersetze. -- -- Ich war wohl anfangs Willens, einen eigenen Abschnitt den baierischen Meistern in dieser Kunst zu widmen. Die Kürze der Zeit hieß mich aber meinen Vorsatz ändern.

sich völlig entfernte, und in Rom zum grossen Künstler reifte; denn Houbraken und die vortreflichen Deutschen Jak. Frey, Georg Friderich Schmidt von Berlin, und Joh. Fridr. Bause, der in Leipzig lebt und arbeitet. — Ich bin so kurz als möglich, nicht als ob nicht von ihnen unendlich viel zu sagen wäre, sondern weil ich doch einmal diesen Gegenstand verlassen muß. — Cornel. Bloemaert, den ich eben deßwegen hieher gesparet habe, weil er von den meisten andern Niederländern in seiner Art zu stechen abgegangen, hatte die besondere Geschicklichkeit, die man auch am Frey anrühmt, seinen Grabstichel nach den Manieren der verschiedenen Maler einzurichten, deren Werke er kopirte. — Das manirte Wesen, das um selbe Zeiten herrschte, und womit Spranger so viele Künstler ansteckte, ist bey ihm nicht zu finden. Er zeichnete richtig, denn er bildete sich meist nach römischen Mustern, wie er denn in Rom lebte und starb. Licht und Schatten vertheilte er schön, doch nicht allemal, und vornehmlich finde ich die Lichter in einer sonst prächtigen Todten-Erweckung durch den heiligen Petrus nach Francisco Barbieri da Cento, zu zerstreut. Sonst ist Reinlichkeit, Anmuth, Genauigkeit und ein zärtlicher Geschmack

sein

sein eigenthümlicher Charakter, und seine beste Arbeit ist die **Erweckung des Lazarus**, die Cornelius nach seinem Vater Abraham, nicht aber Abraham Bloemaert gestochen, wie die englische Abhandlung höchst irrig angiebt, die dieß Blatt auf 5 Seiten recensiret. — **Arnold Houbraken** hat sich in der Welt durch seine Herausgabe der **Lebensbeschreibungen von den niederländischen Malern** e), die mit stattlichen Bildnissen und zum Theile andern Kupfern geziert sind, einen großen Ruf erworben. Er stach sehr schön, und radirte auch, wie man denn von ihm **ein Nachtmahl in Emaus** im Geschmacke **Rembrandts** hat, das eine artige Erfindung ist. — Aber sein Sohn Jakob übertraf ihn, und seine leichte nachläßige Führung des Grabstichels, sein Genie in sanfter, niedlicher, und doch so freyer Ausführung seiner Portraite erhebt ihn zu einem hohen Range, und er darf wenigen Kupferstechern nachgesetzt werden. Von seiner Hand sind die meisten Blätter in den genannten Lebensbeschreibungen. Sonst unter seinen übrigen

U Wer-

e) Sind 3 Theile unter dem Titel: De Groote Schouburgh der nederlantsche Konstschilders en Schilderessen. — In's Gravenhage, by J. Swart, C. Boucquet, en M. Gaillard, 1753.

werden wird Wilhelm VIII Landgraf von Hessen-Cassel als das vornehmste geschätzt. — Jakob Frey ein Schweizer zeichnete mit der grös-ten [illegible] mit [illegible], wie wir schon ge-[illegible] haben, die verschiedenen Behandlungsarten, Ausdrücke [illegible] der Originale, so gut [illegible]: [illegible] erscheint sein Stich kräf-[illegible] nach Erfoderniß [illegible] ausarbeitete. — Frey hat eigentlich nichts unregelmäßiges gemacht. Aber das [illegible] nicht, warum [illegible] Bilde: in Con-[illegible] ingeniorum [illegible] tibi, das den [illegible] Traum [illegible] vor einem [illegible] einen Engel [illegible] vor allen seinen [illegible]. Das Blatt [illegible] sehr schön, allein seine [illegible] die Bacchus und Ariad-[illegible] gefallen mir besser. Und [illegible] den Ausspruch der Künstler [illegible], wenn sie ein Stück von [illegible] übrigen vorsetzen? Der heilige Romuald nach Sacchi stünde sodann am ersten Platze. — So groß indessen seine Verdienste sind, muß er doch den ersten Lichtern der Kupfer-[illegible] nachstehen. — Ein Beweis dessen ist

Ede-

Edelinks heilige Familie nach Raphael. Frey stach sie Punkt auf Punkt, Strich auf Strich nach, und erreichte sein Muster so gut, daß man ohne der veränderten Namensunterschrift, (Frey war kein Betrüger) und ohne Zusammenhaltung getäuscht werden könnte. Aber die Gegeneinanderstellung hält die Kopie nicht aus. Ein andermal stach Frey eine gleiche Familie unter einem Baume nach Karl Maratti. Die Mutter Jesu hat Blumen im Schooße, und der göttliche Sohn hüpft freudig heran, und in ihren Schooß. Edelink hatte eben dasselbe Gemälde gestochen, so auch Frey, jeder aber nach seiner Art. Hier ist nun ein großer Abstand zwischen dem herrlichen edelinkischen und dem zwar auch schönen freyischen Kupferstiche. Man muß sie beyde sehen, um den Unterschied zu bemerken. —— Georg Friderich Schmidt in Berlin steht an der Seite eines jeden andern großen Meisters, vorzüglich in Rücksicht auf seine Portraite, mit vielem Rechte. Man darf ihn mit den würdigsten französischen Künstlern vergleichen. Sein Charakter ist männlicher Ausdruck und vortrefliche Haltung. Er ward, obschon ein Protestant, dennoch ein Mitglied der königl. Künstlerakademie zu Paris, und an verschiedene Höfe, sogar den russischen berief man ihn. — Schmidt

ezte auch, und zwar in Rembrandts Manier, die ihm sehr wohl glückte. — Endlich komme ich auf unsern noch lebenden Bause. — Ein Schüler des großen Wille sticht er ganz in seiner Manier, und ist das mitten unter uns, was Wille im Auslande ist, — die Ehre der deutschen Nation. Seine Portraite der würdigsten deutschen Gelehrten, und verschiedene andere theils Kabinetstücke theils Bildnisse (das des Herrn Winklers in Leipzig, vorgedruckt den historischen Erklärungen von dessen Gemäldesammlung, gefällt mir ausnehmend) geben ihm einen vorzüglichen Platz unter den heutigen berühmtesten Künstlern, und man sieht es seiner Arbeit an, wie sehr er bemüht ist, zur Höhe seines Lehrers täglich stärker empor zu glimmen.

Nun wäre ich mit den Kupferstechern so ziemlich am Ende, — Allein man ruft mir zu: wo bleibt denn Strange, wo Porporati? Die Antwort ist kurz. Beyder habe ich schon hier und da gedacht, und da ich von jedem ein Stück im 3ten Abschnitte ausführlich behandeln werde, so konnte ich sie hier ohne Nachtheil ihres Ruhms vorbeygehen. — Ich bin auch nicht mehr Willens von Holzschnitten ein Wort zu reden, sondern

wende mich gerade zu den Etzern und Schwarzkünstlern.

Parmigiano soll der Erfinder des Kupferetzens seyn. Einige geben ihn wohl gar auch als den Erfinder der Holzschnitte an. Gewiß ist, daß er einer der ersten Etzer war, und einige leichte Blätter in dieser Art herausgab. Sie sind aber sehr selten, eben wie seine Holzschnitte, die schön sind; denn sein Geschmack war rein, und durch das Studium nach Raphael und Bonaroti verfeinert. — — Ohne indessen einer chronologischen Ordnung zu folgen laßt uns lieber gleich zu demjenigen kommen, der die Radirnadel am meisterhaftesten geführt. Dieser ist der große Rembrandt. — Ich habe seiner schon so oft Erwähnung gethan, daß ich in Schilderung seiner Manier eben nicht mehr so weitläuftig seyn darf. — Als Maler und Etzer ist Rembrandts größtes Verdienst seine Austheilung von Schatten und Licht. Diese besteht meist in einem herrlichen Kontraste, welcher die unbegreiflichste Wirkung thut. Im Zeichnen war Rembrandt mittelmäßig, und Grazie und Kostume muß man bey ihm gar nie suchen. Seine Heiligen sind Bauern; seine Helden Karrikaturen, und seine Gewänder,

Verzierungen, u. s. w. grotesk, und nach den Moden seiner Zeit angebracht. Der heilige Joseph kniet im Tempel vor dem Priester Simeon und der Prophetinn Hanna, die über den neugebohrnen Heiland weissagten, wie ein moderner Holzhacker, eine Hirtentasche, oder großen Schließbeutel an der Seite, und der Theil des Tempels, den der Hintergrund vorstellt, welch eine erbärmliche Idee giebt er von dem prachtvollen Heiligthume Jerusalems! — Aber seine alten Köpfe sind geistreich, seine Phantasie im Erfinden oder Zusammensetzen ist oft fruchtbar, und über sein Kolorit geht nichts. In Absicht auf seine Kupfer ist seine Ausführung meisterhaft, und ihm allein eigen. Er verstund die Wirkungen des Helldunkels, der Widerscheine, und der Mitteltinten wohl. Aber allemal brachte er sie in seinen Kupfern nicht an. Manchmal sind selbe gleichsam Skizzen. — Rembrandts gesuchteste Blätter sind 1. das sogenannte Hundert-Guldenblatt, welches Christum vorstellt, wie er verschiedene Kranke heilt. (man merke wohl, daß nach der Hand auch andere Blätter von Rembrandt den Namen Hundertguldenblatt erhalten haben, als nämlich eine große Kreuzabnehmung, eine Erweckung des Lazarus, und ein Mann mit einem spitzigen

 Hute.

Hute, der sich auf dem Tische stützt) 2. Das Bildniß des Bürgermeister Six, das seltenste Blatt von ihm, weil sehr wenige Abdrücke in der Welt sind. Dieser Six war Rembrandts bester Freund. Das Blatt ist unvergleichlich, und ward in Paris schon zweymal um 800 Livres verkauft. Basan hat es schön kopirt, und man nehme sich dafür wohl in Acht, wie überhaupt für den vielen Kopien nach Rembrandt. 3. **Christus vor Pilato.** 4. **Eine Anbethung der heiligen 3 Könige.** 5. **Der Tod Mariä.** 6. **Die Verkündigung der Hirten,** davon ich schon im ersten Abschnitte geredet. 7. **Der Advokat Tolling,** auch sehr selten zu bekommen. 8. Unter seinen vielen Landschaften, die nicht viel heissen, die sogenannte **Landschaft mit den 3 Bäumen,** welche die beste und sehr gesucht ist. 9. **Eine kleinere Erweckung des Lazarus,** eben so 10. **eine kleinere Abnehmung vom Kreutze.** 11. **Christus, der im Tempel predigt.** 12. **Sein eigenes und seiner Frau Portraite** in verschiedener Art und Form, das erste 4mal. 13. **Copenool,** rar, und zweymal, jedes anders. 14. Der sogenannte **Rabbi,** das ist, das Portrait des Joh. Cornelius Sylvius. 15. **Clement de Jonghe.** 16. **Der alte Haring.** 17. Vieillard à grande barbe, vom Schmidt gar ausgemacht, und sehr rar.

Ich bin es müde das Verzeichniß seiner Werke zu verlängern, denn ihrer sind, wie ich schon anderwärts gemeldet, bey 341 theils historische Stücke, theils Landschaften, Idealköpfe, Kaprizen, Einfälle, und Portraite. — Von dem Hundertguldenblatte, welches ich zum ersten angesetzt habe, erinnert die englische Abhandlung: „daß er darinn alle seine Geschicklichkeit, „man möchte aber auch hinzusetzen, seine „Fehler vereinigt habe. Das Alter und „Elend ist vortreflich ausgedrückt, aber die „Hauptfigur fällt bis zum Lächerlichen ins „Niedrige."

So berühmt nun Paul Reimbrandt f) wegen der seltenen Manier in seinen Kupfern geworden, eben so vielfältig hatte er Nachahmer derselben. Hier sind die Namen von denen, die

mir

f) Wegen der vielen Nachstiche muß ich doch etwas von seinen Zeichen reden. Auf größern Blättern schrieb er gewöhnlich seinen Namen ganz, das ist, *Rembrandt f.* neben der Jahrzahl. Bisweilen setzte er auch *Rembrandt van Rhyn* oder *Ryn*. Am meisten aber nur ein *R* und *H* verschlungen, und zart neben einem *f.* — Christ hat dieß Zeichen auf der 341 Seite. Auch sah ich Blätter, worauf *R B R* halb verlöscht erschien, und des Verlegers Claus Vischers Name ganz ausgeschrieben war.

mir bekannt geworden. Sie sind: Joh. Livens, Georg van Vliet, Ferdinand Bol, der Engeländer Worlidge, Marcenay, Laurenz, Andr. Both, B. Picart, Joh. Andr. Benj. Nothnagel, G. Fr. Schmidt, und C. W. E. Dietrich, (dieser beyder Blätter werden täglich rarer) Wilh. Bailie, Joh. Heinr. Rode nach seinem Bruder Bernard ganz in Rembrands Manier, und unser oft genannte Herr Jak. Dorner g), der neben dem Portraite dieses großen Malers einige ungemein artige Blättchen in rembrandtischem Geschmacke radirte. — Benedikt Castiglione gleicht in seiner Art zu radiren öfters dem Rembrandt. Aber bisweilen schien er sich dem Salvator Rosa mehr zu nähern. Alle seine Blätter werden billig un-

 ge-

g) Verschiedene unserer baierischen Künstler haben ein und anders malerisch radirt. Barth. Reuter und Beich sind unter den ältern bekannt. In unsern Zeiten aber haben wir einige hübsche Blätter von unserm so sehr berühmten Historienmaler Christian Wink, so auch von dem Professor der hiesigen Malerakademie Oefele, von einem Schöpf, Barthol. Weiß, Hartwagner, Kaltner. u. s. w. — Die beyden kurfürstl. Baumeister Cuvilliers Vater und Sohn radirten nicht weniger vieles, und gaben ein eigenes Werk heraus. — Und eben jetzt befindet sich unter uns Freyherr von Göz Dichter, Maler, Zeichner, und Etzer, der sich von Tag zu Tag berühmter macht. — Vom Joach. Beich werde ich hernach besonders reden.

sich völlig entfernte, und in Rom zum großen Künstler reiste; dann Houbraken und die vortreflichen Deutschen Jak. Frey, Georg Friderich Schmidt von Berlin, und Joh. Fridr. Bause, der in Leipzig lebt und arbeitet. — Ich bin so kurz als möglich, nicht als ob nicht von ihnen unendlich viel zu sagen wäre, sondern weil ich doch einmal diesen Gegenstand verlassen muß. — Cornel. Bloemaert, den ich eben deßwegen bisher gesparet habe, weil er von den meisten andern Niederländern in seiner Art zu stechen abgegangen, hatte die besondere Geschicklichkeit, die man auch am Frey anrühmt, seinen Grabstichel nach den Manieren der verschiedenen Maler einzurichten, deren Werke er kopirte. — Das manirte Wesen, das um selbe Zeiten herrschte, und womit Spranger so viele Künstler ansteckte, ist bey ihm nicht zu finden. Er zeichnete richtig, denn er bildete sich meist nach römischen Mustern, wie er denn in Rom lebte und starb. Licht und Schatten vertheilte er schön, doch nicht allemal, und vornehmlich finde ich die Lichter in einer sonst prächtigen Todten-Erweckung durch den heiligen Petrus nach Francisco Barbieri da Cento, zu zerstreut. Sonst ist Reinlichkeit, Anmuth, Genauigkeit und ein zärtlicher Geschmack

sein

vens, obgleich des letztern Arbeiten seltner zu bekommen sind, als jenes seine. **Vliets heiliger Hieronymus** nach Rembrand ist ein herrliches Bild, wie nicht minder viele andere nach seiner eigenen Erfindung, besonders Gesellschaften von Bauern u. d. gl. — **Livens** etzte ebenfalls sehr schöne Köpfe, und seine vorzüglichste Arbeit ist eine **Erweckung des Lazarus** nach Rembrandt. Doch davon im 3ten Abschnitte. **Ferd. Bol** etzte hübsche alte Köpfe, kam aber den beyden vorigen nicht gleich. Allein **Worlidge** übertraf in Köpfen alle vor und nach, selbst manchmal den Rembrandt, und zwar an der Zeichnung, Zärte, Reinlichkeit und Schmelze seiner Tinten. Unter seinen Köpfen befindet sich auch sein **eigenes Bildniß**. — **Schmidt** war besonders glücklich in Kopirung und Nachahmung Rembrandts, und dann **Picart** und **Dietrich**. — Keinen geringen Ruhm hat sich gleichfalls der oben schon berührte **Nothnagel** Fabrikant von Frankfurt am Mayn erworben, der eine eigene mäßige Sammlung von seinen Arbeiten herausgegeben, die sehr geschätzt wird, und darunter ich einen **Geitzhals**, der bey seinen **Geldsäcken sitzt**, eine Hand am Golde, in der andern die Brille, fürs beste halte. Das Matte der Tinten, das eine wesentliche Schönheit

Werken wird Wilhelm *VIII* Landgraf von Hessen=Cassel als das vornehmste geschätzt. — Jakob Frey ein Schweizer zeichnete mit der größten Korrektion, und ahmte, wie wir schon gehört haben, die verschiedenen Behandlungsarten, Ausdrücke, und Tinten seiner Originale, so gut er konnte, nach. Bald erscheint sein Stich kräftig, bald zart und geschmolzen nach Erfoderniß des Bildes, das er nacharbeitete. — Frey hat eigentlich nichts mittelmäßiges gemacht. Aber das sehe ich nicht, warum eben dem Bilde: in Conspectu Angelorum psallam tibi, das den heiligen Philippus Nerius kniend vor einem Bildnisse der heiligen Jungfrau und einen Engel zur Seite vorstellt, der Vorzug vor allen seinen übrigen Stücken eingeräumt wird. Das Blatt ist nach Maratti, und sehr schön, allein seine Aurora nach Guido, so wie Bacchus und Ariadne nach eben demselben gefallen mir besser. Und warum läßt man den Ausspruch der Künstler selbst zu wenig gelten, wenn sie ein Stück von ihrer Hand ihren übrigen vorsetzen? Der heilige Romuald nach Sacchi stünde sodann am ersten Platze. — So groß indessen seine Verdienste sind, muß er doch den ersten Lichtern der Kupferstecherey nachstehen. — Ein Beweis dessen ist

Ede=

Edelinks heilige Familie nach Raphael. Frey stach sie Punkt auf Punkt, Strich auf Strich nach, und erreichte sein Muster so gut, daß man ohne der veränderten Namensunterschrift, (Frey war kein Betrüger) und ohne Zusammenhaltung getäuscht werden könnte. Aber die Gegeneinanderstellung hält die Kopie nicht aus. Ein andermal stach Frey eine gleiche Familie unter einem Baume nach Karl Maratti. Die Mutter Jesu hat Blumen im Schooße, und der göttliche Sohn hüpft freudig heran, und in ihren Schooß. Edelink hatte eben dasselbe Gemälde gestochen, so auch Frey, jeder aber nach seiner Art. Hier ist nun ein großer Abstand zwischen dem herrlichen edelinkischen und dem zwar auch schönen freyischen Kupferstiche. Man muß sie beyde sehen, um den Unterschied zu bemerken. —— Georg Friderich Schmidt in Berlin steht an der Seite eines jeden andern großen Meisters, vorzüglich in Rücksicht auf seine Portraite, mit vielem Rechte. Man darf ihn mit den würdigsten französischen Künstlern vergleichen. Sein Charakter ist männlicher Ausdruck und vortrefliche Haltung. Er ward, obschon ein Protestant, dennoch ein Mitglied der königl. Künstlerakademie zu Paris, und an verschiedene Höfe, sogar den russischen berief man ihn. — Schmidt

ezte auch, und zwar in Rembrandts Manier, die ihm sehr wohl glückte. — Endlich komme ich auf unsern noch lebenden Bause. — Ein Schüler des großen Wille sticht er ganz in seiner Manier, und ist das mitten unter uns, was Wille im Auslande ist, — die Ehre der deutschen Nation. Seine Portraite der würdigsten deutschen Gelehrten, und verschiedene andere theils Kabinetstücke theils Bildnisse (das des Herrn Winklers in Leipzig, vorgedruckt den historischen Erklärungen von dessen Gemäldesammlung, gefällt mir ausnehmend) geben ihm einen vorzüglichen Platz unter den heutigen berühmtesten Künstlern, und man sieht es seiner Arbeit an, wie sehr er bemüht ist, zur Höhe seines Lehrers täglich stärker empor zu glimmen.

Nun wäre ich mit den Kupferstechern so ziemlich am Ende, — Allein man ruft mir zu: wo bleibt denn Strange, wo Porporati? Die Antwort ist kurz. Beyder habe ich schon hier und da gedacht, und da ich von jedem ein Stück im 3ten Abschnitte ausführlich behandeln werde, so konnte ich sie hier ohne Nachtheil ihres Ruhms vorbeygehen. — Ich bin auch nicht mehr Willens von Holzschnitten ein Wort zu reden, sondern

wende

wende mich gerade zu den Ezern und Schwarzkünstlern.

Parmigiano soll der Erfinder des Kupferezens seyn. Einige geben ihn wohl gar auch als den Erfinder der Holzschnitte an. Gewiß ist, daß er einer der ersten Ezer war, und einige leichte Blätter in dieser Art herausgab. Sie sind aber sehr selten, eben wie seine Holzschnitte, die schön sind; denn sein Geschmack war rein, und durch das Studium nach Raphael und Bonaroti verfeinert. — — Ohne indessen einer chronologischen Ordnung zu folgen laßt uns lieber gleich zu demjenigen kommen, der die Radirnadel am meisterhaftesten geführt. Dieser ist der große Rembrandt. — Ich habe seiner schon so oft Erwähnung gethan, daß ich in Schilderung seiner Manier eben nicht mehr so weitläuftig seyn darf. — Als Maler und Ezer ist Rembrandts größtes Verdienst seine Austheilung von Schatten und Licht. Diese besteht meist in einem herrlichen Kontraste, welcher die unbegreiflichste Wirkung thut. Im Zeichnen war Rembrandt mittelmäßig, und Grazie und Kostume muß man bey ihm gar nie suchen. Seine Heiligen sind Bauern; seine Helden Karrikaturen, und seine Gewänder,

Verzierungen, u. s. w. grotesk, und nach den Moden seiner Zeit angebracht. Der heilige Joseph kniet im Tempel vor dem Priester Simeon und der Prophetinn Hanna, die über den neugebohrnen Heiland weissagten, wie ein moderner Holzhacker, eine Hirtentasche, oder großen Schließbeutel an der Seite, und der Theil des Tempels, den der Hintergrund vorstellt, welch eine erbärmliche Idee giebt er von dem prachtvollen Heiligthume Jerusalems! — Aber seine alten Köpfe sind geistreich, seine Phantasie im Erfinden oder Zusammensetzen ist oft fruchtbar, und über sein Kolorit geht nichts. In Absicht auf seine Kupfer ist seine Ausführung meisterhaft, und ihm allein eigen. Er verstund die Wirkungen des Helldunkels, der Widerscheine, und der Mitteltinten wohl. Aber allemal brachte er sie in seinen Kupfern nicht an. Manchmal sind selbe gleichsam Skizzen. — Rembrandts gesuchteste Blätter sind 1. das sogenannte Hundert-Guldenblatt, welches Christum vorstellt, wie er verschiedene Kranke heilt. (man merke wohl, daß nach der Hand auch andere Blätter von Rembrandt den Namen Hundertguldenblatt erhalten haben, als nämlich eine große Kreuzabnehmung, eine Erweckung des Lazarus, und ein Mann mit einem spitzigen

 Hute.

Hute, der sich auf dem Tische stützt) 2. Das Bildniß des Bürgermeister Six, das seltenste Blatt von ihm, weil sehr wenige Abdrücke in der Welt sind. Dieser Six war Rembrandts bester Freund. Das Blatt ist unvergleichlich, und ward in Paris schon zweymal um 800 Livres verkauft. Basan hat es schön kopirt, und man nehme sich dafür wohl in Acht, wie überhaupt für den vielen Kopien nach Rembrandt. 3. Christus vor Pilato. 4. Eine Anbethung der heiligen 3 Könige. 5. Der Tod Mariä. 6. Die Verkündigung der Hirten, davon ich schon im ersten Abschnitte geredet. 7. Der Advokat Tolling, auch sehr selten zu bekommen. 8. Unter seinen vielen Landschaften, die nicht viel heissen, die sogenannte Landschaft mit den 3 Bäumen, welche die beste und sehr gesucht ist. 9. Eine kleinere Erweckung des Lazarus, eben so 10. eine kleinere Abnehmung vom Kreutze. 11. Christus, der im Tempel predigt. 12. Sein eigenes und seiner Frau Portraite in verschiedener Art und Form, das erste 4mal. 13. Copenool, rar, und zweymal, jedes anders. 14. Der sogenannte Rabbi, das ist, das Portrait des Joh. Cornelius Sylvius. 15. Clement de Jonghe. 16. Der alte Haring. 17. Vieillard à grande barbe, vom Schmidt gar ausgemacht, und sehr rar.

Ich bin es müde das Verzeichniß seiner Werke zu verlängern, denn ihrer sind, wie ich schon anderwärts gemeldet, bey 341 theils historische Stücke, theils Landschaften, Idealköpfe, Kaprizen, Einfälle, und Portraite. — Von dem Hunderrguldenblatte, welches ich zum ersten angesetzt habe, erinnert die englische Abhandlung: „daß er darinn alle seine Geschicklichkeit, „man möchte aber auch hinzusetzen, seine „Fehler vereinigt habe. Das Alter und „Elend ist vortreflich ausgedrückt, aber die „Hauptfigur fällt bis zum Lächerlichen ins „Niedrige."

So berühmt nun Paul Rembrandt f) wegen der seltenen Manier in seinen Kupfern geworden, eben so vielfältig hatte er Nachahmer derselben. Hier sind die Namen von denen, die mir

f) Wegen der vielen Nachstiche muß ich doch etwas von seinen Zeichen reden. Auf größern Blättern schrieb er gewöhnlich seinen Namen ganz, das ist, *Rembrandt f.* neben der Jahrzahl. Bisweilen setzte er auch *Rembrandt van Rhyn* oder *Ryn*. Am meisten aber nur ein *R* und *H* verschlungen, und zart neben einem *f.* — Christ hat dieß Zeichen auf der 341 Seite. Auch sah ich Blätter, worauf *R B R* halb verlöscht erschien, und des Verlegers Claus Vischers Name ganz ausgeschrieben war.

mir bekannt geworden. Sie sind: Joh. Livens, Georg van Vliet, Ferdinand Bol, der Engelländer Worlidge, Marcenay, Laurenz, Andr. Both, B. Picart, Joh. Andr. Benj. Nothnagel, G. Fr. Schmidt, und C. W. E. Dietrich, (dieser beyder Blätter werden täglich rarer) Wilh. Bailie, Joh. Heinr. Rode nach seinem Bruder Bernard ganz in Rembrands Manier, und unser oft genannte Herr Jak. Dorner g), der neben dem Portraite dieses großen Malers einige ungemein artige Blättchen in rembrandtischem Geschmacke radirte. — Benedikt Castiglione gleicht in seiner Art zu radiren öfters dem Rembrandt. Aber bisweilen schien er sich dem Salvator Rosa mehr zu nähern. Alle seine Blätter werden billig un-

U 5 ge-

g) Verschiedene unserer baierischen Künstler haben ein und anders malerisch radirt. Barth. Reuter und Beich sind unter den ältern bekannt. In unsern Zeiten aber haben wir einige hübsche Blätter von unserm so sehr berühmten Historienmaler Christian Wink, so auch von dem Professor der hiesigen Malerakademie Oefele, von einem Schöpf, Barthol. Weiß, Hartwagner, Kaltner. u. s. w. — Die beyden kurfürstl. Baumeister Cuvilliers Vater und Sohn radirten nicht weniger vieles, und gaben ein eigenes Werk heraus. — Und eben jetzt befindet sich unter uns Freyherr von Göz Dichter, Maler, Zeichner, und Etzer, der sich von Tag zu Tag berühmter macht. — Vom Joach. Beich werde ich hernach besonders reden.

gemein geschätzt, da sie schön und selten sind. — Johann Anton Riedel in Dresden etzte viel nach Rembrandt, und sehr gut in seinem Geschmacke, so wie Basan, den wir schon genannt haben; nicht weniger Martini und Weisbrod unter der Direktion von dem vortreflichen le Bas, dessen ich schon öfters gedacht habe. Diese 2 letztern obgleich eigentliche Kupferstecher kamen hier und da der malerischen Unordnung, dadurch Rembrandt so verwunderlich ist, ziemlich bey, und le Bas verstärkte noch die Wirkung, indem er, obschon mit dem Grabstichel, nachhalf. — Der berühmte antwerpische Maler und Kopist Balthas. Beschey malte auch einige Köpfe nach Rembrandt, und von A. Leonh. Möglich von Nürnberg habe ich ein paar derselben so ziemlich gut geetzt gesehen. — Doch wer sollte alle Nachahmer und Kopisten dieses wunderlichen Kunstgenies herzählen?

Van Vliet und Livens 2 große Namen stehen mit allem Rechte dicht an der Seite des Rembrandt. Die Manier des Vliet ist eben dieselbe, und die Lichter hält er wunderbar zusammen, und seine Kontraposten machen den schönsten Effekt. Ueber seine Köpfe geht nichts, und billig gebührt ihm noch der Vorzug vor dem Livens,

vens, obgleich des letztern Arbeiten seltner zu bekommen sind, als jenes seine. **Vliets heiliger Hieronymus** nach Rembrand ist ein herrliches Bild, wie nicht minder viele andere nach seiner eigenen Erfindung, besonders Gesellschaften von Bauern u. d. gl. — **Livens** etzte ebenfalls sehr schöne Köpfe, und seine vorzüglichste Arbeit ist eine **Erweckung des Lazarus** nach Rembrandt. Doch davon im 3ten Abschnitte. **Ferd. Bol** etzte hübsche alte Köpfe, kam aber den beyden vorigen nicht gleich. Allein **Worlidge** übertraf in Köpfen alle vor und nach, selbst manchmal den Rembrandt, und zwar an der Zeichnung, Zärte, Reinlichkeit und Schmelze seiner Tinten. Unter seinen Köpfen befindet sich auch sein **eigenes Bildniß**. — **Schmidt** war besonders glücklich in Kopirung und Nachahmung Rembrandts, und dann **Picart** und **Dietrich**. — Keinen geringen Ruhm hat sich gleichfalls der oben schon berührte **Nothnagel** Fabrikant von Frankfurt am Mayn erworben, der eine eigene mäßige Sammlung von seinen Arbeiten herausgegeben, die sehr geschätzt wird, und darunter ich einen **Geitzhals, der bey seinen Geldsäcken sitzt**, eine Hand am Golde, in der andern die Brille, fürs beste halte. Das Matte der Tinten, das eine wesentliche Schön-

heit

heit der besten rembrandtischen Werke ist, und gleichsam die lezte fast unmerkliche Gränzlinie zwischen Radiren und Schwarzkunst ausmacht, erreicht er hier und da ziemlich gut.

Was Rembrandt den Nachahmern und Kunstliebhabern im Historischen ist, das ist ihnen Waterloo in der Landschaft. Die englische Abhandlung sagt mit allem Rechte: „Waterloo ist „ein Name, der in Ansehung der Land„schaft fast über alle Meister steht. Seine „Landschaften sind ganz ländlich. Ihr Cha„rakter ist die große Einfalt.“ — Nur Schade ists, daß man so selten ganz gute Abdrücke antrift, wie ich schon im ersten Abschnitte erinnert habe. Sein Baumschlag, worinn Waterloo der größte Meister ist, leidet dabey am stärksten, und man kann aus aufgekrazten Platten sich kaum mehr eine rechte Idee von desselben Schönheit machen. — — Waterloo ist zu bekannt, und alle Schriftsteller reden zu viel von ihm, als daß ich es nicht für überflüßig hielte hier weitläuftig zu seyn, um so mehr, da unser große Salomon Geßner der sanfte ländliche Maler unter den Dichtern, dem dritten Bande seiner Schriften (und wer hat Geßners Schriften

ten nicht?) einen so lehrreichen Brief über die Landschaftmalerey an Herrn Füeßlin angehängt hat. — Wenn Dichter sich in das Feld der bildenden Künste wagen, so müssen nothwendig ihre Versuche schon wichtig seyn. Aber Geßner, der nicht blos Versuche wagte, zeigte sich als einen Meister in der Kunst, indem er herrliche Landschaften voll edler Einfalt, wie seine Hirtengedichte sind, radirte, und besonders eine französische Ausgabe von ihm nebst Diderots Erzählungen in Quart, mit anmuthvollen Blättern ganz im Geschmacke des Waterloo verschönerte. Wenn ich daran gleichwohl was auszusetzen hätte, so wäre es einige Härte, und mancher gar zu starke Schatten. Geßner beweist übrigens durch sein Beyspiel, was für die Kunst zu erwarten seyn würde, wenn Künstler entweder selbst Dichter oder doch wenigst nachdenkende gefühlvolle Liebhaber der Dichtkunst und überhaupt einer guten Lektüre wären. Allein wenige lesen gern, oder wenn sie auch lesen, verdauen sie das Gelesene nicht. — Doch nochmal zum Waterloo. Seine beste Landschaft ist der junge reisende Tobias; er und der Engel und ein Hund, die einzigen Figuren, kommen von einem Hügel herab. — — Dem Waterloo geselle ich, außer seinem Nachahmer

bis zur Wahl, und suchen nur das Vollkommene, das Große, das Erhabene vorzustellen. Daher sind ihre, eigentlich aber die Landschaften des Kaspar (denn Nikolaus arbeitete viel weniger in diesem Fache) unter den andern das, was das Heldengedicht, was der hohe Kothurn unter den übrigen Dichtarten sind. Diese Eigenschaften, die dem Kaspar Dugher als Maler zukommen, kommen ihm auch als Radirer zu; seine Nadel führte er leicht, und doch beherzt; nur Schade ists, daß er nicht mehr als 8 Landschaften geetzet.

Ich fange es an zu fühlen, daß mein 2ter Abschnitt sich zu weit ausdehnet, und da ich schon einmal erinnert habe, daß ich hier kein Buch, sondern eigentlich eine Skizze liefere, so wird man mirs um so weniger verübeln, wenn ich mich immer mehr einschränke.

Die meisten großen Maler, nur sehr wenige ausgenommen, haben auch ein und anders, und zwar meist so herrlich, als sie malten, geetzet, oder auf andere Weise in Kupfer oder Holz, ja gar in Eisen, gebracht. Selbst vom Raphael, wie wir schon gehört, will man in des Andreani Manier etwas haben. Auch so gar vom Rubens weiset man

Goupy, Grafen von Sunderland, den beyden van Velde, Wenzel Hollar, (von ihm sind die sogenannten Schnecken sehr gesucht) Perelle, van der Meulen, Luk. van Uden, von dem einige radirte Landschäftchen theils nach Rubens, theils seine eigene Erfindung unter die größten Seltenheiten gehören, dann Corn. Poelemburg, Johann Both, Abraham Hondius, Ossenbeck, Noordt, Ridinger, und einer Menge anderer Radirer, die viel Gutes, z. T. Vortrefliches geliefert haben. Auch der wackern Kopisten so vieler großer Landschaftmaler, des oft genannten le Bas nach Tenier, Berghem, und Wouwermann, (der zerbrochene Milchhafen nach dem letztern ist sein bestes Stück) so auch des Joh. Vischer nach Berghem, Goyen, u. s. w. und des geschickten und fleißigen Moyreau, der ein ganzes sehr schönes Werk nach Wouwermann herausgegeben, und noch mehrerer nur im Vorbeygehen zu gedenken. Nur den Namen Poussin muß ich noch von allen ausheben. Beyde Poussin, Nikolaus nämlich und Kaspar, der eigentlich Dughet heißt, sind in gewisser Rücksicht die Raphaels in der Landschaft. Wenn die übrigen Landschaftmaler die Natur getreulich schildern, wie sie sie finden: so erheben diese hingegen die Schönheiten derselben

arbeitet, welches unter Teniers Augen, und durch seine Veranstaltung herauskam! Die vom Prenner meist selbst ausgearbeitete wienerische Gallerie enthält viele derjenigen Bilder, die schon in diesem Theatro anzutreffen sind. — Die Caracci haben verschiedenes selbst radirt, Hannibal, Ludwig und Augustin, der letztere das meiste und herrlich nach seinen eigenen und anderer Meister Erfindungen. Des Zeichners Raymund la Fage Werk wird über die massen hoch gehalten; denn er zeichnet fest und groß. Seine Bacchanalen zeugen von der Fruchtbarkeit seines Genies, und seiner Einbildungskraft, und manchmal schwang er sich zu einer Erhabenheit, die eines Raphael würdig wäre, wie z. B. in einigen Figuren Christi, in einer Geburt Jesu, und in einer leichten Skizze von der Berufung Mosis, darinn er der Gottheit eine verehrungswürdige Majestät mitgetheilet. Außer seinen eigenhändig radirten Blättern ist Ertinger ein sehr geschickter Künstler seinen Originalzeichnungen genau gefolget, so, daß man Anstand nehmen möchte sie für Kopien zu erklären. Von Licht und Schatten hatte la Fage keinen Begriff; daher sind seine Stücke eigentlich nichts als Umrisse.

Kürze halber darf ich noch viele große Männer dieser Art nur nennen, und mich auf weiter nichts einlassen. Sonst würde noch von einem Spagnolet oder Jos. Ribera, von dem großen Tiepolo, von Palma, Guido, Romyn de Hooghe, Arthur Pond, Bellange, Richardson, dem berühmten Antiquar und Künstebeschützer Grafen Caylus, Marmion, Parrocel, Sciaminossi, Claud. Gillot, Valent. le Febre, der so vieles nach Titian, Paul Veronese, und andern, aber in meinen Augen mittelmäßig, gearbeitet, H. Ulr. Frank, dem zierlichen J. Episcopius oder de Bischopp, den großen Malern Teniers, Brouwer und Adr. Ostade, die auch etzten, den seltenen und künstlichen Erfindungen und Ausführungen des Joh. Luyken; ferner vom Corn. Bega, Flamen, van Hoy, Brennbergh, Overböck, Marc. Ricci, Kuyp, Morin, und wie vielen noch, und endlich von den unvergleichlichen Etzern nach Rubens, dem Southmann, Sompel, Suyderhoef, deren Werke meist köstlich sind, unendlich viel zu sagen seyn. Aber die Leser müssen sich für dießmal schon mit der bloßen Anzeige begnügen.

Indessen ehe ich auch diesen Artikel beschließe, muß ich von dem Lieblingsradirer der Franzosen, dem Jakob Callot, und denen, die entweder förmlich, oder nur hier und da seinem Stil gefolget, noch ein paar Worte reden. — Wie der Lieblingsgeschmack dieser Nation seine Epochen hat, darinn er beynahe schwärmet, aber nur zu oft sich ändert: so war eine Zeit, da man keinen Kunstnamen als Callot hörte. Dieß dauerte eine Weile, man kam zurück, und dann erscholl wieder nichts anders als Rembrandt. So wurden Teniers muntere Kabinetgemälde unter Ludwig XIV allgemein verachtet, und jetzt will ganz Frankreich fast nichts als Teniere. — — Die kaltblütigern Britten und Deutschen, denen minder Enthusiasmus aber desto mehr Ueberlegung eigen ist, schätzen Alles, was gut und schön ist, und lassen ihre auf Vernunft gegründete Hochachtung weder durch die Zeit noch die Mode fesseln. Wir ehren den Rembrandt und den Callot, und jeden andern nach seinem Verdienste. — Callot war ein Künstler voll Laune, komischer Einfälle, und fruchtbarer Einbildungskraft. Mit all dem verband er eine gefällige Manier in der Ausführung im Kleinen, und ungemeinen Fleiß. Seine Nadel führte er zart, und leicht, obgleich

nicht so malerisch unordentlich, als viele andere, sondern er hatte seine eigene Weise, und die Schraffirungen laufen gemeiniglich senkrecht, ohne viele Querstriche. Seine noch so kleinen Köpfchen sind voll Ausdruck, und er verstund sich manchmal sehr gut auf die Charakteristik. Aber die Stellungen sind, obschon angenehm, doch oft manirt. In Zusammensetzung und Vertheilung des Lichts war er nicht glücklich. Dieß sieht man am meisten in seinen kleinen Gemälden, (Callot malte indessen sehr wenig) worinn vollends keine Haltung herrscht, und alles bunt, und gefärbelt erscheint. Doch sein Fleiß und Ausdruck ist hier so verwunderlich, als in seinen Zeichnungen und Platten. Die hiesige kurfürstl. Gallerie besitzt von ihm die bekannten Uebel des Kriegs in eben der Größe gemalt, wie seine geetzten Blättchen sind. — In einzelnen Figuren zeigt sich demnach Callot in seiner Stärke, und daher ziehen Kenner seine Bettler allen übrigen Werken von ihm vor. Diesen möchte ich allenfalls noch die Zigeuner in 4 Blättern beygesellen: Nach diesen kömmt sein Jahrmarkt ein Inbegrif aller seiner Kunst. Der jüngere Tenier hielt dieß Blatt, das sehr groß ist, so hoch, daß er es in einem acht Fuß hohen und 12 Fuß breiten Gemälde

 nach

nach seiner Art kopirte, und allen Zauber seines bekannten leichten und lieblichen Kolorits darinn anbrachte. Die kurfürstl. hiesige Gallerie besitzt diesen Schatz. Die Erfindung ist in einzelnen Parthien sehr schön, aber im Ganzen ists eine Zusammenstoppelung, und zeigt wieder von der Wahrheit des Satzes, daß Callot in einzelnen Figuren ungleich größer sey. Wiewohl Tenier hat durch seine Kunst den Fehlern des Stückes merklich abgeholfen. — Wo Callot seiner Laune vollen freyen Lauf lassen kann, bringt er seltene Phantasien zur Welt. Das sieht man an seiner Versuchung des heiligen Antonius, die keinen andern Werth hat, als daß er darinn, wie Dichter Ariost, alle mögliche Schwärmerey erschöpft, und die lächerlichsten Grillen und Karrikaturen ausgeheckt hat. Callots Arbeiten sind übrigens ungemein zahlreich, und die wunderliche Kaprize der Liebhaber ist auch da wieder zu bedauern, weil sie von einer kleinen Platte, dadurch Callot nach der Hand, und nachdem schon viele Drücke abgezogen waren, ein Loch gemacht um sie am Rockknopfe tragen zu können, jeden Abdruck nach dem gemachten Loche der Seltenheit willen ungemein theuer bezahlen. — Gegen Kopien nach Callot muß man sehr behutsam seyn;

denn

denn fast alles ward nachgearbeitet, und z. T. ziemlich gut, vorzüglich die Bettler von Christ. Görz, die Zigeuner, und die Miseres de la Guerre. Von einigen dieser Kopien sind wieder andere Kopien abgenommen worden, wie von den Bettlern, und Zigeunern.

Nach Callot bildeten sich Franz Colignon, und Israel Henriet, auch Israel Silvestre, und ohngefähr in einer gleichen Manier arbeiteten der sehr geschickte Stephan della Bella, und der noch geschicktere Sebastian le Clerc, dessen Werke wegen der ungemein geistreichen Ausführung, Zärtlichkeit, und bessern Zusammensetzung, beynahe höher geachtet werden, als die des Callot, nur an der Dreistigkeit, und, weil nicht alle Stücke des le Clerc auch seine Erfindung sind, wie bey jenem, muß er ihm nachstehen. — Auch den Andr. Pauli, und die Küssel, und Krausen beyderley Geschlechts kann man hieher zählen. — In unsern Zeiten nähert sich diesem Stile Daniel Chodowiecki, und nach ihm arbeitet am besten Daniel Berger. Schellenberg radirt mit Chodowiecki in der gleichen Manier, und erst neuerlich kam bey Heßlin Lavaters Jesus Messias heraus, ein Werkchen, das mit 40 den köstlichsten Vignetten

netten von diesen beyden grossen Meistern verherrlichet ist. — Vom Daniel Berger, der mit weniger Freyheit, aber desto reinlicher, süsser und niedlicher den Zeichnungen des Chodowiecki, und zwar ganz auf dessen Art, nachradirt, hat man besonders die Meisterstücke von Küpferchen zur neuen Ausgabe des Don Quixote. — — Chodowiecki ist in mehr als einer Absicht ein unvergleichlicher Künstler, und daß ich ihn hier zum Callot, den er so himmelweit übertrift, gesellet habe, geschah blos wegen der Gleichheit der Ausführung beyder Meister. Dieser grosse Mann malet, zeichnet und etzt vortreflich, und Eigenschaften, die sich sonst so ungern paaren, sind in ihm vereinigt. Er ist bald erhaben, bald komisch, bald hat man Ursache seine edeln historischen Erfindungen, und ernste Grösse zu bewundern, bald seine lächerlichen häuslichen Scenen. Kein Künstler ist ein grösserer Physiognom, keiner schildert alle mögliche Charaktere treffender, und nur ein Raphael (man darf ihn kühn mit selbem vergleichen) hat ihn an der Eigenthümlichkeit des Ausdrucks jeder Leidenschaft in den Gesichtszügen und Gesten, so wie in der Komposition, Wahl und Anordnung übertroffen. Chodowiecki ist das erste Kunstgenie Deutschlands heutiger Zeiten.

Doch

Doch dünkt er mich in kleinen Figuren noch stärker, als wenn er grosse Platten behandelt. — Und dieser einzige in seiner Art arbeitet so vieles so unermüdet. Alles ist seine Erfindung. Der Reichthum und die Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft sind also unerschöpflich. Von seinem Meisterstücke dem Johann Calas werden wir im 3ten Abschnitte noch etwas hören. Daher für dießmal genug von ihm.

Ich nähere mich den Meistern in der schwarzen Kunst, und bald auch dem Ende dieses langen Abschnittes. — Einer der ersten, die in der schwarzen Kunst sich rühmlich hervorthaten, war Wallerant Vaillant. Ihn hatte Prinz Rupert von der Pfalz dieses Geheimniß unter den theuersten Beschwörungen es Niemanden zu offenbaren gelehret. Es ward aber dennoch durch einen Zufall entdeckt. Und dieser Umstand macht es am meisten wahrscheinlich, daß gedachtem Prinzen und sonst keinem derer, die auch Anspruch darauf machen, die Ehre der Erfindung gebühre. Der Prinz soll darauf verfallen seyn, als er einen Soldaten sein sehr rostiges Gewehr putzen sah. Er ward nach der Hand Großadmiral von Großbrittanien, und Herzog von Kumberland.

Außer den Engelländern, denen, wie wir längst vernommen, diese Kunst beynahe allein eigen ist, da keine Nation sich so sehr darauf verwendet, haben wir nur hier und da einzelne Meister, die darinn sich einen Namen erwarben, obigen Vaillant, Schenk, Al. van Haecken, Verkolje, Blooteling, und einige andere. Heut zu Tage wird in Deutschland viel in Schwarzkunst gearbeitet, doch wenig beträchtliches, außer was die Herren Haid in Augsburg uns liefern. Vom berühmten Bause sah ich auch ein artiges Köpfchen in dieser Art.

Unter den englischen Schwarzkünstlern des vorigen Jahrhunderts sind Becker, Joh. Smith, vor allen aber Georg White merkwürdig. White hatte eine besondere Manier. Er radirte seine Platten zuerst, und dann überarbeitete er sie nach Art der schwarzen Kunst. Daher verbleibt darinn bis zu letzt ein gewisses Leben, das den übrigen so gerne fehlt, Man siehts auch wirklich, daß er zuvor radirte; denn wo Hauptschatten hingehörten, ließ er das Radirte vorstechen, welches die beste Wirkung thut, wie man an den beyden Paar sieht, die nach dem Ausspruche aller Kenner, und nach seinem eigenen Urtheile seine be-

sten

sten 2 Portraite sind. Die Neuern ahmen ihr dießfalls hier und da nach. — Die besten Künstler dieses Jahrhunderts sind J. Raph. Smith, ein sicherer Blondel, Faber, Ardell, Fry, Dickinson, Fisher, Blackmore, Wattson, Woolet, Phelipps, und die zween großen Meister Rich. Earlom, und William Pether. Von dem letzten als demjenigen, der alle andere übertrift, habe ich schon öfters Meldung gethan, und im 3ten Abschnitte soll sein Name nochmal rühmlichst vorkommen, wenn ich die schöne Hammerschmiede des Earlom behandeln werde. — Eins von Pethers vorzüglichsten Arbeiten ist dessen jüdischer Rabbi nach Rembrandt.

Noch muß ich mein Versprechen erfüllen, und diesen Abschnitt mit den illuminirten Werken beschließen.

Daß man mit mehrern Farben drucke, wissen die Leser aus meinem ersten Abschnitte. In dieser Art ist der so oft genannte Ploos der verwunderlichste Meister. Ob gleich aber seine Manier noch ein Geheimniß genannt wird, so haben sich doch schon einige gewagt sie nachzuahmen, und zwar der französische Kupferstecher Janinet mit vielem Glücke. Man hat von diesem bereits einige Blätter, die der ploosischen Kunst sehr nahe kommen. — Fr. Londonio ein Meyländer radirt sehr artig und leicht nach Berghem und

Roos,

Roos, druckt seine Platten auf blaues oder bräunliches Papier ab, übergeht sie dann mit dem Pinsel, und höhet die höchsten Lichter weiß auf. — Man hat von ihm auch ein und andere historische Stücke. Fast auf dieselbe Weise muß auch J. D. Landerer verfahren, von dem Orestrio im 2ten Theile S. 146 und 147 eine Beschreibung macht. — Seit einiger Zeit fangen so gar die Engelländer an einige ihrer schwarzen Kunstblätter mit verschiedenen Farben abzudrücken, meistens Portraite, und einzelne halbe Figuren oder Köpfe. Allein die wenigsten gelingen sonderlich, und sie färben Gesichter, Hände, und alles Fleisch sehr widernatürlich, als wenn alles so stark als nur möglich in Rouge getaucht wäre. — — Noch giebt es endlich mit Wasserfarben wirklich übermalte Kupfer. — Wenn dieß Uebermalen oder eigentliche Illuminiren von Künstlerhand geschieht, so läßt es schön. Allein das ist was seltenes, und die Bildchen, die in Augsburg und anderwärts von dieser Art zum Vorschein kommen, und womit andächtige Leute ihre Gebethbücher anfüllen, verdienen in Absicht auf die Kunst meistens nicht einmal den Anblick eines Kenners. — Entgegen verdienen die Loggien des Raphael alle mögliche Bewunderung, die illuminirt, und

unillu-

illuminirt in Rom herausgekommen. Volpato ist der Herausgeber davon, und alles Historische ist von seiner Hand gestochen. Die Arabesken aber sind von Ottaviani. Die Richtigkeit der Zeichnung, die Schönheit und Höhe der Farben, die Karnation, kurz alles ist zum Erstaunen groß und prächtig. Die Färbung ist mit ungemeinen Verstande behandelt, und die Abweichung derselben, das Glühende, die Schmelze, das Kräftige ist so gut erreicht, als es mit Wasserfarben möglich ist. Man kann sich auch kaum überreden illuminirte Kupferstiche vor sich zu haben, sondern man glaubt wirkliche Gemälde zu sehen. — Dieß Werk ist aber selten und theuer, und nur der Hr. Graf von Haimhausen besitzt es unter uns.

III. Abschnitt.

Nähere Zergliederung einiger der vorzüglichsten Blätter.

Endlich bin ich daran, die Beschreibung einiger ganz ausnehmend schöner Blätter zu liefern. Ich habe dazu keines von denen gewählt, welche schon in dem vierten Kapitel der englischen Ab-

hand-

handlung recensirt stehen, nicht als ob sie's nicht verdienten, sondern weil ich den Lesern nicht gerne das nochmal vorlege, was sie dort finden können, und weil es noch so viele andere Stücke giebt, die ein gleiches, und noch grösseres Recht haben, öffentlich und hoch angerühmt zu werden. — Die englische Abhandlung verewigte die Namen Blomaert, Salv. Rosa, Peter Testa, Smith, Will. Pether, Abraham Hondius, Du Jardin, Waterloo, Romeyn de Hooghe, und Hogarth: ich aber hebe die Namen aus von den grossen Männern Edelink, Masson, Suyderhoef, Strange, Earlom, Chodowiecki, Porporati, Rembrandt und Livens, und endlich Corn. Ploos. Vor allen wähle ich demnach:

Edelinks
heilige Familie nach Raphael.

Schöpfer grosser Ideale, unversiegte Quelle schöner Formen, Wunder im Ausdruck, grosse Regel der Nachahmung der Natur, allumfassendes Genie, Geist der Erhabenheit, Richtschnur der Wahl, du Einziger — — Raphael Sanzio von Urbino! — Vater der Kunst, und alleiniges Studium des Künstlers! Du Alles in Allem bist billig der Erste, den ich der unbeschränktesten Bewun-

wunderung darstelle, und derjenige, durch den Edelink zum größten Meister geworden. — — Unter Raphaels unsterblichen Werken behauptet seine heilige Familie einen der ersten Plätze. Er malte dieß Bild zwey Jahre vor seinem Tode 1518 für den König in Frankreich Franz I. Die königliche Gallerie bewahret diesen köstlichen Schatz noch mit ausnehmender Sorgfalt, und wie oft sich auch schon daran Zeichner und Stecher geübt haben, so hat doch keiner das Original besser erreicht als Edelink.

Die heil. Jungfrau neigt sich gegen das göttliche Kind Jesus, der fröhlich in ihre Arme eilt, den linken Fuß aber noch auf dem Kissen hat. Sie faßt ihn beyderseits unter den Achseln, und er hat das eine Händchen auf ihrer Schulter ruhend. Hinter der göttlichen Mutter steht der heilige Joseph auf seinen Arm gestützt. Auf der andern Seite zeigt sich die heilige Elisabeth, und ist bemühet dem kleinen Johannes eine Richtung zu geben, damit er seine Hände gegen den Erlöser falte; ein Engel streckt über der Elisabeth seine Arme stark aus, um das göttliche Kind mit Blumen zu überstreuen; ein anderer Engel, der sich zwischen ihm und Joseph

befindet, sieht ihn an, die Hände kreuzweis in einer andächtigen Lage auf der Brust. Das Zimmer, worinn diese heil. Handlung vorgeht, hat eine Oeffnung oder Fenster rückwärts des Engels, der die Blumen hinstreut, von da aus man einen Theil eines Gebirges erblickt. — Diese herrliche Zusammensetzung ist mit ausnehmendem Verstande angeordnet; die Gruppirung hat allenthalben die schöne Piramidalform, und Licht und Schatten sind so klug vertheilt, daß jede Figur vom Grunde wie abgelöst erscheint, und das Ganze mittels unmerklicher Abstuffung der Tinten die angenehmste Harmonie und Haltung gewinnet. Die Drapperie ist groß im antiken Geschmacke, und die Zeichnung — Aber wer kennt nicht Raphaeln als den vollkommensten Zeichner? — — Dieß sind nun zwar lauter Verdienste des Malers. Allein kömmt nicht auch ein Theil derselben dem Stecher zu, der im Stande war, so viele Schönheiten so würdig nachzubilden?

Ein charakteristischer Zug von Raphaels Meisterwerken, wie von den Antiken, ist der, daß sie lang und emsig mit versammeltem Geiste betrachtet seyn wollen, um den der Vollkommenheit allein eigenen unverlöschlichen Eindruck auf

unsre

unsre Seele zu machen, der die rasche Anstaunung des flüchtigen Begaffers so himmelweit übertrift. — Man hebe aus dem ganzen Bilde nur den einzigen Kopf der heiligen Jungfrau aus, studire ihn Tage lang, und man wird stets neue Wunder der Kunst darinn gewahr werden. Das höchste Ideal weiblicher griechischer Schönheit vereint mit jungfräulicher Zucht, edelm Anstand, himmlischer Anmuth, froher Heiterkeit, voll Friede, seliger Stille, holder Zärtlichkeit, voll sanfter Größe und Würde ist das Angesicht Mariä. Wer all das, und was ich nicht zu schildern vermag, darinn nicht findet, den bedaure ich von Herzen, wie den Kenner, der geraume Zeit vor dem Bilde steht, und ausruft: Was ist denn sonderliches daran? — Die große Einfalt, die stille Majestät, ohne Geräusch, ohne Zwang und Manirung (eben das macht die Nachahmung von ihm und den Antiken so schwer) herrscht durch die ganze unverbesserliche Figur von der Stirne an, worauf die Haare sanftwallend zurückfliessen, halb versteckt unter dem dünnen zarten Schleyer, der die Grazie des Kopfes und des zierlichen Umrisses erhöht, bis auf die Ferse herab. Der längliche schmächtige Hals ganz in griechischer Form; die eine nur wenig entblößte Schulter; der Saum des Kleides

 über

über dem Busen in einen artigen Winkel verlaufend; der weite Mantel, der über der andern Schulter in geschlängelten Falten hängt, und vorne prächtig herabfällt; die grossen Falten des ganzen Gewandes, im Gegensatz mit den kleinern verschobenen am Ermel (vermuthlich eine Nachahmung der nassen Kleidung der Antiken) kurz, Alles, Alles trägt bey die Schönheit zu erheben, und die herrlichste Wirkung zu thun. — Eben das gilt auch von dem Kinde Jesu. Aus seinem Auge spricht die Gottheit verbunden mit der freyen lächelnden Munterkeit, und der süßen gefälligen Unschuld der Kindheit, und Klopstock, h) dünkt mich, geht zu weit, wenn er nicht Edles genug im Gesichte Jesu zu finden glaubt, so wie er den Joseph tadelt, daß er sich auf den Arm stützt, welches, wie er meynt, nebst seiner Miene ihn zu ruhig zeige. Die Urtheile der Kenner sind oft so verschieden, als die Menschengesichter. Doch Klopstock gesteht dem ungeachtet, daß dieß Bild eins von Raphaels schönsten Werken sey. In jedem Gesichte liegt unendlich viel Interesse, selbst ein leichtes ätherisches Wesen zeigt sich an den beyden Engeln, und die himm-

h) Sieh dessen kleine poetische und prosaische Werke, Frankfurt und Leipzig im Verlag der neuen Buchhändlergesellschaft, 1771.

himmlische Freude lacht aus ihren Mienen, besonders dessen, der die Blumen hinstreut. — (Im Vorbeygehn muß ich anmerken, daß dieß leztere eine Lieblingsfigur des Raphael ist, die er öfters angebracht hat) — Die grosse Ruhe des heiligen Joseph paßt vollkommen auf sein Alter, und den männlichen Ernst; entgegen möchte ich fast selbst das Verkleinernde in der Handlung der heiligen Elisabeth, und in ihren Zügen mit Klopstock ahnden. Der geringfügige Umstand mit dem Halten der Aermchen des Johannes fällt mehr ins Tändelhafte, und ist nicht würdig genug der heiligen Erhabenheit, die aus dem ganzen Stücke hervorleuchtet.

Nun zum Kupferstecher. — Nach dem Urtheile aller Kenner ist dieß Edelinks größtes Kunststück. Die Freyheit des Stichels, das Kräftige seiner gezogenen Hauptfurchen, nebst der sanft verfließenden Feinheit seiner zarten länglichten Punkte, Striche und Linien, die er so gern zwischen den Größern anbringt, wenn er das Weiche und Runde des Fleisches ausdrücken will, seine Richtigkeit in der Zeichnung, und die seltene Kunst Raphaels Geist ganz in die Kopie zu bringen, erheben diesen Kupferstich zu einem der ersten in der Welt.

Frey, wie wir schon vernommen, hat ihn pünktlich und höchst mühsam nachgearbeitet, und er verdient dennoch viele Lobsprüche, wenn auch gleich die Freyheit fehlt, die bey der ängstlichen Bindung an sein Vorbild nothwendig fehlen musste; wenn gleich die kleinen Nuanzen hier mangeln, die in den Köpfen Raphaels so bedeutungsvoll sind. — Auch Bazin kopirte dieß Bild im kleinen Formate sehr artig. Allein hier vermißt man noch mehr Schönheiten, als in der Kopie des Frey, die Zeichnung ist minder richtig, und das Fleisch ganz punktirt.

Anton Massons Jünger in Emaus, nach Titian.

Haben wir vorhin mehr den Maler bewundert, so bewundern wir hier mehr den Kupferstecher. Böremon in seinem zweyten Theile von der Natur und Kunst in Gemälden beschreibt, wie wir schon wissen, diesen Kupferstich von S. 262 an bis 291. — Ich habe nichts bessers zu thun, als seine weitläuftige Schilderung in einen sehr engen Raum einzuschließen; denn es läßt sich wenig hinzusetzen.

Christus und die beyden Jünger sind an einer Tafel in einem geräumigen Saale. In der Mitte sitzt der Erlöser, der in der linken Hand das schon gebrochene Brod hält, mit der rechten aber den Segen giebt. Der eine Jünger sitzt dicht neben ihm, der Kopf ist im Profile, und er hat die Stellung eines Staunenden. Der zweyte Jünger an der Vorderseite des Tisches erhebt sich ein wenig, hat den Leib über den Tisch geneigt, und die Hände zum Bethen gefaltet. Zwischen Christo und dem ersten Jünger steht hinterhalb ein Mann mit aufgestrickten Ermeln, und auf dem Kopf eine Mütze. Man möchte ihn für den Wirth halten; und noch etwas mehr zurück trägt eine junge mit einem runden Hut bedeckte Mannsperson eine Speise auf. Unter dem Tische beissen sich ein Hund und eine Katze wegen eines Knochens. Der Saal hat vorderhalb des Erlösers, und zwischen dem sich aufrichtenden Jünger eine niedere Mauer zum Grunde, oder eine ziemliche Oeffnung, von da aus man in eine sehr angenehme Landschaft hinsieht. Das Haupt Christi ist Ideal, alle andern Köpfe aber sind Portraite. Der bethende Jünger stellt den Pabst Adrian VI, der andere den Kaiser Karl V, der Wirth den Beichtvater des Kaisers, und der junge Speisenträger den Sohn des Kaisers und nach-

maligen König in Spanien Philipp II, vor. — — Die Erfindung und Zusammensetzung ist eben nicht das gröſste Meisterstück des Titian, so auch das Gesicht des Heilandes, dem der erhabne Charakter der Gottheit fast gänzlich fehlet. Das Kostume leidet hier und da, unerachtet der Entschuldigungen, die Böremon anbringt; denn wie kömmt der römischkaiserliche doppelte Adler, abgebildet an der Wand, hinter Karl V, in diese Geschichte? Das Beiſsen der Thiere unter dem Tische, welch ein nichtiger kindischer Einfall ist dieser! wie entstellt er nicht die hohe Feyerlichkeit einer so heiligen Handlung? — Entgegen ist die Arbeit des Kupferstechers das verwunderlichste Meisterwerk, und wegen dieser, nicht wegen der Anordnung des Bildes, ist dieſs das erste in der Welt unter den gestochenen Blättern. Jeder Kopf ist anders behandelt, jeder andere Gegenstand wieder anders. Der sich halb erhebende vorderste Jünger ist die herrlichste Figur in diesem Stücke, voll Geist, und wahrhaft titianisch. Der Grabstichel kömmt in Haaren und dem Gesichte der malerischen Unordnung des Essens bey, und die ganze Figur ist bald dreist und kräftig, bald nachläſsig und gelinde behandelt. Die wellenförmige Schraffirung des Mantels ist kostbar. Das Gesicht König

Phi-

Philipps II macht, in Mellans Geschmack, eine einige Spirallinie aus, die sich am Kinne anfängt. Die Haare an den Figuren und den Thieren, die Gläser, der Teppich, und besonders das schöne Tischtuch mit allen seinen Falten und Brüchen (man glaubt das Papier wirklich runzlicht zu erblicken, und gleich machen zu müssen) sind unbegreiflich gemacht. Die Italiäner nennen dieß Bild wegen der Schönheit des Tischtuchs nur gemeiniglich das Tischtuchblatt, il quadro della tovaglia. Luft, Wolken, Bäume, Berge und Ebenen, und die Trümmer von Gebäuden in der Landschaftsaussicht, Alles ist so unvergleichlich, daß man in Erstaunen geräth. — Herr Füeßlin, der in der neuen Ausgabe seines Künstlerlexikons in Fol. ganz anders davon, als in seinem raisonirenden Verzeichniße urtheilt, (vermuthlich haben ihn zu jenem härtern Urtheil, das Orestrio widerlegte, die Fehler der Komposition veranlässet) sagt billig, daß Niemand so wie Masson „seine „Schraffirungen nach der Behandlung des „Pinsels, nach der Lage der Muskeln, oder „nach der Ordnung der Falten und dem Charakter der Stoffe anzulegen wußte; daß „er jeden Gegenstand in einem so hohen Grade der Wahrheit nachahmte, daß es schwer-

„ lich möglich ist, diese Kunst höher zu trei-
„ ben; daß endlich kein Kupferstecher mit dem
„ Grabstichel auf so vielerley einander ganz
„ unähnliche Manieren gearbeitet habe.„ —
— Das Stück wird oft sehr hoch verkauft, und
manche Liebhaber biethen darum 4 auch 5 Louis-
d'ore. Mir wenigst ist keine Kopie davon bekannt,
wenn man nicht etwa ein höchst elendes Blättchen
für eine Kopie annehmen will, worauf nur die drey
Figuren, Christus und die zween Jünger nämlich,
am Tische sich befinden.— Und welcher vernünftige
Künstler mag es wohl auch wagen, so was zu
kopiren? — Unterhalb steht der Name des Ma-
lers und Stechers. Aber Masson war damit noch
nicht zufrieden, sondern brachte seinen Namen auch
neben dem Adler auf der Wand so künstlich an,
daß man kaum die Spuren von Buchstaben ent-
decken kann, obgleich ziemlich groß gegraben steht:
ANT. MASSON. SCVLP. — Noch muß ich
anmerken, daß dieser Kupferstich nicht umgekehrt,
sondern dem Gemälde gleich gearbeitet ist. Er hat
in der Höhe ungefähr gegen 16, in der Länge ge-
gen 22 Zoll, da das Gemälde 5 Schuhe hoch, und
7 breit ist.— Ich sollte auch noch vom Portrai-
te des Dupuis handeln. Allein dieß Versprechen
erfülle ich ein andermal.

Jonas Suyderhoefs
Sturz der Engel, nach Rubens.

Peter Paul Rubens von Antwerpen, (gebohren zu Kölln am Rhein) ist unter allen Malern, die jemal gelebt haben, unstreitig das feurigste Genie, so wie Raphael das erhabenste ist.— Unter seinen so unzähligen Werken ist dieser Engelsturz gleichsam der ganze Inbegrif seiner Talente, und zugleich seines zügellosesten Schwunges.— Nichts ist damit zu vergleichen, als das jüngste Gericht des Michael Angelo Bonaroti, (von Leonard Gaultier klein, sehr artig, aber weit schöner von Martin Rota groß und klein gestochen) welches zwar eine noch grössere Komposition, und edler, und besser gezeichnet, und erhabener, doch nicht so voll ungemeiner Glut, und dichterisch erhizter Phantasie ist.

Dieses unvergleichliche Kunststück besitzen Sr. kurfürstl. Durchleucht zu Pfalz, unser gnädigster Landesherr in Höchst Ihrer Gallerie zu Düsseldorf, und der Originalkupferstich davon, den ich eben vor mir habe, gehört in die sehr schätzbare Sammlung meines Freundes und Vetters Franz Rudorfs.— Links und rechts des Bildes öffnen sich unermeßliche Abgründe voll Rauch und Feuer, entzündet durch die Stralen, die von oben herabschiessen, und durch die Blize,

ge-

geschlendert aus den Händen der Engel. Zu oberst erscheint der heilige Michael gerüstet wie ein Held, in der einen Hand einen stralenden Schild, in der andern den rächenden Donner des Höchsten. Er fliegt schnell wie der Gedanke mit gesträubtem Haupthaar auf die Empörerrotte herab, und aus seinem Angesichte leuchtet der heilige Grimm, womit er für die Sache Gottes eifert. Sein nachläßig um die Hüfte geschlungener Mantel flattert wie das Pannier eines Siegers über seinem Haupte hin. Mehrere Engel folgen seinem Beyspiele, und stürmen auf die Teufel los, die in größter Unordnung und Verwirrung auf allen Seiten haufenweise herunterstürzen, unverschämt genug noch im Fallen selbst einige der sieghaften Engel mit sich herabziehen zu wollen. — Das Gewimmel der Fallenden; die verwickelten in einander sich verschlingenden grossen und unverbesserlichen Gruppen; die unendliche Verschiedenheit von Formen, Stellungen, Wendungen, Gestalten, alles kühn, beherzt und flüchtig hingeworfen; die ungeheure Zusammensetzung; das Fürchterliche, Schreckliche, und Gräßliche der ganzen Anordnung, und selbst das Unregelmäßige der Zeichnung, das sogar auch hier

und

und da gefällt, ist höchst verwunderlich, hinreißend, und mit Worten unbeschreiblich.

Rubens hat nicht Zeit erst mühsam zu überlegen, ob dieser oder jener Theil nicht noch besser gezeichnet seyn könnte. Wie ein schnelles Gewitter, oder wie die brennende Lava, die von unterirdischen Feuerherden losströmt, über alles siedend und tobend hinsprudelt, reißt sein Enthusiasmus unaufhaltsam ihn fort über Ebenen und Berge, und erlaubt ihm keine Seitenblicke auf vorkommende Schwierigkeiten zu thun. — Dieß ist die große Ursache, warum man manchmal so viel Inkorrektion bey ihm antrift, bey ihm, der gar wohl zeichnen konnte, wenn die Begeisterung ihn minder berauschte. — Aber das geschah ziemlich selten; denn

Seht ihr den Bergstrom dort nicht? So, wie lautbrüllender Donner,
Schießt er, von eigenem Duft umnebelt, die Felsen herunter
Senkrecht Fall auf Fall. Mit edelm Ungestüm hassend
Alle Beschränkung durchgräbt er zwanzig marmorne Dämme,

Brei-

Breitet rings um sich aus, bohrt neue Rinnsale, wälzet
Lasten von Steinen vor sich daher, und frißt an der Wurzel
Einer hundertjährigen Eiche, die einwärts gebeuget
Nachgiebt dem Stärkern, und lecket anjetzt am silbernen Schaume,
Den ihr stolzer Wipfel zuvor mildthätig beschattet,
Bis durch hundert Krümmungen sich der oft unterbrochne
Fluß ins Thal ergießt, und kleine stillflisternde Bäche
Mit Verachtung im hohen Geräusch hellschimmernd vorbeyrollt.
Seht ihr, kennt ihr den Strom? Er ist der köllnische Rubens,
Er, den Mutter Natur — an ihren Brüsten gesäuget —
Ueber den kriechenden Schwall der zitternden Nachahmer aufschwang,
Und hinstellte zum Muster, wie ohne die ängstlichen Steige,
Ohne gekünsteltes Regelsystem das freye Genie sich
In dem Maler und Dichter bis zu den Sternen erhebet.

Al-

Alle Wege sind ihm gebahnt, tragische Scenen, wilde Thierhatzen, und dann muntere Scherze, Feste und Tänze mit Blumen bekränzter Nymphen und Satiru, und dann auch die große ländliche Einfalt in paradisischen Fluren, gefüllt mit zahlreichen Heerden. Doch wessen Feder ist im Stande dem Pinsel des Rubens zu folgen? — Ich habe genug ausgeschweift, und komme jetzt vom Maler zum Stecher. Suyderhoef, der seinen Lehrer Soutmann übertraf, gefällt dadurch am meisten, weil er das Malerische der freyen Behandlung der Radirnadel durch den Grabstichel so sehr unterstützt, daß daraus die schönste Harmonie entspringt, und man fast anstehen möchte, ob man seine Arbeit für radirt oder gestochen angeben soll. — Das Blatt, das ich hier beschrieben, und der größere Engelsturz des Rubens ist, hat eine sehr beträchtliche Größe, und ich kann nicht umhin, ehe ich mich davon entferne, auch einen Fehler widers Kostume zu rügen, der aber den Erfinder angeht. Warum hat denn Rubens hierinn so viele weibliche Figuren angebracht? Da er keinen auch nur halb vernünftigen Grund, warum er dieß that, haben konnte, so ist eine Entschuldigung dieses Fehlers nicht einmal möglich, und dieser Umstand ist um so weniger erklärbar, als sich in seinem

klei-

kleinern Engelsturze keine Spur eines ähnlichen Verstosses findet.

Robert Strange's
Wahl des Herkules, nach Nik. Poussin.

Man darf ein Gemälde des Nik. Poussin vor die Hand nehmen, welches man will, so entdeckt man darinn jederzeit sogleich den grossen Schüler der Antiken und des Raphael. — Das gegenwärtige Bild besteht nur aus 4 Figuren. Herkules steht in der Mitte, die rechte Hand auf seine Keule gestützt; der linke Arm, über den die Löwenhaut hängt, ist zurück auf den Rücken gelegt; um seine Stirne windet sich ein Kranz von Eichenlaube, und sowohl das Gesicht, als die ganze Stellung verräth seine große Aufmerksamkeit auf die Lehren der Tugend, gegen die sein Kopf gewendet ist, und die ihm zur Linken steht. Rechts befindet sich das Laster oder vielmehr die Wollust, und zu ihren Füssen steht der kleine Amor mit dem Köcher auf dem Rücken, wie er mit einer Hand sich an seiner Mutter festhält, mit der andern dem Herkules Rosen hinauf reichet. Rückwärts der Wollust ist ein Baum angebracht, daneben sich eine gebirgige Gegend in etwas öffnet, und hinterhalb den

beyden

beyden andern Figuren sind schroffichte Felsen. An der Tugend ist Stellung, Lage der Haare, Gewand, und Alles höchst einfach. Sie bedarf keines äußern Glanzes um sich zu empfehlen; daher die große Simplicität, die ihr der dichtende Maler gegeben. — Wie sie da steht, die Göttliche, die Rechte erhoben, und mit dem Zeigefinger auf den Himmel weisend, die Linke leicht herabgesenkt! das Haupthaar, von einer schmalen Schleife nachläßig zusammengehalten, wallet sanft ohne allen Putz den schönen Nacken herunter. Ernst schwebt auf der kurzen Stirne; das große Aug, die sanft geblähte Nüsse der Nase, und der halb geöffnete Mund spricht stolze Verachtung der Lüste, Genügsamkeit und himmlische Seligkeit im Bewußtseyn wahrer innerer Größe. Ueber das ganze herrliche Profil dieses Kopfes ist vielmehr Seelenhöhe, Friede, und stille Majestät, als eigentlich weibliche Schönheit verbreitet. Der unvergleichliche Hals trägt dazu bey die Würde zu erheben, und die weiße, leichte, dünne, aber sittsame Kleidung, unter dem keuschen Busen von einem breiten Gürtel umschlungen, ist ganz angemessen dem jungfräulichen Anstand, der Reinigkeit und Unschuld. Die Faltenwürfe sind unvergleichlich. Man kann die Tugend nicht an-

ders

ders vorstellen, als sie Poussin vorgestellet. — Herkules ist vollkommen gut gezeichnet. Man kann von ihm beynahe sagen, was Winkelmann i) von dem schönen Apollo im Belvedere sagt, „ein ewiger Frühling bekleide die reizende „(nervöse) Männlichkeit vollkommener Jah„re, und spiele auf dem stolzen Gebäude sei„ner Glieder." — Herkules, der sein geistvolles Angesicht, bewachsen mit einem schönen männlichen Barte gegen die Tugend gewendet hat, sieht sie gleichwohl nicht an, sondern tiefsinnig nachdenkend vor sich hin, wie jeder Abstrakte thut. Die Muskeln des Gesichtes arbeiten alle unter der Anstrengung der ernsten Ueberlegung. Er ist schon mehr als halb überzeugt durch den ungeschminkten Vortrag ihrer ewigen Wahrheiten. Die Wollust hat Alles, was sie charakterisiren kann, so gar bis auf die Haarkräuseley, die Blumen in den Locken, und die minder züchtige Lage des Gewandes. — Sie geht nicht auf blossen Füssen wie die Tugend, und in ihrem ganzen Wesen ist etwas Geziertes. Das Profil des Kopfes ist weiblich schön, aber voll boshafter List und Frechheit im Auge, voll Lüsternheit im wei-

ten

i) S. die neue Ausga. von dessen Geschichte der Kunst des Alterthums, Wien im akad. Verl. 1776. Seite 814 u. s. w.

ten Munde, und dem kurzen Kinne. Der Hang nach Müßiggang und Weichlichkeit ist im ganzen Gesichte und Körper ausgedrückt, so wie auch in den schalkhaften Mienen und Blicken des Amor. Indessen hat selbst auch diese weibliche Figur eine gewisse ihr zukommende Würde, die sie vom Pöbel unterscheidet. Ein anderer Maler, z. B. ein toller Sprenger, hätte der Wollust eine ungezogene gauckelnde Stellung, unnatürlich verschränkte Gliedmassen, und die lächerlichsten Grimassen im Gesichte gegeben; er hätte sie zur feilsten Dirne und zur schändlichsten Viehmagd herabgewürdiget. — Das Verdienst des Kupferstechers ist übrigens beynahe so groß, als das des Malers. Die Richtigkeit und Schönheit der Umrisse und der Zeichnung, seine kühne Art zu schraffiren nebst den wunderlichen oft sich kreuzenden länglichten Punkten, womit er besonders die fleischigten Theile und die Muskeln im höchsten Lichte weich hält, weisen ihm seinen Platz unter den Künstlern vom ersten Range an. Er scheint hier und da den Masson studirt zu haben, obgleich er von den gewöhnlichen Manieren in vielen Stücken sehr abgeht.

R. Earlom's Hammer- oder Eisenschmiede, nach Josua Wright.

Wenn ich diese Hammerschmiede des Earlom allen Blättern in der schwarzen Kunst vorziehe, so hat es damit eben dieselbe Bewandniß, welche es bey der Vergleichung zwischen Edelinks heiliger Familie, und Massons Emaus hatte. Masson war ein größerer Kupferstecher als Edelink, aber Edelink hatte ein größers Originalgemälde vor sich als jener. — William Pether übertrift den Earlom nach dem Ausspruche der Kunstkenner. Allein ob er gleich auch mehreres nach Jos. Wright, und besonders ebenfalls eine Schmiede (a Fabriers Schop.) herrlich gearbeitet: so steht er hierinnfalls doch dem Earlom, aber nicht weiter, nach, als in wie weit seine Schmiede der Erfindung der andern, die jener kopirte, nachsteht. — Das Künstlerlexikon nennt den Wright einen grossen Künstler in Nachtstücken, und rühmt seine Geschicklichkeit im Ausdruck, im Kolorite, im Helldunkel, und in der Leichtigkeit des Pinsels; aber es tadelt zugleich seinen Mangel an gutem Geschmacke, und heißt seine Figuren plump, und niemal aus der schö-

nen

nen Natur gewählt. Dieses Urtheil ist in Absicht auf andere Werke von ihm großentheils richtig, und 2 andere Schmieden, davon eben auch wieder Earlom eine, und die andere, die ich kurz zuvor genannt habe, worinn ein Gaul vor der Schmiede angebunden steht, Will. Pether gemacht hat, bestättigen es ziemlich. Allein diese Hammerschmiede, die ich hier zu beschreiben vorhabe, ist eine so gewaltige Ausnahme, daß ich vielmehr für so gemeine Leute die Gesichtszüge zu erhaben finde.

Das Blatt ist nach der Breite und sehr groß. Einer der Arbeiter hält ein glühendes Stück Eisen mit der Zange über dem Amboß, und neigt sich auf die Seite, um den Funken auszuweichen. Der große Hammer ist eben darüber erhöht, und im Begrif darauf zu fallen; hinterhalb bemerkt man das Rad, das ihn bewegt, die Feueresse selbst ist aber stark seitwärts, und nicht eigentlich sichtbar. — Das ganze Bild hat kein anders Licht, als das einige glühende Stück Eisen, das Alles beleuchtet. Ein Alter auf seinen Stock gelehnt sitzt im Vorgrunde mit zurückgewandtem Gesichte; ein Kind stützt sich mit dem Kopfe und dem einen Aermchen auf des Alten Schenkel.

Hinter dem Arbeiter, der das Eisen hält, steht der Meister selbst mit ineinander verschlungenen Armen, das Gesicht und den bedeutenden männlich zärtlichen Blick auf das artigste Mädchen, das ich je geschildert gesehen, gerichtet. Seine Müze hängt schief über die Stirne, und bedeckt das eine Aug und einen Theil der Nase. Neben ihm ist die Magd (oder soll es seine Frau seyn? Für diese hat sie mir in Verhältniß mit den andern Figuren zu wenig Edles) im Begriffe das eben genannte Kind fortzutragen, das sich über ihre Achsel zurücklehnt, und schalkhaft lächelt. Dieses Köpfchen ist ganz das wahre Ideal der kindischen Lebhaftigkeit, unschuldigen Heiterkeit, und Schönheit; das Feuer der Jugend blizt so zu sagen aus den Augen. Um die Magd schlingt sich ein größeres ohngefähr siebenjähriges Mädchen, das neben ihr steht, und sie im Gehen aufhalten zu wollen scheint. Auch dieß Mädchen ist schön, und voll Munterkeit; hinter ihnen ist ein zottichter Hund. — Die Wirkung von Licht und Schatten ist unbegreiflich und unmöglich zu beschreiben, eben so wenig, als der helle sprüende Glanz des glühenden Eisens, dem man nahe zu kommen fürchtet. Die wegsprizenden Funken und der dünne Rauch, der davon aufsteigt, erheben

die

die Wirkung noch mehr. — Es kann nichts schöners in der Art geben als diesen Kupferstich, und wo ist wieder eine andere Manier, die den Nachtstücken so gut zu statten kömmt, wie die schwarze Kunst? — Dieses Bild ist übrigens sehr theuer, kam beym Verleger Boydell 1778 heraus, und hat den Titel: An Iron Forge. — Auch ein gewisser Green, der sich heut zu Tage ziemlich auszeichnet, hat sonst viel nach Wright gearbeitet. — Das eben recensirte Blatt besitzt hier meines Wissens Niemand als der Hr. Graf von Leibelfing, der es mir gütigst zur Einsicht mittheilte, so wie auch das vom Strange und Porporati.

Chodowiecki's Calas; Livens Lazarus; Porporati's Tod Abels nach Adr. van der Werf, und Corn. Ploos.

Allen diesen Meistern kann ich nicht mehr, wie ich wohl Anfangs gesinnet war, jedem einen eigenen Artikel widmen. Der Verleger und der Buchdrucker dringen zu sehr in mich meine Abhandlung abzukürzen, und die Herausgabe dieses Bandes zu beschleunigen. Mithin muß ich sie schon kurz zusammenfassen, und das kann ich um

so eher, als von ihnen ohnehin schon oft genug Meldung geschehen.

Chodowiecki sey der erste. — Sein Johann Calas, den mir Hr. Graf v. la Rosee zur Einsicht erlaubte, ist ein Meisterstück von der ersten Klasse. — Er hat uns gezeigt, daß man um erhabene Vorstellungen zu liefern nicht immer Götter, Halbgötter, Helden und Prinzen wählen müsse. Er hebt seinen Helden aus dem Mittelstande aus, und schildert die gefühlvollste Scene aus der Geschichte eines Mannes, davon Zeitungen und Jahrsbücher, Memoiren und Poesien voll sind. — — In unsers so empfindsamen und großen Dichters C. F. Weiße 5ten Theil seiner Trauerspiele kann man Alles umständlich lesen, und das Trauerspiel Calas selbst hat die ganze bis zu Thränen rührende Handlung, wie sie Chodowiecki groß und edel gruppirte, ohne was daran zu ändern, in des 5ten Aktes 4 Auftritt aufgenommen, und dieß so gar in einer Anmerkung S. 298 angeführt. — Dorthin also verweise ich den Leser, Oder soll wohl ein Liebhaber des schönen Geschmackes unter uns seyn, der einen Weiße nicht kennt? — Bisher hatte man immer irrig geglaubt, daß die modernen

Trach-

Trachten und Moden sich für das große Historische nicht schickten. Allein Chodowiecki hat diesen Irrthum am gründlichsten durch seinen Calas widerlegt. Es kömmt nur darauf an, wer es in seiner Gewalt hat, aus Allem Alles zu machen, die Freyheit und die Rechte der Natur zu handhaben, und nichts unbenutzt zu lassen. — Unter uns kennt man dieses herrliche Bild meist nur aus der Kopie in gleicher Größe und schwarzer Kunst vom Herrn Haid in Augsburg. Doch so gut auch diese Kopie ist, so ist der Originalstich gleichwohl weit vortreflicher, und noch besser dünkt mich die nochmalige Bearbeitung dieses Gegenstandes in Chodowiecki's gewöhnlichem sehr kleinen Formate, (er ist, wie ich schon bemerkt habe, darinn immer glücklicher) so wie sie vor dem 5ten Bande der weißischen Trauerspiele erscheint. Da hat er in der Gruppe des Hintergrundes um eine Figur mehr angebracht, den einen Fuß, den Kenner sehr verzeichnet gefunden, verbessert, und die Expression im Gesichte des Calas und seiner Tochter, die sich über ihn neigt, noch rührender erhoben, obgleich der freye Schwung der Radirnadel, der auf der größern Platte herrscht, hier freylich nicht statt haben kann, und auch die

Dun=

Dunkelheit des Hintergrundes, und der ganze starke Ton zu sehr, ich weis nicht warum, im Kleinen verändert erscheint, und überhaupt wegen der Form die Parthien näher zusammen gerücket sind. — Bey dem Nachdrucke dieses 5ten Bandes findet sich eine schlechte Kopie dieses kleinern Originals.

Johann Livens hat eine sehr kostbare und seltene Erweckung des Lazarus im Geschmacke Rembrandts, oder nach Rembrandt, wie einige wollen, in größerm Formate radirt. Klopstock recensirt dieß Blatt in seinen kleinern poetischen und prosaischen Schriften S. 201, und schreibt es geradehin dem Rembrandt zu. Hier sind seine Worte: „Wer kann einem Rembrandt „widerstehen, wenn in einer seiner Arbeiten „der Erlöser in einem weiten und hohen „Todtengewölbe mit der Stille, und der „Majestät der Allmacht steht, und weit un- „ter seinen Füssen der erwachte Lazarus seine „Arme (nur diese sieht man) aus einem tie- „fen Grabe nach seinem großen Helfer em- „porstreckt.“ — Jedermann sieht beym ersten Anblicke, daß dieß Livens Lazarus ist, und es kömmt nur darauf an, ob vielleicht Klopstock-

eine

eine Originalzeichnung, oder ein Gemälde des Rembrandt gesehen, welches etwa Livens nachradirt hatte; denn die bekannte Erweckung, die Rembrandt selbst herausgegeben, ist eine ganz andere Zusammensetzung, und, bis auf den Erlöser selbst, in meinen Augen auch besser. Licht und Schatten sind dort schöner vertheilt, die Figuren artiger gruppirt, und es ist mehr Interesse in den Köpfen, obgleich die meisten Stellungen etwas ins Manirte fallen, und ihnen die edle Simplicität fehlet. Diese herrscht hier im Livens ganz, und ich sehe All das darinn, was Klopstock gesehen. Aber nicht alle Augen beobachten auf gleiche Art. Ich weis Kenner, die gerade den Heiland für die schlechteste Figur dieses Blattes halten, da sie jenen im Rembrandt, dessen Kopf Profil ist, und der den einen Arm hoch erhebt, und den andern auf die Hüfte stützt, unendlich höher schätzen. — In Livens Lazarus mißfällt mir der Kopf des Weibes, das die Leichentücher wegnimmt, gar sehr, und die langen zu häufigen Stralen, die um den Sohn Gottes das ganze hohe Gewölbe ausfüllen, fallen beynahe ins Kindische.

Der Tod Abels, bey Porporati nach Adr. van der Werf gestochen, ist in Absicht auf die Zärtlichkeit seines Grabeisens, und den weichen Ton ein gar schätzbares Blatt. Auch dieErfindung und Komposition ist groß und edel. Abels Kopf ist völlig antik,undseineStellung wohl gewählt,aber an derZeichnung könnte man ein und anders aussetzen. Sogar die Kleinigkeit, daß der todte Abel an der Hand des einen ausgestreckten Armes den Zeigefinger so zierlich hinhält, beleidigt mich. Der Schmerz der Menschenmutter ist im Gesichte, und der ganzen schönen Figur ungemein rührend ausgedrückt, und ich würde dieses Blatt, auch in Absicht auf die Erfindung, unter die vornehmsten in der Welt zählen, wenn Vater Adam mir nicht so sehr mißfiele. Stellung, Miene, Affekt, Alles ist gezwungen, und das Aug steckt förmlich verkehrt im Kopfe.

Das Werk des Corn. Ploos, davon ich so oft geredet, und das allhier nur unser erlauchte Herr Graf v. Haimhausen besitzt, wird noch immer durch neue Blätter vermehrt. Der Künstler dedicirte es dem Bürgermeister von Amsterdam Jonas Witsen den 1. Februar 1765, und sein jüngstes hier bekanntes Blatt (ihre Anzahl

beläuft sich bisher auf 30) ist nach Terburg und vom Jahre 1779. — Er arbeitet nach nichts geringerm als Rubens, van Dyk, Rembrandt, Ger. Douw, Mieris, Abr. Bloemaert, Ostade, Brouwer, Tenier, Berghem, Wouwerman, Miel, van Goyen, u. s. w. meist lauter Gemälden, oder Handrissen, die seine eigene Sammlung zieren. — Seine Manier habe ich hinlänglich beschrieben, und der Augenschein sagt hier mehr, als alle Beschreibung.

Ich kann also jetzt füglich schließen, und meine Leser werden es vergeben, wenn bey aller Aufmerksamkeit und Nachforschung gleichwohl ein und anderer berühmter Meister, oder dessen vorzüglichste Arbeit mir entgangen ist. Eine zweyte Auflage, wenns je dazu kömmt, soll keine Lücke mehr übrig lassen, und vermuthlich um ein paar Abschnitte stärker werden. — Neu konnte ich nicht immer seyn, und mußte vieles, wie in dergleichen Schriften nicht anders möglich, nachsagen. Aber ich wählte größtentheils einen andern Standpunkt, und wahrhaft neu, und ganz mein eigen ist doch ein starker Drittheil des Werkchens. — So viel sey wegen jenen erinnert, die außer der Neuheit kein Verdienst gelten lassen.




Stanford University Libraries
3 6105 126 575 880

